

STUDIEN

**FRANK KLEEMANN,
INGO MATUSCHEK, STEFFEN NIEHOFF**

EHEMALIGENSTUDIE **BEFUNDE ZUR STUDIEN- UND** **PROMOTIONSFÖRDERUNG** **DER ROSA-LUXEMBURG-STIFTUNG**

Dr. FRANK KLEEMANN, Institut Arbeit und Gesellschaft und Institut für Soziologie
der Universität Duisburg-Essen

Dr. INGO MATUSCHEK, Institut Arbeit und Gesellschaft und Institut für Soziologie
der Friedrich-Schiller-Universität Jena

STEFFEN NIEHOFF, Institut für Soziologie der Friedrich-Schiller-Universität Jena

IMPRESSUM

STUDIEN wird herausgegeben von der Rosa-Luxemburg-Stiftung
und erscheint unregelmäßig

V. i. S. d. P.: Marion Schütrumpf

Franz-Mehring-Platz 1 · 10243 Berlin · www.rosalux.de

ISSN 2194-2242 · Redaktionsschluss: Dezember 2012

Layout/Herstellung: MediaService GmbH Druck und Kommunikation

Gedruckt auf Circleoffset Premium White, 100% Recycling

INHALTSVERZEICHNIS

Einleitung	5
1 Soziodemografische Grunddaten	7
2 Bildungs- und Förderungsverlauf	11
2.1 Ehemalige StudienstipendiatInnen	11
2.2 Ehemalige PromotionsstipendiatInnen	14
3 Eingangsvoraussetzungen und Studienmotivationen	17
4 Finanzierungswege für Studium und Promotion	21
4.1 Motive zur Förderung durch die RLS	21
4.2 Alternative Finanzierungsmöglichkeiten	26
4.3 Erwerbstätigkeit im Studium	27
4.4 Unterstützungsleistungen in der Promotionsphase	27
4.5 Selbstverständnis als StipendiatIn	28
5 Erwerbseinstieg und verläufe	31
5.1 Erwerbseinstieg nach Studium und Promotion	31
5.2 Berufseinstiege und verläufe von Studien- und PromotionsstipendiatInnen im Vergleich	33
5.3 Exkurs: Ehemalige StipendiatInnen auf dem Weg zur Professur	36
5.4 Einstellungen zu Beruf und Karriere	37
6 Förderphase: Evaluation der ideellen Förderung	42
6.1 Ideelle Förderung: Angebote und deren Nutzung	43
6.2 Ideelle Förderung – Bewertung durch die StipendiatInnen	50
6.3 Ideelle Förderung – Effekte auf Fähigkeiten/Kompetenzen der StipendiatInnen	53
6.4 Ideelle Förderung – Beeinflussung des Denkens und Handelns	56
6.5 Ideelle Förderung – Gesamtbilanz der StipendiatInnen	58
7 Engagement in Gesellschaft und Stiftung	63
7.1 Entwicklung des gesellschaftlichen Engagements – Aktivitätsbereiche	64
7.2 Beschränkungen des Engagements während der Förderung	66
7.3 Teilnahmehäufigkeit an einzelnen Veranstaltungsarten	69
7.4 Nutzung der Angebote des Studienwerks nach der Förderphase	71
7.5 Aktivität im Rahmen der Rosa-Luxemburg-Stiftung während der Förderphase	72
7.6 Aktivität im Rahmen der Rosa-Luxemburg-Stiftung nach der Förderung	74
7.7 Orientierungen auf Alumni-Arbeit und Austausch mit Ehemaligen	75
8 Lebensweltliche Orientierungen der StipendiatInnen	83
8.1 Relevanz wichtiger Lebensbereiche	83
8.2 Politische Positionierungen	84
8.3 Leitende Lebensvorstellungen/Selbstwirksamkeit	85
8.4 Nutzungsweisen linker Medien	87
9 Schluss: Diskussionsanregungen	89
Angeführte Literatur	91

EINLEITUNG

Das Studienwerk der Rosa-Luxemburg-Stiftung unterstützt seit über zehn Jahren Einzelpersonen im Hinblick auf materielle wie ideelle Förderung von Studium oder Promotion. Enge Kontakte zu den StipendiatInnen sowie die Selbstverwaltung der Geförderten sind neben regelmäßigen Angeboten wie z. B. Ferienakademien wichtige Kennzeichen dieser Förderung. Um diese Anstrengungen zu bilanzieren, hat die Rosa-Luxemburg-Stiftung die vorliegende Studie in Auftrag gegeben, die zum einen eine Analyse der bisherigen Förderung im Hinblick auf die Förderziele und zum Anderen den Berufseinstieg und -verlauf der Geförderten fokussiert. Erkenntnisse sollten auch dazu gewonnen werden, wie Förderinstrumente wirken und wahrgenommen und inwieweit dadurch stetige Bindungen zur Rosa-Luxemburg-Stiftung bzw. ihrem politischen Umfeld begünstigt werden. Zentral sind die Fragen danach, ob und in welchem Umfang die Ziele der Rosa-Luxemburg-Stiftung in Bezug auf die Förderung von Studierenden und DoktorandInnen erreicht werden und wie nachhaltig dies ist, auch in Bezug auf das politische Engagement der StipendiatInnen und ihr Interesse an einer Alumni-Arbeit.

Die Befragung von Ehemaligen ist ein relativ seltenes Unternehmen im Kontext der Studienwerke der unterschiedlichen politischen Stiftungen. Die vorliegende Studie ist dabei keine klassische Evaluationsstudie, wie sie für den Bereich des Studienwerks der Rosa-Luxemburg bereits im Hinblick auf die ideellen Fördermaßnahmen vorliegt (Hany 2010), noch ist sie, wie für die Hans-Böckler-Stiftung erstellte Studien über deren Förderungspraxis, eine vergleichende Untersuchung von kurz zuvor Geförderten, HochschuldozentInnen und VertrauensdozentInnen (Enders 2005) oder ein Längsschnitt über zurückliegende Kohorten von Geförderten (Froh Wieser et al. 2009). Vielmehr sollten entsprechend der oben angeschnittenen Fragestellungen vertiefende Erkenntnisse zur Arbeit des Studienwerks der Rosa-Luxemburg-Stiftung auch jenseits der Werturteile der Befragten gewonnen und aufbereitet werden. Im Einzelnen wurden folgende Themenkomplexe erfasst:

- Realisierung der Ziele der Rosa-Luxemburg-Stiftung bezüglich ihrer Förderung, spezifischer Zielgruppen und des politischen Engagements
- Wege zum Studium sowie Verlauf von Studium bzw. Promotion
- Übergänge von der Hochschule in den Beruf
- Wahrnehmung der materiellen und ideellen Förderung
- Bewertung der materiellen und ideellen Förderung
- gesellschaftspolitisches Engagement und Vernetzung vor, während und nach der Förderung.

Mit diesem Themenkanon spannt sich der Bogen von der Orientierungsphase der Befragten vor der Bewerbung über den Eintritt in die Förderung und die Aktivi-

täten innerhalb dieser Phase bis hin zum Studien- bzw. Promotionserfolg und den daran gegebenenfalls anschließenden Übergang in den Beruf sowie die Konsolidierung darin. Neben diesem Verlauf sind jedoch auch außerberufliche soziale und politische Aktivitäten erfasst.

Die Erhebung basiert auf einer Online-Befragung aller über BMBF-Mittel geförderten ehemaligen StipendiatInnen der Rosa-Luxemburg-Stiftung sowie ergänzenden qualitativen Einzel- und Gruppeninterviews. Die aus Mitteln des Auswärtigen Amtes geförderten ausländischen StipendiatInnen wurden nicht in die Erhebung einbezogen. Für die Online-Befragung lagen dem Studienwerk der Rosa-Luxemburg-Stiftung 947 E-Mail-Adressen von Ehemaligen vor. 40 davon erwiesen sich als nicht mehr gültig. Von Vertretern des Studienwerks kontaktiert und zur Teilnahme an der Online-Befragung auf einem externen, von INAG administrierten Server aufgerufen wurden letztendlich 907 Ehemalige. Nicht nachvollziehbar ist allerdings, wie viele der an die vorliegenden Adressen zugestellten E-Mails auch tatsächlich von den Adressaten zur Kenntnis genommen wurden. Von den insgesamt 907 Kontaktierten haben sich insgesamt 299 Ehemalige, also knapp ein Drittel (32,9 Prozent), an der Befragung beteiligt; 211 davon sind ehemalige StudienstipendiatInnen und 77 ehemalige PromotionsstipendiatInnen; die übrigen 11 wurden sowohl während des grundständigen Studiums als auch während der Promotion gefördert. Letztere wurden in der Befragung nicht separat für Studien- und Promotionsphase befragt, sondern als PromotionsstipendiatInnen behandelt. Insgesamt gaben also sieben Zehntel der im Sample erfassten Befragten über Ihre Studien- und drei Zehntel über ihre Promotionsförderung Auskunft. Die Studie kann als repräsentativ für die Gesamtheit der bis zum Erhebungszeitpunkt geförderten StipendiatInnen angesehen werden (s. genauer Kap. 1); nach Angaben des Studienwerks sind in den Datenbanken 73 Prozent der Geförderten als ehemalige StudienstipendiatInnen erfasst, der Rest als PromotionsstipendiatInnen. Die einzige Einschränkung besteht in einer Unterrepräsentanz von TeilstipendiatInnen (= ca. 20 Prozent im Sample) bzw. Überrepräsentanz von VollstipendiatInnen (= ca. 60 Prozent im Sample): real haben seit 2009 knapp 50 Prozent ein Vollstipendium erhalten, 30 Prozent ein Teilstipendium und weitere 20 Prozent sind ideell gefördert worden (Büchergeld). Auch diesbezüglich lassen die vorhandenen Daten des Studienwerks keinen genaueren Vergleich zwischen Erhebung und Grunddaten zu, da spezifizierte Daten früher nicht erhoben wurden. Die benannte Unschärfe erscheint daher als hinnehmbar.

Im Folgenden werden Ergebnisse der Befragung der ehemals geförderten Studien- bzw. PromotionsstipendiatInnen in kommentierter Form vorgestellt. Das zielt

darauf, die unmittelbaren Verteilungen durch qualifizierende Einordnungen zu erhellen und mögliche Interpretationsspielräume durch eine Darstellung bloßer Ziffern zu verknappen. Das dient auch der Vorbereitung weitergehender differenzierender multivariater Analysen, die für jeweilige Ergebnisse unternommen werden. Soweit statistisch relevant (signifikante Differenzen im Mittelwert, zumeist als Häufigkeiten dargestellt), werden Unterschiede nach spezifischen Genusgruppen gesondert ausgewiesen.

Die Darstellung stützt sich dabei auch auf Interviews, die im Vorfeld der Befragung wie auch im Anschluss daran geführt wurden. Dabei handelt es sich zum Einen um 5 Einzelinterviews mit ehemaligen StipendiatInnen, in denen es explorativ um das Gewinnen inhaltlicher Aspekte für die Erstellung des Fragebogens ging. Zum Anderen wurden im Nachgang der quantitativen Befragung weitere 5 Gruppendiskussionen durchgeführt, in denen besonders interessierende Be-

funde zur Diskussion gestellt wurden. Die Interviews wurden verschriftlicht und insgesamt mit den Mitteln Rekonstruktiver Sozialforschung ausgewertet. Die so gewonnenen Einsichten sind in die Kommentierung der quantitativen Daten eingeflossen; im Bericht selbst sind an verschiedenen Stellen illustrative Auszüge aus den Interviews aufgeführt, die einen vertiefenden Einblick in die Perspektiven der Ehemaligen erlauben.

Die Studie wurde von einem Beirat der Rosa-Luxemburg-Stiftung begleitet. Die Autoren möchten an dieser Stelle Prof. Dr. Chris Brückner als Vertreterin der VertrauensdozentInnen der Rosa-Luxemburg-Stiftung, Dr. Dr. Peter Ullrich als Vertreter der Ehemaligenvereinigung ROSAlumni sowie Dr. Hella Hertzfeld und Moritz Blanke als Vertreter/innen des Studienwerks für ihre konstruktiven Hinweise, Ratschläge, Kommentare und Rückmeldungen danken.

1 SOZIODEMOGRAFISCHE GRUNDDATEN

Erwartungsgemäß unterscheiden sich die befragten ehemaligen StipendiatInnen nach vielen soziodemografischen Aspekten. Solche Differenzen erklären in einigen Fällen ein je spezifisches Antwortverhalten – dies wird im Falle signifikanter Abweichungen dann in den thematischen Kapiteln entsprechend ausgewiesen. Fokus des vorliegenden Abschnitts ist es dagegen, grundlegende soziodemografische Merkmale zunächst gebündelt vorzustellen, um die Befragten bildhaft zu erfassen. Die dabei getroffene Auswahl orientiert sich an den für Differenzierungen innerhalb der stipendiatischen Genusgruppen (Studien- bzw. PromotionsstipendiatInnen) wichtigen Aspekten: Alter und Geschlecht, Migrationsstatus, Bildungsherkunft und Abstammungsfamilie sowie die eigene familiäre Situation zum Zeitpunkt der Förderung.

Die jüngste Teilnehmerin an der Studie war zum Zeitpunkt der Befragung 23 Jahre alt, der älteste Teilnehmer 54 Jahre.

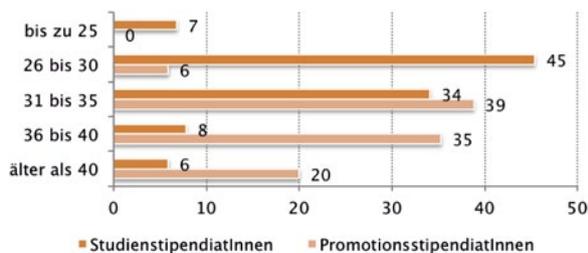


Abb. 1: Alter der Befragten (in %)

Im Mittel waren die Befragten StudienstipendiatInnen etwas über 31 Jahre, die PromotionsstipendiatInnen ziemlich genau 37 Jahre alt. 57 Prozent der Befragten sind der juristischen Definition nach weiblich, 43 Prozent männlich (die Eigendefinition ergab nur in wenigen Einzelfällen Abweichungen, so dass nachstehend dem konventionellen Ansatz der Geschlechtszuschreibung gefolgt wird). Die – auf Grund erst jüngster Erhebung allerdings recht karge – Datenlage des Studienwerks weist bei den ehemaligen StudienstipendiatInnen einen Anteil von 56 Prozent Frauen aus, bei den von ihrer Anzahl her geringeren ehemaligen PromotionsstipendiatInnen einen weiblichen Anteil von 51 Prozent. Das weist insgesamt auf die entsprechend der Zielsetzung nach geschlechtergerechter Vergabe gelungene Praxis der Auswahlkommissionen hin, belegt aber auch die hohe Treffergenauigkeit der vorliegenden Studie in Bezug auf die Geschlechterverteilung.

Ein gutes Fünftel der Befragten haben eine migranische Herkunft. Die zur Grundgesamtheit vorliegenden Daten des Studienwerks sind auch diesbezüglich nur ein Anhaltspunkt, da dieser Status erst seit kurzem (2008) erfasst wird. Von den ehemaligen PromotionsstipendiatInnen haben demnach 21 Prozent eine migranische Herkunft, von den ehemaligen Studiensti-

pendiatInnen sind es 15 Prozent. Nach Einschätzung des Studienwerks dürfte der faktische Anteil noch höher liegen; in den Neuaufnahmen seit 2009 erreichen Migranten bei den Promotions- und StudienstipendiatInnen einen Anteil von rund einem Fünftel. Demnach erfasst die Studie mit dem Risiko einer gewissen Dunkelziffer in etwa den Anteil der Migranten in den zurückliegenden Jahren.

Im Hinblick auf die familiäre Herkunft lässt sich nach den formalen Bildungs- bzw. Berufsabschluss einerseits der Mütter und andererseits der Väter unterscheiden:

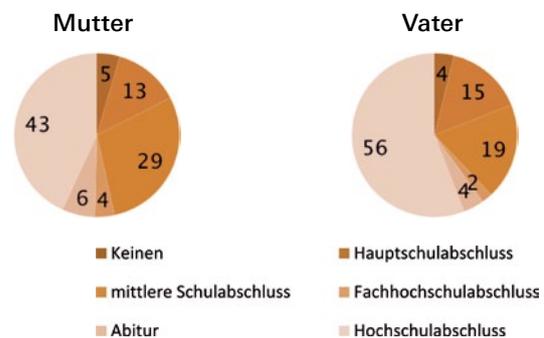


Abb. 2: Bildungsabschluss der Eltern (in %)

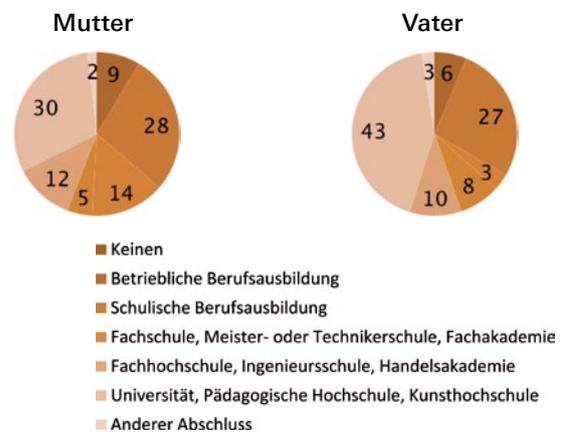


Abb. 3: Berufsabschluss der Eltern (in %)

43 Prozent der Mütter der Befragten besitzen einen Hochschulabschluss, fast sechs weitere Prozent das Abitur und nochmals weitere fast vier Prozent einen Fachhochschulabschluss. Gute 29 Prozent haben einen mittleren Schulabschluss, weitere 13 Prozent den Hauptschulabschluss. Immerhin fast fünf Prozent können keinen Schulabschluss aufweisen.

Unter denjenigen Müttern der Befragten, die einen Hochschulabschluss besitzen, haben 55 Prozent ein Universitätsdiplom oder einen entsprechenden Magister, ein knappes Drittel ein Berufsakademie- oder Fachhochschuldiplom. Promoviert sind fast neun Prozent der Mütter der ehemals Geförderten, weitere gut drei Prozent haben habilitiert.

Nach dem höchsten Berufsabschluss der Mutter befragt (Abb. 3), machen die ehemaligen StipendiatInnen folgende Angaben: Fast 30 Prozent haben einen berufsqualifizierenden Abschluss an einer Universität, Pädagogischen Hochschule oder Kunsthochschule erlangt. Mit knapp 28 Prozent erreicht die betriebliche Berufsausbildung einen geringfügig schwächeren Anteil. Nahezu 14 Prozent erreichten ihren Berufsabschluss im Zuge einer schulischen Berufsausbildung. Fast 12 Prozent der Mütter der Befragten haben einen Abschluss an Fachhoch- oder Ingenieursschulen bzw. Handelsakademien erreicht. Fast neun Prozent haben nie eine Berufsausbildung abgeschlossen, während für 5 Prozent der Weg über Fachschulen, Meister-/Technikerschulen oder Fachakademien ging. Zwei Prozent der Mütter verfügen über eine andere Art des Berufsabschlusses.

Im Vergleich dazu sieht es bei den Vätern der ehemaligen StipendiatInnen differenzierter aus (Abb. 2): Über einen Hochschulabschluss verfügen fast 56 Prozent der Väter der Befragten – ein erwartbar deutlich höherer Wert als bei den Müttern. Weitere 19 Prozent haben einen mittleren Schulabschluss, und weitere gut 15 Prozent haben zumindest die Hauptschule abgeschlossen. Gut vier Prozent besitzen das Abitur, ohne ein Studium angeschlossen zu haben; nur weniger als vier Prozent verfügen über keinen Schulabschluss und zwei Prozent besitzen den Abschluss an einer Fachhochschule.

Im Hinblick auf den Berufsabschluss (Abb. 3) haben fast 43 Prozent der Väter einen berufsqualifizierenden Abschluss an einer Universität, Pädagogischen Hochschule oder Kunsthochschule gemacht. Gut 27 Prozent haben eine betriebliche Berufsausbildung durchlaufen. An einer Fachhochschule, Ingenieurschule oder Handelsakademie haben gut 10 Prozent der Väter der Ehemaligen ihren Berufsabschluss erlangt, weitere gut acht Prozent erreichten die an einer Fachschule, Meister- oder Technikerschule bzw. einer Fachakademie. Gut sechs Prozent der Väter der Befragten haben keinen Berufsabschluss und gut drei Prozent eine schulische Berufsausbildung durchlaufen.

Fragt man mit Blick nur auf die akademisch gebildeten Eltern nach dem *höchsten* Hochschulabschluss, ergibt sich in Bezug auf die Väter der Ehemaligen folgendes Bild (ohne Abb.): Fast sechs Prozent derjenigen mit einem Hochschulabschluss sind habilitiert, weitere fast 21 Prozent immerhin promoviert – absolut betrachtet erreichen gegenüber den Müttern mehr als doppelt so viele Väter einen solchen Bildungsabschluss.

Dabei zeigen sich Unterschiede nach den Genusgruppen Studien- bzw. PromotionsstipendiatInnen:

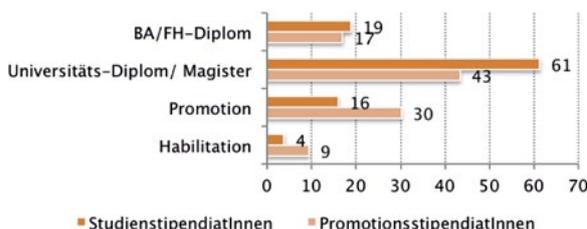


Abb. 4: Höchster Hochschulabschluss des Vaters (in %, nur Väter mit akademischem Grad)

Während sich das BA/FH-Diplom auf die Väter der beiden Stipendiumstypen noch annähernd gleichgewichtig verteilt (18 bzw. 19 Prozent) ist dies bezüglich der universitären Diplom- bzw. Magisterabschlüsse ganz anders. Von den Vätern ehemaliger *StudienstipendiatInnen* mit Hochschulabschluss haben gut 61 Prozent ein Diplom bzw. sind Magister, während dies bei der Gruppe der ehemaligen *PromotionsstipendiatInnen* «nur» gut 43 Prozent sind. Vice versa dreht sich das Verhältnis bezüglich der nächsthöheren Abschlüsse um: Väter der *StudienstipendiatInnen* mit Hochschulabschluss sind zu 16 Prozent promoviert und zu fast 4 Prozent habilitiert; bei der Gruppe der ehemaligen *PromotionsstipendiatInnen* sind 30 Prozent der Väter mit Hochschulabschluss promoviert und weitere gut neun Prozent habilitiert. Das kann als Anzeichen bildungsaffiner Tradierung gewertet werden: je höher der Abschluss insbesondere der Väter desto eher neigen ehemals Geförderte dazu, einen gleichwertigen Abschluss erreichen zu wollen.

Bildungsaffinität entsteht auf der Grundlage eines entsprechenden Bildungsmilieus. Diesbezüglich sind Familien, in denen kein Elternteil einen akademischen Abschluss vorweisen kann, in der Regel gegenüber anderen Konstellationen benachteiligt. In der Befragung wurden die drei möglichen Gefüge ermittelt:



Abb. 5: Bildungshintergrund des Elternhauses – Hochschulabschluss (in %)

Mit 38 Prozent bzw. 39 Prozent sind die beiden polaren Konstellationen zu je knapp zwei Fünfteln vertreten, ein gutes weiteres Fünftel kommt aus einem Elternhaus, in dem ein Elternteil einen akademischen Abschluss erworben hat. Es zeigt sich also ein Übergewicht derjenigen StipendiatInnen aus akademischen bzw. aus mehr oder weniger akademisch geprägten Milieus. Insofern scheint der Auswahl eine gewisse Tradierung eigen, andererseits ist der Anteil derjenigen aus nicht-akademischen Elternhäusern absolut am größten ausgeprägt. Bedenkt man, dass ein akademischer Abschluss an sich keine Garantie mehr auf sozialen Aufstieg ist, relativiert sich der in den Daten durchscheinende soziale Bias nochmals.

Der familiäre Hintergrund der ehemals Geförderten wird nicht nur durch den Bildungs- und Berufsstatus ihrer Eltern konturiert, sondern auch durch gegebenenfalls weitere Geschwister. Von den Befragten haben nur 12 Prozent keine Geschwister, alle anderen sind mit mehr oder weniger großen Anzahl an Schwestern und/oder Brüdern aufgewachsen:

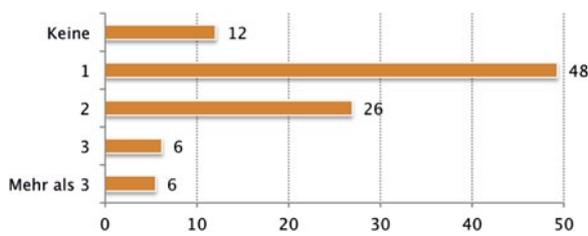


Abb. 6: Anzahl der Geschwister (in %)

Ganz überwiegend entstammen die Befragten Kleinfamilien mit zwei bis drei Kindern: 48 Prozent aller Befragten haben einen Bruder bzw. eine Schwester, bei weiteren fast 26 Prozent waren es zwei Geschwister. Drei oder vier Geschwister zu haben gilt für jeweils sechs bzw. vier Prozent der Befragten, während darüber hinausgehend Raten eher als Einzelfälle zu verzeichnen sind.

Befragt nach der ehemaligen oder aktuellen Hochschulzugehörigkeit ihrer Geschwister zeichnen die ehemaligen StipendiatInnen folgendes Bild (ohne Abb.): Bei einem Viertel derjenigen mit Geschwistern gibt es außer den Befragten keine weiteren Hochschulangehörigen; bei guten 52 Prozent ist es ein Bruder bzw. eine Schwester, die ebenfalls Hochschulangehörige ist. Bei immerhin 17 Prozent der Befragten besuch(t)en mit ihnen selbst drei Geschwister eine Hochschule. Noch höhere Summen erreichten insgesamt gut 5 Prozent derjenigen mit Geschwistern. Insgesamt zeigt sich damit eine quer durch die unterschiedlichen Familien gehende hohe Bildungaffinität in den Herkunftsfamilien der Befragten – eine vermutlich günstige Ausgangssituation für den eigenen Studienerfolg auch unter den erschwerten Bedingungen vermutlich schwierigerer materieller Ressourcen.

Nicht nur die Herkunftsfamilie, sondern auch die eigene familiäre Situation, auch zum Zeitpunkt der Befragung,

ist ein möglicherweise strukturierender Aspekt im Hinblick auf Studiendauer und –erfolg. Die Befragten leben in unterschiedlichen Konstellationen, wie die folgende Darstellung ausweist:

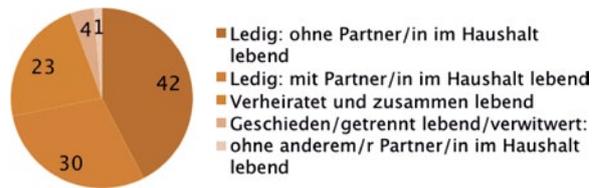


Abb. 7: Familienstand (in %)

Gut zwei Fünftel aller Befragten sind ledig und leben als Single, weitere fast 30 Prozent mit einem Partner zusammen. Mehr als ein Fünftel ist verheiratet, gute 4 Prozent sind geschieden oder leben getrennt bzw. sind verwitwet – leben aber mit einem neuen Partner im Haushalt; weitere 2 Prozent leben aus diesen Gründen als Single. Personen mit migrantischem Hintergrund geben Scheidungen signifikant häufiger (10 Prozent) an. Diese Basisdaten stellen sich erwartungsgemäß für die beiden Genusgruppen der Studien- bzw. PromotionsstipendiatInnen hinsichtlich ihres jeweiligen Anteils differenziert dar:

Von den StudienstipendiatInnen sind fast 46 Prozent Single, genau ein Drittel lebt in einer Partnerschaft, knapp 18 Prozent sind verheiratet und gut 3 Prozent geschieden, getrennt oder verwitwet. Die ehemaligen PromotionsstudentInnen sind in etwas festeren Bahnen: Ein gutes Drittel ist Single, ein Fünftel lebt in einer Partnerschaft, über ein Drittel ist verheiratet – andererseits sind gut 10 Prozent geschieden, getrennt lebend oder bereits verwitwet. Wer bereits in der Förderphase Kinder zu betreuen hatte, lebt heute eher als andere vor allem in ehelicher Beziehung.

Dabei haben insgesamt fast 32 Prozent der Befragten ein Kind oder mehrere Kinder. Bei den ehemaligen StudienstipendiatInnen sind dies fast 26 Prozent, bei den ehemaligen PromotionsstipendiatInnen knapp 46 Prozent – ein offensichtlicher Alterseffekt. Ein Fünftel der Befragten hatte bereits während (und ggf.: vor) der Förderphase mindestens ein Kind zu betreuen.

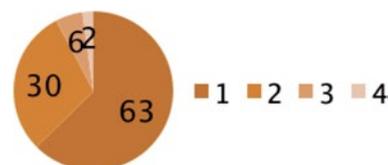


Abb. 8: Anzahl eigener Kinder (in %)

Insgesamt haben 63 Prozent derjenigen mit Nachwuchs ein Kind (= ca. 19 Prozent aller Befragten), weitere fast 30 Prozent zwei Kinder (= ca. 9 Prozent aller Befragten), knapp sechs Prozent drei und noch gut 2 Prozent vier Kinder (zusammen etwa zweieinhalb Prozent aller Befragten); ganz überwiegend leben die Kinder bei ihren Eltern oder dem an der Befragung

teilnehmenden Elternteil, wobei PromotionsstipendiatInnen mit nur einem Kind gegenüber StudienstipendiatInnen stark unterdurchschnittliche Werte, bei zwei Kindern aber deutlich überdurchschnittliche Werte haben (während mehr Kinder keinen Effekt zeitigen).

Insgesamt zeigt sich ein buntes Bild der ehemaligen StipendiatInnen: Sowohl in ihrer Altersspanne, in ihrem Bildungshintergrund und dem beruflichen Status ihrer Eltern als auch in ihrer eigenen familialen resp. partnerschaftlichen Situation während der Förderphase bestehen Differenzen hinsichtlich der sozialen Situation und Herkunft. In diesem Sinne günstige wie zum anderen belastende soziale Lagen sind als Begleitumstand sowohl für Studium als auch für das Engagement in Stiftung und Gesellschaft analytisch zu berücksichtigen. Das wird in den folgenden Kapiteln immer dann ausgewiesen, wenn sich solche Effekte statistisch signifikant darstellen.

Dass ungleiche Voraussetzungen bestehen, ist auch den ehemaligen StipendiatInnen selbst bewusst, und sie problematisieren dies in Bezug auf die Arbeit des Studienwerks bzw. der Stiftung, wie das folgende Interviewzitat aus einer Gruppendiskussion veranschaulicht:

«Ähm aber, ich glaube, ein Problem ist ja auch, dass halt eben oft die Leute, die eigentlich gerade eine Unterstützung im Studium benötigen würden, ja- oft gar nicht so die Stipendien bekommen. Ich meine, man muss sich ja auch mal anschauen, welche Leute bekommen Stipendien, ja? Also man muss gute Noten haben. Es ist auch zum Beispiel schwieriger gute Noten zu bekommen, wenn man dauernd nebenbei arbeiten äh muss, wenn man schauen muss, wie man über die Runden kommt. Äh es ist schwieriger dann in der Regelstudienzeit äh- zu bleiben, ja. Also ähm (.) es ist zum Beispiel- ich meine zum Beispiel auch Leute, die hier- äh studieren, aber keine- oder Deutsch nicht als Muttersprache jetzt haben. Für die mag das vielleicht da jetzt auch schwieriger sein. Also ja, ich glaube, man muss auch schauen, wie kommen Leute an Stipendien. Also (.) also ich würde dieses Elite- Das hängt für mich nicht damit zusammen, ob jemand Stipendium hat oder nicht.»

Implizit ist dieses Statement auch eine Aussage dahingehend, dass die Auswahlkriterien, aber auch Überlegungen zur Erreichbarkeit potenzieller KandidatInnen auf ihre Zielgenauigkeit hin zu hinterfragen sind. Dass die beschriebene Benotungssituation außerhalb der

Reichweite der Stiftung liegt, entbindet diese in den Augen der Interviewten nicht, Zugangswege so zu gestalten, dass Benachteiligungen aufgehoben werden. Insofern ist die Aussage mit den erklärten Förderzielen der Stiftung kongruent. Dies umfasst auch die in den nachfolgend dargestellten Ergebnissen als strukturierende Faktoren identifizierten besonderen Lagen von sozial schlechter Gestellten, Migranten oder (im Zitat nicht genannt) Personen mit besonderen Aufgaben.

Das ist nicht nur ein strukturelles oder formales Problem, sondern lässt den Schritt zur Bewerbung für bestimmte Studierendengruppen weniger selbstverständlich erscheinen, als es die formalisierten Verfahren der Antragstellung nahelegen. Das folgende Interviewzitat aus einer Gruppendiskussion beleuchtet diesen Zusammenhang:

«A1: Also man- man hat ja zumindest auch die Chance sich zu bewerben bis zum fünften Semester, kann theoretisch auch als Erstsemester einsteigen. Und es war kein Problem jetzt des Leistungsanteils, das das Stipendium hier hat. Ich bin da gar nicht drauf gekommen ganz lange. Also man denkt gar nicht, wenn man so vor sich hinlebt und studiert: Ja, so Höherbegabtenförderung, da bewerb ich mich jetzt. Also das Bild hatte ich jetzt so von mir nicht

A2: /Ich auch nicht

A1: /gar nicht so. Und aber dann relativ spät, aber trotzdem schnell stellte sich halt raus, dass ich- ich hatte halt wenig Geld und es hat halt irgendwie nicht funktioniert. Naja, ist ein- ist ein Fakt irgendwie. Und ich habe schon länger in linken Zusammenhängen gearbeitet, also schon seit ich 15, 16 bin. Also mir ist das Umfeld, auch der Stiftung und den- den Kreisen, in denen man dann halt arbeitet und arbeiten möchte, nicht fremd gewesen.»

Die Hürde liegt nicht im Antrag, sondern in der Entscheidung davor – das impliziert entsprechende Öffentlichkeitsarbeit und mithin eine selbstkritische Reflexion der bis heute gegangenen Wege. Es fällt natürlich leichter, sich in einem schon bekannten Umfeld zu bewegen – die Konzentration auf solche Kreise alleine hätte allerdings den Effekt einer hohen Homogenität und spiegelbildlich des Ausschlusses noch nicht eingebundener Personen. Je nach grundsätzlicher Entscheidung bleibt allemal die Aufgabe, den beschriebenen Perspektiven auf eine Förderung im Sinne einer Ermunterung zu begegnen, sofern dies gewollt ist.

2 BILDUNGS- UND FÖRDERUNGSVERLAUF

Prinzipiell ist Jede/r berechtigt, einen Antrag auf Förderung bei der Rosa-Luxemburg-Stiftung zu stellen. Das relativ attraktive Angebot aus materieller wie ideeller Förderung erreicht damit unterschiedliche Personen – dies zeigt sich bereits in den Daten zur sozialen Herkunft. Im Folgenden wird auf die spezifischen Bildungsverläufe der geförderten Genusgruppen (Studien- und PromotionsstipendiatInnen) eingegangen, um allgemeine Informationen zusammenzutragen, die sich zu einer Beschreibung der erfassten Probanden eignen.

2.1 EHEMALIGE STUDIENSTIPENDIATINNEN

Die im Sample erfassten StudienstipendiatInnen verteilen sich wie folgt auf die unterschiedlichen Fächergruppen:

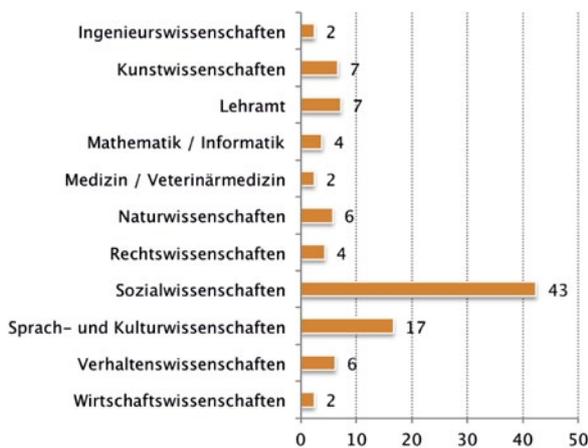


Abb. 9: (Haupt-)Fach im geförderten Studium (in %)

Einen deutlichen Schwerpunkt bilden mit mehr als zwei Fünfteln die sozialwissenschaftlichen Fächer und mit fast einem weiteren Fünftel die Kulturwissenschaften. Andere Studiengänge fallen demgegenüber deutlich ab.

Ende der 1990er Jahre begann die Rosa-Luxemburg-Stiftung mit der Vergabe von Stipendien – die vorliegende Studie erfasst alle bisher geförderten Kohorten, wie die folgende Grafik ausweist:

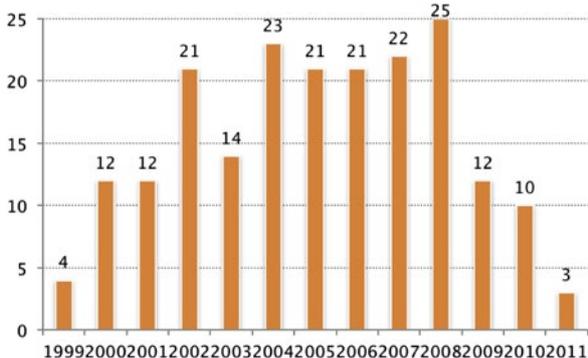


Abb. 10: Zahl der befragten StudienstipendiatInnen nach Kalenderjahr des Förderungsbeginns

Im Verlauf der Förderungsaktivitäten des Studienwerks sind bereits unterschiedliche Generationen von Studierenden unterstützt worden – unter den Ehemaligen finden sich die früher üblichen Diplomstudiengänge ebenso wie die mit der Bologna-Reform eingeführten Bachelor- und Master-Studierenden. Das Sample umfasst insgesamt die Förderjahrgänge (Beginn der Förderung) von 1999 bis 2011. Der Schwerpunkt liegt dabei auf Genusgruppen, die vor 2009 in eine Förderung eingestiegen sind und daher als Ehemalige geführt werden können – jüngeren Kohorten ist dies weniger möglich, wenn man die Regelförderdauer annimmt.

Im Hinblick auf die Dauer der Förderung ergibt sich folgendes Bild:

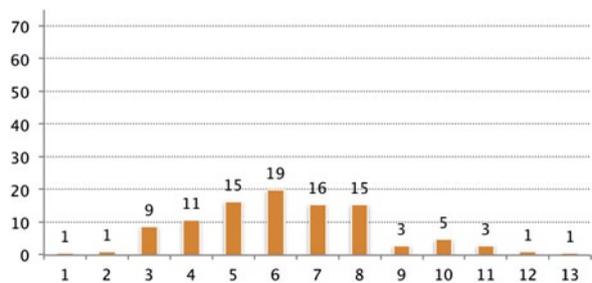


Abb. 11: Dauer der Förderung in Semestern (in %)

Je nach zeitlichem Rahmen, aber auch mittels nachzuweisenden Erfolgskriterien gegebenenfalls begrenzt erhalten die StipendiatInnen Unterstützung in unterschiedlichem Umfang. Die Befragten geben hier in ganz überwiegenden Anteil beachtliche Zeiträume an: nur gut 10 Prozent sind lediglich drei oder weniger Semester gefördert worden. Ca. vier Fünftel erhielten Unterstützung im Umfange ihres jeweiligen Studiengangs: Bachelor/Master bzw. Diplom.

Die StipendiatInnen unterschieden sich nicht nur nach der formalen Art und der Fachrichtung ihres Studiums, sondern auch nach der Form der Förderung.



Abb. 12: Art des Stipendiums (in %)

Überwiegend (zu drei Fünfteln) wurden Vollzeitstipendien vergeben; mit jeweils einem Fünftel sind Büchergeld/ideelle Förderung bzw. das Teilstipendium weniger stark vertretene, gleichwohl gewichtige Förderinstrumente, die zusammen etwa 40 Prozent der Befragten als spezifische Förderung erreichen. Dabei zeigt sich, dass ehemalige Geförderte mit steigendem Bildungsabschluss ihrer Eltern in geringerem Maße ein Vollstipendium erhielten, was den analog zu den BAFöG-Bestimmungen auszulegenden Richtlinien der Bedürftigkeit der Förderung entspricht.

Ob die Förderumfänge (Dauer und Voll- bzw. Teilstipendium) geeignet sind, die Beendigung des Studiums im vorgegebenen Zeitrahmen zu ermöglichen, kann anhand der Angaben zum Status des Studienabschlusses und der Länge beim Überschreiten dieser Grenze ermittelt werden – die entsprechenden Daten stellt die folgende Abbildung bereit:

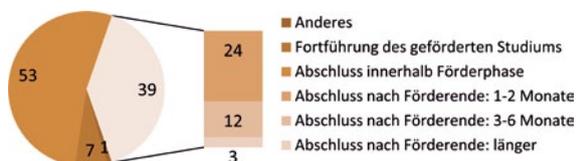


Abb. 13: Status des Studiums zum Ende der Förderphase (in %)

Mehr als die Hälfte der Befragten konnte das Studium innerhalb der Förderphase abschließen, knapp zwei Fünftel brauchten dafür länger, und 7 Prozent führen ihr Studium zum Zeitpunkt der Befragung noch fort und schließen es ggf. aktuell ab.

Von denjenigen StudienstipendiatInnen, die auch nach Ende der Förderung noch studierten, haben mehr als 60 Prozent das Studium im ersten bzw. im zweiten Monat nach Ablauf der Förderung beendet. Weitere 30 Prozent dieser Gruppe brauchte drei bis sechs Monate nach Ende des Förderzeitraums bis zum Abschluss. Bei diesen Befragten handelt es sich also um nur kurzfristige Verzögerungen. Die Förderung hat nur bei wenigen Fällen nicht nah an das Ende des Studiums herangereicht – 4,9 Prozent der Befragten, die erst nach Ende des Förderungszeitraum ihren Abschluss machten, benötigten zwischen einem halben und einem Jahr länger, bei weiteren 3,7 Prozent dauerte das Studium noch ein Jahr oder länger.

Insgesamt ergibt sich damit ein erfreuliches Bild: Gut drei Viertel der befragten StudienstipendiatInnen erreichen ihr (primäres) Studienziel innerhalb der Regelstudienzeit bzw. mit geringfügiger Verzögerung von 1–2 Monaten. (Einschränkend muss hinzu gefügt werden, dass es sich bei diesem Wert um ein sozialen Bias handeln könnte: womöglich haben gerade die weniger erfolgreichen Ehemaligen nicht oder in geringerem Umfang an der Befragung teilgenommen.)

Es gibt viele Gründe für eine Überschreitung: psychische Belastungen, Stress in sozialen Beziehungen oder temporäre Interessenverlagerung können ebenso dazugehören wie wirtschaftliche Probleme trotz Förderung, die Auszeiten vom Studium erfordern. Im Zusammenhang mit den obenstehend dargestellten Daten zum Abschluss des Studium innerhalb der Förderphase erscheint es deshalb sinnvoll zu sein, sich insbesondere dem letzten Aspekt zuzuwenden: Schließlich stellen sowohl Förderung wie Erwerbstätigkeit im Studium relevante Faktoren für den zeitlichen Verlauf dieser Bildungsphase dar. Da es sich um Abschlussnoten handelt, die auch Werte wie 1,54 erreichen können, sind in der folgenden Darstellung alle Noten kleiner/gleich 1,5 «sehr gut», über 1,5 und kleiner/gleich 2,5 «gut», darüber «befriedigend» (die schlechteste Note war 3,0).

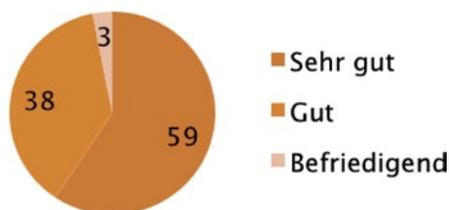


Abb. 14: Abschlussnote im geförderten Studium (in %)

Die mit dem Abschluss des geförderten Studiums einhergehende Bewertung der Studienleistungen der ehemals Geförderten stellt sich insgesamt überaus positiv dar: Im Notenspektrum von «Sehr gut» und «Gut» finden sich weit über 90 Prozent der befragten StudienstipendiatInnen. Selbst die mit 3,0 schlechteste Note ist immerhin noch ein vollbefriedigender Abschluss. Traditionell folgen zudem einzelne Notensysteme (z. B. in Jura) spezifischen Bewertungsmaßstäben – hier sind die üblicherweise geltenden Einstufungen nach dem System der Schulnoten nicht ohne Probleme übertragbar. Die in den gesondert abgefragten besonderen Notenverfahren erhobene Verteilung bestätigt in der Tendenz den sehr guten bzw. guten Studienverlauf und -abschluss der Befragten.

Daraus kann vor dem Hintergrund der sozialen Faktoren der geförderten Ehemaligen zum Zeitpunkt ihrer Förderung konstatiert werden, dass es durch die Förderung gelungen ist, (auch) Benachteiligten unterstützend beim Erbringen einer zum Teil herausragenden wissenschaftlichen Leistung zur Seite zu stehen – ganz im Sinne der eigenen Zielsetzungen des Studienwerks der RLS.

Zu den Gründen für den ausgewiesenen Studienerfolg zählt sicherlich auch die relative Stabilität, die die befragten Studierenden im Zeitraum der Förderung bezüglich ihrer Studienfachwahl an den Tag legten.



Abb. 15: Wechsel des Studienfachs (in %)

Nur knapp 3 Prozent wechselten nach Förderbeginn ihre Fachrichtung, über 78 Prozent blieben ihrem bis zum Beginn der Förderung gewählten Fach treu und knappe 19 Prozent hatten sich vor der Förderung zu einem Wechsel entschieden. Zwar kann nicht ursächlich von einer direkten Korrelation zwischen Förderbeginn und stabiler Studienfachwahl ausgegangen werden, wohl aber scheinen die Auswahlkriterien einen prospektiv stabilen Verlauf zu erfassen und eine hohe Wahrscheinlichkeit für einen erfolgreichen Studienabschluss zu eröffnen – auch dies dürfte die gute Notenverteilung begründen.

Ein weiterer Faktor kann in der Wahl des Studienortes gesehen werden – andererseits kann die Erfahrung

der Realität von Lehre und Forschung an verschiedenen Hochschulen selbst einen fördernden Einfluss darstellen und ggf. positiv auf den Studienverlauf wirken. Mobilität in diesem Sinne ist dann sicher ein erwünschter Effekt. Für mehr als die Hälfte der befragten StudienstipendiatInnen war (mindestens) ein Studienortswechsel Teil ihres Studierendenlebens (ohne Abb.). Gute 13 Prozent haben einmal innerhalb Deutschlands ihren Studienort gewechselt, weitere knapp zwei Prozent haben dies sogar mehr als einmal unternommen. Fast 37 Prozent haben zwischenzeitlich im Ausland studiert (zu 94 Prozent während der Förderung), davon mehr als die Hälfte ein Semester, ein weiteres knappes Drittel zwei Semester; lediglich acht Prozent haben drei Semester und ebenfalls acht Prozent vier Semester oder mehr (1,5 Prozent) im Ausland studiert. Gute acht Prozent haben Wechsel sowohl innerhalb Deutschlands wie auch Wechsel im Rahmen von Auslandssemestern.

Insgesamt eröffnet das Stipendium den Geförderten also eine Mobilitäts- und Erfahrungschance, die in den letzten Jahren in steigendem Maße auch angenommen wurde. Die im Zuge des Bologna-Prozesses eingeführten Mobilitätspotenziale dürften hier konturierend wirken, die Förderung stellt dazu das notwendige materielle Rüstzeug bereit. Während und/oder nach der Förderphase parteipolitisch Engagierte verzichten gegenüber diesbezüglich Inaktiven häufiger auf die Möglichkeit eines Auslandsstudiums; nur ein Fünftel gegenüber rund 40 Prozent der Vergleichsgruppe parteipolitisch Nicht-Aktiver macht davon Gebrauch.

Zu den mobilen Studierenden zählen auch diejenigen, die ihr Studium im Ausland begonnen und dann in Deutschland fortgesetzt oder vice versa ein in Deutschland begonnenes Studium im Ausland beendet haben (Der mögliche Fall eines im Ausland A und im Ausland B beendeten Studiums wurde datenmäßig nicht berücksichtigt). Mit 1,4 bzw. 2,8 Prozent der Befragten stellen solche Fälle aber eher eine marginale Gruppe unter den befragten StipendiatInnen dar. Bemerkenswert ist, dass ehemals Geförderte, deren Eltern einen relativ niedrigen Bildungsstatus innehaben, weniger oft die Hochschule innerhalb Deutschlands wechseln – trotz Förderung –, und auch weniger im Ausland studieren. Ebenso sind ideell Geförderte (25 Prozent) gegenüber Voll- und TeilstipendiatInnen (je 10 Prozent) mobiler – alles Hinweise auf soziale Barrieren für mobile Bildungsverläufe.

Der Studienverlauf kann durch freiwillige wie obligatorische Praktika bereichert werden: Neue Einsichten jenseits des universitären Alltags bieten sich als Chance. Andererseits kann ein Praktikum auch eine erhebliche zeitliche und soziale wie räumliche Belastung darstellen. In den Bachelor- und Master-Studiengängen haben Praktika in jedem Falle an Gewicht gewonnen. Es kann daher kaum überraschen, dass mehr als drei Viertel der Befragten über entsprechende Erfahrungen verfügen. Für zwei Drittel von ihnen war das Praktikum

eine obligatorische Veranstaltung, ein Drittel durchlief ein freiwilliges Praktikum (Einzelpersonen auch beide Formen). Die folgende Grafik verdeutlicht eine große Bandbreite der Dauer der Praktika:

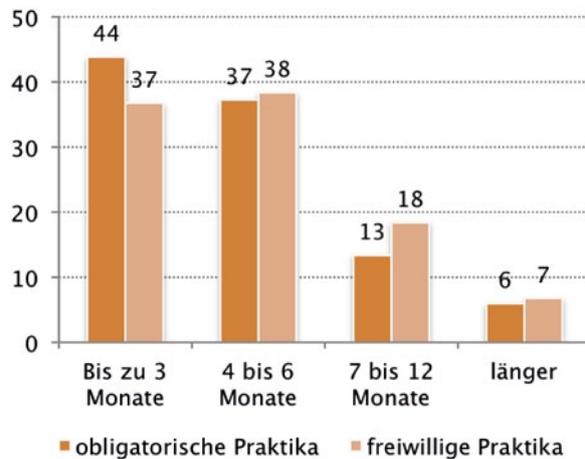


Abb. 16: Dauer absolvierter Praktika während des Studiums (in %)

Obligatorische wie freiwillige Praktika dauern in ganz überwiegendem Maß (81 bzw. 75 Prozent) weniger als ein halbes Jahr. Dass sie für immerhin jeweils ein Fünftel derjenigen Befragten, die obligatorisch oder freiwillig ein Praktikum absolvierten, zum Teil deutlich länger in Anspruch nehmen, sollte Anlass zur weiteren Prüfung der Ursachen sein. Ideell Geförderte (43 Prozent) absolvieren häufiger freiwillige Praktika, gefolgt von TeilstipendiatInnen (34 Prozent) und VollstipendiatInnen (23 Prozent) – vermutlich ein sozialer Effekt der Finanzierungsressourcen.

Auslandspraktika (ohne Abb.) unterscheiden sich im Hinblick auf ihre Dauer kaum von den allgemeinen Tendenzen: Rund ein Viertel aller Befragten hat ein Praktikum im Ausland absolviert – vermutlich in der Regel während des Auslandssemesters. Praktika im Ausland dauern für 15 Prozent der Absolventen bis zu einem halben Monat, für weitere 19 Prozent 2 Monate und weitere 17 Prozent drei Monate – rund gerechnet ist dann für die Hälfte der Absolventen das Praktikum im Ausland beendet. Über monatliche Steigerungen bis hin zu einem halben Jahr werden schließlich fast 90 Prozent der Absolventengruppe erfasst, für die restlichen 10 Prozent dauert es länger. Frauen zeigen sich an Auslandspraktika deutlich mehr interessiert: Etwa ein Drittel aller ehemaligen Stipendiatinnen, aber nur ein Fünftel der ehemaligen Stipendiaten hat ein Praktikum im Ausland absolviert.

Das Studium durch Urlaubssemester unterbrechen zu können, ist bei notwendig gewordenem zeitlichem Bedarf ein probates Mittel – anerkannt von den Hochschulen wie den Förderinstitutionen. Von den befragten StudienstipendiatInnen haben knapp 29 Prozent diese Möglichkeit genutzt (ohne Abb.). Mehr als die Hälfte (53,5 Prozent) davon hat es bei einem Semester belassen, ein weiteres gutes Viertel hat das Studium für zwei Semester unterbrochen.

2.2 EHEMALIGE PROMOTIONS-STIPENDIATINNEN

Für die ehemaligen PromotionsstipendiatInnen wurden die Daten analog zu den StudienstipendiatInnen erhoben:

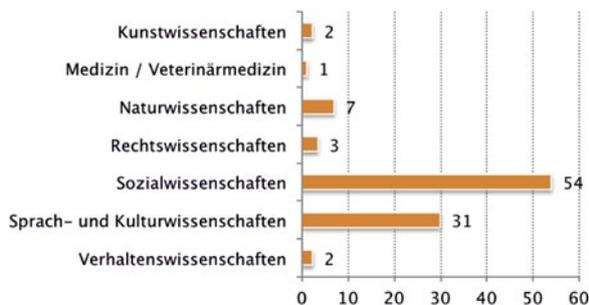


Abb. 17: Fachgebiet der geförderten Promotion (in %)

Die ehemals geförderten Promovierenden gehörten zur Hälfte zu den SozialwissenschaftlerInnen und zu fast einem Drittel zu den Kulturwissenschaften. Gemessen am Bildungsstatus der Eltern entscheiden sich Promovierende aus nicht-akademischen Haushalten deutlicher für die Sozialwissenschaften (fast drei Viertel), während Bildungsaffinere zu zwei Fünfteln den Sprach- und Kulturwissenschaften zuneigen. Das restliche Viertel aller Ehemaligen verteilt sich auf unterschiedliche Fachbereiche, von denen allenfalls die Naturwissenschaften mit fast sieben Prozent noch eine statistisch relevante Größe erreichen – die übrigen belegten Fächer, die entweder den beiden Hauptfachgebieten zuzuordnen sind bzw. eine Nähe zur Naturwissenschaften aufweisen oder – wie z. B. im Falle der Rechtswissenschaften – im Fächerspektrum als solitäres Fachgebiet etabliert sind.

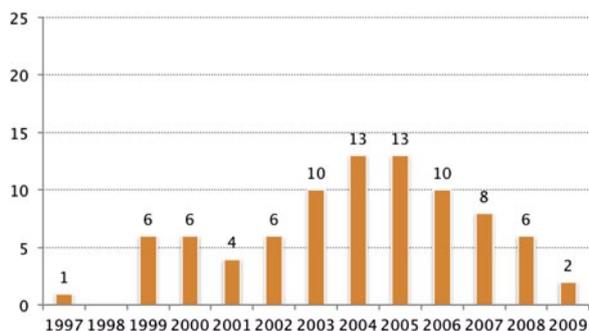


Abb. 18: Beginn der Promotion: Anzahl der befragten PromotionsstipendiatInnen nach Kalenderjahr

Die Auflistung des Beginns der Promotion (nicht der Promotionsförderung) nach Jahren belegt in der Tendenz relativ wie absolut anwachsende Bestände an Geförderten – die ab 2007 abnehmenden Werte dürften im Zusammenhang damit stehen, dass nur wenige aus diesen Kohorten bereits den Ehemaligen-Status erreicht haben – zumal wenn sie möglicherweise nicht

bereits zu Beginn der Promotion in die Förderung aufgenommen wurden.

Bezüglich des Einstiegsjahrs in die Promotionsförderung (vgl. Abb. 19) ist ein schwankender Verlauf zu konstatieren, der vermutlich in Abhängigkeit zu den dem Studienwerk jeweils zur Verfügung stehenden Fördermitteln steht – der an dieser Stelle denkbare genauere Abgleich bedürfte aber der Einsicht in die entsprechenden Daten und kann daher nur vom Studienwerk selbst geleistet werden.

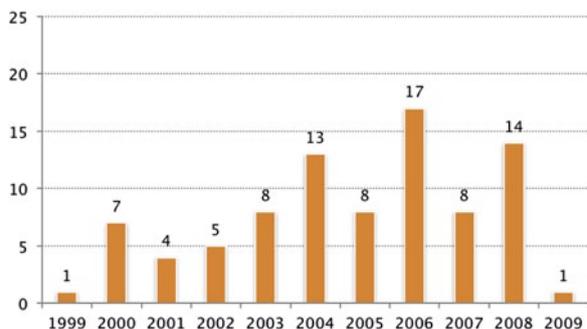


Abb. 19: Beginn der Promotionsförderung: Anzahl der Befragten nach Kalenderjahr

Die folgende Grafik verdeutlicht die Dauer der Förderung unter den Befragten:

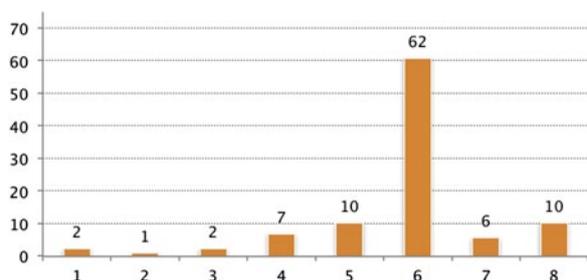


Abb. 20: Dauer der Förderung in Semestern (in %)

Gut sechzig Prozent der befragten ehemaligen PromotionsstipendiatInnen haben mit sechs Semestern eine Förderung im vom BMBF vorgegebenen Standard-Zeitraum für eine Dissertation erhalten, weitere gut zehn Prozent liegen mit fünf geförderten Semester knapp darunter. Für über 15 Prozent der ehemaligen PromovendInnen gab es über diesen Zeitraum hinaus eine Förderung – dies dürfte insbesondere in besonderen Lagen gründen, zu denen Krankheit oder Elternschaft zählen.

Die Gesamtdauer der Promotion liegt allerdings nur bei knapp 15 Prozent derjenigen Befragten, die die Promotion abgeschlossen haben, im Rahmen der von der Bildungspolitik als Maß aller Dinge vorgegebenen drei Jahre; zwei Fünftel benötigen bis zu einem weiteren Jahr dafür; ein weiteres Sechstel benötigt ein fünftes Jahr bis zum Abschluss; die übrigen 30 Prozent noch länger.

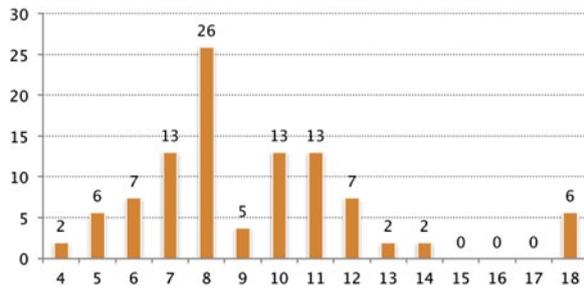


Abb. 21: Dauer der Promotion in Semestern (in %)

Fast zwei Fünftel der ehemaligen PromotionsstipendiatInnen haben in den zwei unmittelbar auf die Sechsemester-Grenze folgenden Semestern die Promotion abgeschlossen, immerhin ebenso viele der Befragten haben aber deutlich länger gebraucht. Die längere Gesamtdauer der Promotion dürfte vor allem in langen Vorbereitungsphasen bis zur Bewilligung des Stipendiums begründet sein.

Die Quoten eines erfolgreichen Abschlusses dokumentiert folgendes Diagramm:

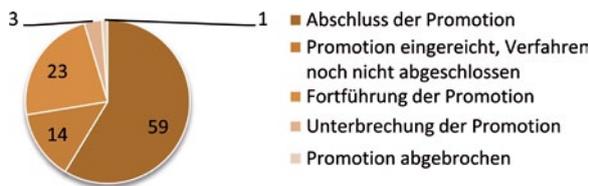


Abb. 22: Aktueller Status der geförderten Promotion (in %)

Fast drei Fünftel der Befragten ehemaligen PromotionsstipendiatInnen haben die Promotion erfolgreich abgeschlossen; ein weiteres gutes Achtel hat die Dissertation eingereicht und befindet sich noch im Verfahren Verteidigung bzw. Veröffentlichung der Arbeit. Ein weiteres knappes Viertel führt die Promotion zum Zeitpunkt der Befragung fort. Nur ganz wenige der ehemals Geförderten haben die Niederschrift unter-

brochen bzw. das Verfahren abgebrochen – bei denjenigen mit migrantischem Hintergrund ist die Anzahl allerdings höher: Sie erreicht fast 20 Prozent; allerdings bei einer geringen absoluten Fallzahl von 3 Personen, die im statistischen Sinne keine sichere Grundlage für die Gültigkeit des Zusammenhangs bietet.

Fast 13 Prozent der befragten PromotionsstipendiatInnen haben ihre Promotion zwischenzeitlich einmal unterbrochen (ohne Abb.) – aber größtenteils später wieder aufgenommen, wie die Differenz zu den in Abb. 22 ausgewiesenen nur knapp 5 Prozent aktueller Ab- und Unterbrecher zeigt. Eine Unterbrechung bedeutet also nicht, dass automatisch auch ein Abbruch erfolgt. Auch können sich Unterbrechungen unterschiedlich lang hinziehen, wie selbst anhand der geringen Fallzahlen zu sehen ist:

[Prom-Stip]: Unterbrechung der Promotion - Dauer (in Monaten)

	Häufigkeit	Prozent	Gültige Prozente	Kumulierte Prozente
Gültig 2,00	1	1,1	9,1	9,1
3,00	1	1,1	9,1	18,2
4,00	1	1,1	9,1	27,3
9,00	4	4,5	36,4	63,6
10,00	1	1,1	9,1	72,7
12,00	2	2,3	18,2	90,9
30,00	1	1,1	9,1	100,0
Gesamt	11	12,5	100,0	
Fehlend Nicht zutreffend	77	87,5		
Gesamt	88	100,0		

Abb. 23: Dauer der Unterbrechung der Promotion in Monaten

Unterbrechungen der Promotion haben ihren Schwerpunkt bei einer Zeitdauer zwischen einem dreiviertel bis einem Jahr – es liegt nahe, dabei an Elternschaft oder Auslandsemester zu denken, die häufig nicht anders zu organisieren sind. Diese Annahme wird auch dadurch gestützt, dass Frauen wesentlich häufiger als Männer unterbrechen – immerhin einem Viertel der befragten Promovenden gegenüber. Eine systematische Interpretation dieser Daten ist auf Grund der allzu geringen Fallzahlen allerdings nicht seriös – zudem existieren weitere Gründe:

[Prom-Stip]: Unterbrechung der Promotion - Grund * [Prom-Stip]: Unterbrechung der Promotion - Dauer (in Monaten) Kreuztabelle

Anzahl

		[Prom-Stip]: Unterbrechung der Promotion - Dauer (in Monaten)							Gesamt
		2,00	3,00	4,00	9,00	10,00	12,00	30,00	
[Prom-Stip]: Unterbrechung der Promotion - Grund	Auslandsstudium	0	0	0	3	0	0	0	3
	Praktikum (Inland)	1	0	0	0	0	0	0	1
	Kindererziehung	0	0	1	0	1	0	1	3
	Gremienarbeit	0	0	0	1	0	0	0	1
	Arbeitsaufnahme	0	0	0	0	0	2	0	2
	Wechsel Betreuung	0	1	0	0	0	0	0	1
	Gesamt	1	1	1	4	1	2	1	11

Abb. 24: Gründe für die Unterbrechung

Der Gesamteindruck einer erfolgreichen Promotionsförderung wird auch mit dem Blick auf die Abschlussnoten bestätigt, wie die unten stehende Darstellung verdeutlicht:

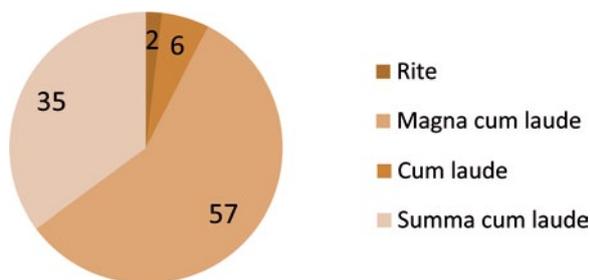


Abb. 25: Abschlussnote der Promotion (in %)

Mit rite oder cum laude haben gerade einmal 8 Prozent der Befragten promoviert. Der Hauptanteil erreicht den sehr guten Abschluss magna cum laude und über ein Drittel die höchstmögliche Benotung: summa cum laude für eine ausgezeichnete Dissertation. Insgesamt kann damit dem Ertrag der Förderung selbst eine gute Note ausgestellt werden: die ehemaligen Geförderten erreichen hohe Abschlussnoten und können sich damit gemäß den Förderzielen als befähigte Absolventen ausweisen.

Wesentliche Ursachen für diese Erfolgsgeschichte sind neben der Auswahl offensichtlich geeigneter Kandidaten einerseits die hohe Studienmotivation wie auch die materielle Absicherung, die durch die Förderung erlangt wird. Das wird in den folgenden Kapiteln im Zentrum der Darstellung stehen.

3 EINGANGSVORAUSSETZUNGEN UND STUDIENMOTIVATIONEN

Die oben abgebildeten Differenzen innerhalb wie zwischen den Studien- bzw. PromotionsstipendiatInnen bezüglich ihrer sozialen Voraussetzungen und dem faktischen Ablauf der geförderten Bildungswege lassen sich im Weiteren auch im Hinblick auf Eingangsvoraussetzungen und Studienmotive untersuchen. Im Folgenden werden die untersuchten Genusgruppen zusammen dargestellt; und es wird auf signifikante Unterschiede zwischen Studien- und PromotionsstipendiatInnen verwiesen. Zuvor sei jedoch der Sonderfall der Eingangsvoraussetzungen in das Promotionsstudium ausgewiesen; bezüglich der ehemals geförderten Promovierenden zeigt sich folgende Verteilung:



Abb. 26: Akademischer Abschluss der PromotionsstipendiatInnen (in %)

Diplom- bzw. Magisterabschlüsse bilden das Gros der vor einer Promotion erlangten Bildungsabschlüsse: jeweils knapp 38 bzw. knapp 40 Prozent haben einem entsprechenden akademischen Grad erlangt. Bachelor- und in der Folge Masterabschluss sind mit mehr als 13 Prozent noch relativ spärlich vertreten – es steht aber zu vermuten, dass sich die Verhältnisse zukünftig umkehren werden und die Diplomstudiengänge zahlenmäßig bei weitem den mittlerweile bundesweit flächenmäßig akkreditierten Studiengängen unterliegen werden. Die 8 Prozent Ehemaliger mit Staatsexamen dürften ihre Position am Ende behaupten, die sonstigen Abschlüsse erscheinen statistisch irrelevant.

Für die Wege zum Hochschulzugang ergibt sich folgendes Bild:

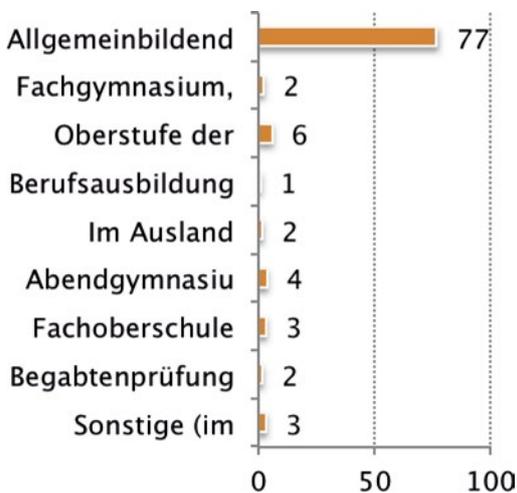


Abb. 27: Studienberechtigung (in %)

Mit einem Anteil von mehr als drei Vierteln der Befragten ist der Erwerb der Studienberechtigung über das Allgemeinbildende Gymnasium bzw. die EOS der dominante Weg an die Hochschulen (Befragte mit migrantischem Hintergrund gehen signifikant, aber nur leicht häufiger den Weg über die Gesamtschule oder haben ihre Zugangsberechtigung im Ausland erworben). Mit sechs Prozent ist das an einer Gesamtschule erworbene Äquivalent des Abschlusses nächstgroßer Zugang. Werden noch die Fach- bzw. Berufsgymnasien hinzugezählt, so haben mehr als 85 Prozent der befragten Ehemaligen ihre Zugangsberechtigung zu den Hochschulen in einer Form der Regelschule erworben; werden ausländische Abschlüsse ebenfalls als Äquivalent hinzugezählt, erhöht sich dieser Wert auf 87 Prozent. Von den weiteren Pfaden zur Studienberechtigung sind Abendgymnasium und Fachoberschule mit jeweils ca. 3,5 Prozent vertreten. Mit steigendem Bildungsgrad der Eltern (80 Prozent bei einem Elternteil mit Hochschulabschluss, 90 Prozent bei zwei Akademikern) steigt generell die Chance, an einem Allgemeinbildenden Gymnasium bzw. an der Erweiterten Oberschule die Zugangsberechtigung für die Hochschule erworben zu haben. Alternativwege sind ein Drittel derjenigen gegangen, deren Eltern keinen entsprechenden Abschluss aufweisen können.

Untermauert wird der Eindruck eines relativ direkten Übertritts auch dadurch, dass mehr als vier Fünftel der Befragten vor ihrem Studium keinen Berufsabschluss erworben haben:

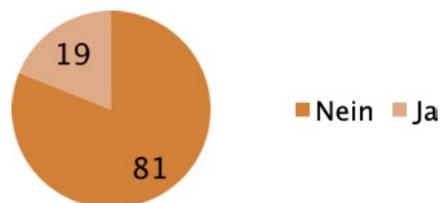


Abb. 28: Berufsabschluss vor Studium (in %)

Die fast 19 Prozent, die über einen Berufsabschluss vor dem Studium verfügten, müssen ihre Studienberechtigung nicht auf dem Zweiten Bildungsweg erworben haben – schließlich nimmt seit Jahren die Zahl der Abiturienten zu, die vor dem Studium u. a. aus Sicherheitsgründen eine Berufsausbildung anstreben. Allerdings sind deutliche Zusammenhänge mit dem Bildungsstatus der Eltern zu sehen – je höher dieser ist, desto eher gibt es für ihre Sprösslinge einen direkten Übergang von der Schule in die Hochschule. TeilstipendiatInnen wiederum haben mit 27 Prozent vergleichsweise häufiger als VollstipendiatInnen vor dem Studium einen Berufsabschluss erlangt.

Ein weiteres Indiz für relativ eindeutige Bildungspräferenzen der Geförderten und, in der logischen Folge,

direkte Wege von der Schule in die Hochschule ist der Zeitpunkt, an dem die Befragten den Studienwunsch als Zukunftsoption wählen. Darüber informiert Abbildung 29 (nächste Seite).

Fast zwei Dritteln der Befragten war es bereits im Verlaufe der Schulzeit klar, dass sie studieren wollten, einem weiteren Sechstel wurde dies zum Ende der Schulzeit deutlich. Insgesamt hatten also vier Fünftel mit Ende der Schule den Wunsch zu studieren. Auch diesbezüglich korreliert das Ergebnis mit der Höhe des Bildungsstatus der Eltern: Je höher dieser ist, desto eher fällt die Entscheidung für ein Studium. Erst mit Erhalt des Abiturzeugnisses oder auch später bzw. erst nach dem Durchlaufen einer Berufstätigkeit haben sich 9,4 bzw. 10,4 Prozent der Befragten für ein Studium entschieden – wobei die Dauer der beanspruchten Zeiträume im Ungewissen verbleibt. Diejenigen, die später ein Teilstipendium erhielten, formulierten ihren Wunsch nach einem Studium dabei zumeist während der Schulzeit (86 Prozent) und damit verstärkt frühzeitig als spätere VollstipendiatInnen (57 Prozent) – im Verein mit dem elterlichen Bildungsstatus (und damit einhergehenden Ressourcen) ist das ein deutlicher Hinweis auf die Wirksamkeit sozialer Mechanismen der Entscheidungsfindung.

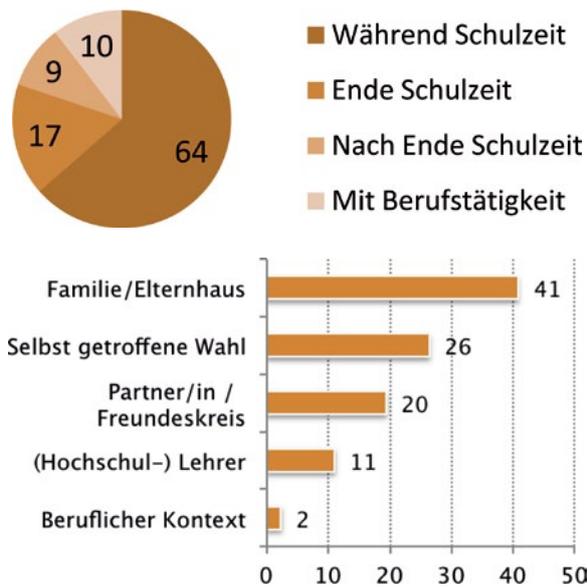


Abb. 29: Zeitpunkt des Aufkommens des Studienwunsches und beeinflussende Personen (in %)

Wichtigster Ratgeber für die späteren HochschulInnen waren die eigenen Eltern bzw. der familiäre Umkreis (Abb. 29): zwei Fünftel aller Befragten sehen sich durch diesen Personenkreis in der Studienwahl beeinflusst. Über ein Viertel beansprucht eine mehr oder weniger einsame Entscheidung für sich selbst, ein Fünftel führt die getroffene Entscheidung auf den Einfluss von Freunden und Partnern zurück. Lehrer und Hochschuldozenten waren für ein Zehntel wichtiger Ratgeber, einen Impuls aus dem beruflichen Umfeld geben 2 Prozent der Befragten an. Private Ratschläge domi-

nieren also und verweisen damit einmal mehr auf die Bedeutung der Herkunftsfamilie und des privaten Bildungsmilieus. Das wird auch dadurch belegt, dass diejenigen Befragten mit einem bildungsaffinen Elternhaus Vater und Mutter bzw. die Familie deutlich öfter als beeinflussende Faktoren nennen (Stichwort Elternbeispiel). Es zeigt sich außerdem, dass diejenigen Geförderten mit parteipolitischem Engagement während der Förderzeit ebenfalls stärker vom Elternhaus beeinflusst wurden als ihre nicht in Parteien aktiven KommilitonInnen – möglicherweise verschränken sich hier Bildungshintergrund und politisches Bewusstsein zu einer hohen Bildungsaffinität.

Wichtiger als die Länge solcher Phasen der (Um-) Orientierung erscheinen die Gründe, aus denen ein Studium aufgenommen wurde, die Abbildung 30 (nächste Seite) zusammenfasst. Die Mehrfachnennungen zeichnen ein Bild intrinsischer Motivation der Geförderten – sie wählen ein Studium dezidiert weniger aus ausschließlich berufsbezogenen Zielsetzungen denn aus individuellen Bildungsansprüchen und gesellschaftspolitischen Orientierungen heraus.

Über neun Zehntel der Befragten wollten im Studium sie interessierende Themen vertiefen, nur für ein Prozent war diese Überlegung mehr oder weniger unwichtig – mithin eine deutliche Gemeinsamkeit der Befragten. Die intrinsische Motivation auf eine interessante und befriedigende Arbeit wiederum ist mehr als vier Fünfteln der Ehemaligen (mehr als) wichtig und für weitere gut 12 Prozent gilt dies teilweise. Lediglich gut 4 Prozent sehen darin keinen wichtigen Grund für die Entscheidung, ein Studium aufzunehmen. Das Studium wird also ganz überwiegend als Basis für ein erfülltes Arbeitsleben angesehen – eine sicherlich nachvollziehbare und realistische Perspektive angesichts volatiler Arbeitswelten. Zwischen den Geschlechtern offenbaren sich allerdings leichte Unterschiede: Weibliche Ehemalige äußern signifikant häufiger als männliche Befragte, dass ihnen diese intrinsische Motivation zum Studium sehr wichtig gewesen sei, und signifikant seltener eine unentschiedene Haltung.

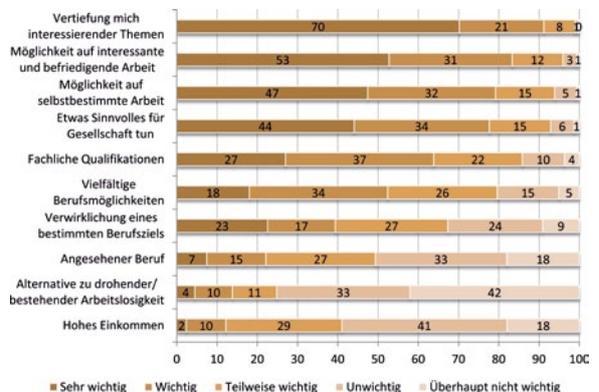


Abb. 30: Beweggründe für das Studium (in %)

Es entspricht intrinsischen Orientierungen, dass die mit einem Studium erwartbare günstige Ausgangs-

lage für die Möglichkeit auf eine selbstbestimmte Arbeit für fast vier Fünftel der Ehemaligen von großer Bedeutung bei der Entscheidung für die Aufnahme eines Studiums war. Weitere fast 15 Prozent geben dies als teilweise relevanten Grund an, nur für eine Minderheit von gut sechs Prozent war dies weniger oder gar nicht von Belang – möglicherweise, weil individuelle Selbstbestimmung davon unberührt geblieben wäre und ein Studium hier wenig treibend erscheint. Das Studium quasi in den Dienst an der Gesellschaft zu stellen, war für fast 78 Prozent der Ehemaligen persönliche Motivation – weitere gut 15 Prozent sehen darin teilweise einen wichtigen Grund für die Aufnahme eines Studiums. Nur gut sechs Prozent haben darin keine Motivation gesehen. Auch hier zeigt sich ein signifikanter Unterschied zwischen den Geschlechtern: Etwas Sinnvolles für die Gesellschaft zu tun, ist für weibliche Ehemalige ein deutlich stärkerer Beweggrund zum Studium gewesen als für männliche.

Insgesamt belegt das, dass ein Großteil der Befragten die Aufnahme eines (geförderten) Studiums im Modus von Geben und Nehmen, d. h. in Bezug auf die Gesellschaft als Geschäft auf Gegenseitigkeit wahrnimmt, dem spätestens nach dem Studium nachzukommen wäre. Die mit einem Studium zu erwerbenden fachlichen Qualifikationen sind für fast 18 Prozent weniger relevant als Grund für das Studium; 22 Prozent bilanzieren in dieser Frage ambivalent. Mit knapp 64 Prozent schätzen allerdings fast zwei Drittel der Ehemaligen die durch ein Studium vermittelten fachlichen Qualifikationen als grundlegend für ihre Entscheidung zum Studium ein – im Eigentlichen handelt es sich dabei um die Erwartungen an ein Studium (die in der Befragung retrospektiv aktualisiert wurden, ohne das damit eine allgemeine Wertung des Studiums verbunden sein sollte). Mit einem Studium die eigenen Berufsoptionen vermehren zu können, ist für gut die Hälfte der Befragten (sehr) wichtiger Grund für das Studium; ein weiteres Viertel sieht dies teilweise als gegeben an. Vielfältige berufliche Optionen sind für weibliche Ehemalige signifikant häufiger wichtig als für die männliche Vergleichsgruppe. Für ein Fünftel aller Ehemaligen spielen solche Überlegungen aber keine Rolle bei der Entscheidung dafür, ein Studium aufzunehmen. Die Verwirklichung eines bestimmten Berufsziels ist für knapp ein Drittel der Befragten unwichtig bzw. überhaupt nicht wichtig. Ein weiteres gutes Viertel hält diesen Grund für die Aufnahme eines Studiums für zumindest teilweise relevant, für zwei Fünftel fließende Überlegungen dazu aber sehr bewusst in die Entscheidung für ein Studium ein. Wiederum zeigt sich ein Gender-Unterschied: Für 31 Prozent der Männer, aber 45 Prozent der Frauen ist das Verwirklichen eines bestimmten Berufsziels ein wichtiger Grund für ein Studium gewesen – Frauen zeigen sich also auch in dieser Frage offensichtlich zielbewusster.

Ein eher statusorientierter Blick auf die Reputation eines zukünftigen Berufs (wahrscheinlich im gewählten Studienfach) ist für 22 Prozent der Befragten (sehr)

wichtig, gut ein Viertel der Befragten sieht dies als teilweise wichtige Überlegung bei der Entscheidung für ein Studium an. Aber für gut jede/n Zweite/n der Befragten spielt dieser Aspekt keine Rolle – einen angesehenen Beruf zu ergreifen ist zumindest nicht primäre Motivation eines Großteils (über 75 Prozent) der Befragten.

Diejenigen mit parteipolitischem Engagement während und/oder nach der Förderphase optieren etwas deutlicher zu Gunsten einer Reputation, während parteipolitisch inaktive distanzierter diesbezüglich sind. Ein Drittel der Befragten mit migrantischem Hintergrund empfinden die Reputation eines Berufes als (sehr) wichtig. Für drei Viertel hat Arbeitslosigkeit keine Relevanz für die Ausbildung eines Studienwunsches – weitere 11 Prozent geben für das Thema eine teilweise bestehende Wichtigkeit an – vermutlich handelt es sich hier weniger um akut drohende als prospektiv mögliche Arbeitslosigkeit, gegen die man gewappnet sein will. Für immerhin fast 14 Prozent ist es ein (sehr) wichtiger Grund – ob als faktische Reaktion oder verbesserte Ausgangslage, ist anhand der Daten nicht zu klären. Befragte mit migrantischem Hintergrund geben diesen Grund allerdings signifikant häufiger an: für über zwei Fünftel war es ein wichtiger oder sehr wichtiger Anlass zum Studium. Wie schon hinsichtlich Reputation des Berufs ist auch die Aussicht auf ein hohes Einkommen für nur wenige Befragte wichtiger, ggf. ausschlaggebender Grund für die Aufnahme des Studiums gewesen. Nur gut 12 Prozent erinnern so, während für fast 29 Prozent entsprechende Erwägungen teilweise wichtig waren, sie aber für 59 Prozent nur geringe oder gar keine Bedeutung hatten. Die Erwartung materieller Vorteile haben die Entscheidung demnach zumeist wenig konturiert. Diejenigen mit linkem parteipolitischem Engagement während ihrer Förderung messen dem allerdings geringfügig mehr Gewicht bei – sie wissen womöglich auf Grund der ideologischen Basis um den Wert der Arbeit.

In Gänze zeigt sich eine deutliche Randstellung materieller oder statusorientierter Werte und Einstellungen bei der Entscheidung für die Aufnahme eines Studiums. Es überwiegen intrinsische oder an der gesellschaftlichen Entwicklung orientierte Gründe. Das ist unberührt von den Erwartungen an ein Studium selbst: In dieser Frage wird eine Vertiefung der beruflichen Qualifikationen erwartet und damit eine anwendungsnahe Expertise als Zielsetzung impliziert formuliert – was immer auch der spätere Beruf sein würde. In dieser Gemengelage ist die wohl wesentliche Konstellation für die Entscheidung für ein Studium zu finden: Gut ausgebildet entsprechend eigener Präferenzen agierend an der gesellschaftlichen Entwicklung teilzuhaben ist die ganz grundlegende Motivation – sich eröffnende Boni werden gegebenenfalls «mitgenommen», spielten aber nur für wenige der Ehemaligen eine bedeutende Rolle beim Schritt an die Hochschule.

Jenseits der reinen Häufigkeitsauszählung bieten multivariate Analysen die Möglichkeit, hinter der Oberfläche der Verteilungen nach Strukturmustern zu su-

chen – ein probates Mittel dafür ist die Hauptkomponenten- oder Faktorenanalyse, die unterschiedliche Items in vereinigende Faktoren zusammenfasst. Diese wurde für alle Items durchgeführt, die Beweggründe für das Studium erfassen; in der schließlich angenommenen Faktorenlösung wurde allerdings das Item «Grund: vielfältige Berufsmöglichkeiten» aus statistischen Gründen ausgeschlossen. Es konnten drei Faktoren identifiziert werden, wie die nachfolgende Tabelle¹ ausweist:

Studienmotivation	Faktor 1	Faktor 2	Faktor 3
Hohes Einkommen	,776		
Angesehener Beruf	,725		
Alternative zu Arbeitslosigkeit	,538		
Fachliche Qualifikationen		,738	
Möglichkeit auf selbstbestimmte Arbeit		,710	
Vertiefung mich interessierender Themen		,580	
Möglichkeit auf interessante/befriedigende Arbeit			-,806
Verwirklichung eines bestimmten Berufsziels			-,662
Etwas Sinnvolles für die Gesellschaft tun			-,581

- KMO: .651; Bartlett-Test auf Sphärizität ist höchstsignifikant(Oblimin-Method)
- Erklärungskraft der Faktoren und Reliabilitätswert α :
 - Faktor 1: 26 % Varianzaufklärung, Cronbachs $\alpha = .54$
 - Item «Grund für Studium: Alternative zu drohender/bestehender Arbeitslosigkeit» fällt durch schwache Item-Skala-Korrelation auf, Ladung ist aber noch akzeptabel
 - Faktor 2: 18 % Varianzaufklärung, Cronbachs $\alpha = .53$
 - Faktor 3: 12 % Varianzaufklärung, Cronbachs $\alpha = .51$

Tab. 1: Faktorenanalyse Studienmotivation

Fasst man die identifizierten Faktoren inhaltlich zusammen, so lässt sich Faktor 1 heuristisch mit dem Begriffspaar «Extrinsische Motivation – Statusorientierung», Faktor 2 mit dem Begriffspaar «Intrinsische Motivation – fachbezogen» und Faktor 3 mit dem Begriffspaar «Intrinsische Motivation (allgemein) arbeitsbezogen» beschreiben.²

Wie sind nun die Verteilungen der einzelnen Faktoren? Dazu gibt Abbildung 31 Auskunft, bei der die ursprünglichen 5er-Antwortskalen (sehr wichtig, eher wichtig, teils-teils, eher unwichtig, völlig unwichtig) aus Gründen der Vereinfachung jeweils auf 3er-Antwortskalen recodiert wurden. Angegeben ist jeweils, welchem Anteil der Befragten jeder der drei Faktoren wichtig oder unwichtig ist. Gut neun Prozent ist Status und Einkommen ein wichtiger Grund für die Aufnahme des jeweiligen Studiums –

diese Befragten haben die mit dem hohen Bildungsabschluss einhergehenden Gratifikationen antizipiert. Für gut 32 Prozent ist dieser Aspekt aber nur teilweise wichtig gewesen und für 59 Prozent spielte er keine Rolle bei der Entscheidung für ein Studium. Extrinsische Motive und eine Statusorientierung sind den ehemaligen StipendiatInnen zwar nicht fremd, aber sie haben bei weitem keine Mehrheit unter den Befragten – und eine vergleichsweise weit geringere Bedeutung als intrinsische Motive. Die kommen in zwei Varianten vor: einmal als fachbezogene und zum zweiten als allgemein arbeitsbezogene intrinsische Motivation. Fast 86 Prozent der ehemaligen StipendiatInnen bekennen sich zur fachbezogenen Variante, weitere 12 Prozent ist dies teilweise ein wichtiger Grund gewesen – Ablehnung dieser Motivlage gibt es dagegen kaum. Damit kann die fachbezogene intrinsische Motivation als generalisierbares Kennzeichen angesehen werden – die Befragten dürften demnach sehr bewusst ihre Studienwahl getroffen haben. Auch die arbeitsbezogene intrinsische Motivation findet große Verbreitung, wenn auch in geringerem Ausmaß als der vorgenannte Faktor: annähernd 70 Prozent ist diese Motivlage wichtig, weiteren fast 26 Prozent zumindest teilweise und nur für vier Prozent ist sie irrelevant.

Nur die fachbezogene intrinsische Motivation differiert dabei im Mittelwertvergleich signifikant zwischen den Genusgruppen: Die StudienstipendiatInnen erreichen mit 4,1 einen etwas geringeren Mittelwert als die PromotionsstipendiatInnen mit 4,3 – dies kann als Hinweis auf leichte Erosionstendenzen der fachbezogenen intrinsischen Motivation mit andauernder Hochschulzugehörigkeit gewertet werden. Das ist zwar statistisch bedeutsam, dürfte sich in der Realität aber allenfalls als geringe Verschiebung niederschlagen, da der schleichende Niedergang von einem hohen Niveau aus geschieht und nur marginal absinkt.

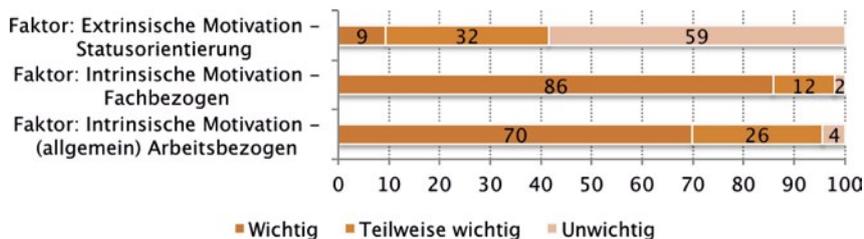


Abb. 31: Verteilung der Faktoren zur Studienmotivation (in %)

¹ Dabei zeigen die Spalten jeweils einen Faktor, die in ihnen aufgeführten Angaben geben die Stärke der Ladung eines Items in diesem Faktor wieder. Faktoren lassen sich demzufolge als Konstrukt statistisch miteinander verbundener Einzelaussagen verstehen, die einen bestimmten Sinnzusammenhang offenbaren. Negative Vorzeichen kehren die inhaltliche Itemlogik um. Auf eine Kommentierung der statistischen Maßzahlen wird aus Gründen der Lesbarkeit verzichtet; für alle Berechnungen gilt, dass sie valide sind. ² Die zunächst vielleicht etwas verwirrende Bezeichnung erklärt sich dadurch, dass zwar die negativen Vorzeichen den Faktor konstruieren, er aber in der Verteilung dennoch die Dominanz arbeitsbezogener intrinsischer Motivation ausweist.

4 FINANZIERUNGSWEGE FÜR STUDIUM UND PROMOTION

Neben den oben angeführten Motivlagen beim Zugang zum Studium war es von Interesse, Erkenntnisse über die Motive für die Beantragung eines Stipendiums zu gewinnen und damit auch Einsichten in die soziale Lage der ehemals Geförderten zu generieren.

Zunächst wurde daher nach dem Stellenwert des finanziellen Aspekts der Förderung gefragt:

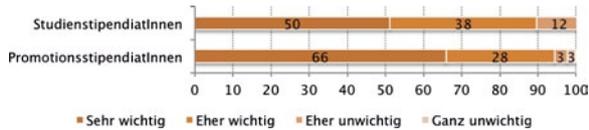


Abb. 32: Relevanz finanzieller Unterstützung bei der Entscheidung für die Förderung (in %)

Kaum verwunderlich ist, dass für fast neun Zehntel der ehemaligen StudienstipendiatInnen der finanzielle Aspekt ein sehr bzw. eher wichtiger Grund für den Antrag auf Förderung war – bei den Stipendiatinnen ausgeprägter als bei den Stipendiaten. Die Befragten rekurrieren damit auf den materiellen Kern des Stipendiengedankens und nehmen Unterstützungsleistungen zur Durchführung ihrer Studien in Anspruch – ggf. auch für ein paralleles Engagement (s. u.). Für gut 12 Prozent hat der finanzielle Aspekt der Förderung einen eher niedrigen Stellenwert – neben der faktischen Höhe (Büchergeld etc.) könnten Aspekte der Anerkennung dennoch gewichtig wirken, ist die Aufnahme als StipendiatIn doch in gewisser Weise eine Auszeichnung. Insgesamt verdeutlichen diese Zahlen aber die Passfähigkeit der u. a. nach Sozialkriterien erfolgten Auswahl – gefördert werden offensichtlich Bedürftige.

Bei den ehemaligen PromotionsstipendiatInnen sieht es etwas anders aus: Der Stellenwert des finanziellen Aspekts ist noch höher als bei den StudienstipendiatInnen – vermutlich auf Grund der Konzentration auf die Abfassung der Dissertation, die weitere Tätigkeiten wie Erwerbsarbeit einschränkt. Nur knapp sechs Prozent war der finanzielle Aspekt eher oder gänzlich unwichtig, für gut 28 Prozent wichtig und für nahezu zwei Drittel äußerst bedeutsam. Zu ergänzen ist, dass für ein Drittel der ideell Geförderten der finanzielle Aspekt bezüglich der Motivation zum Studium eher unwichtig ist, für je neun Zehntel der Teil- wie VollstipendiatInnen dagegen gleichermaßen eher oder sehr wichtig – wiederum ein sekundärer Effekt sozialer Lagen.

Die Differenzierung hat auch Bestand, wenn man die Angaben der befragten Ehemaligen zur Bereitschaft zu einem Studium ohne Förderung betrachtet:

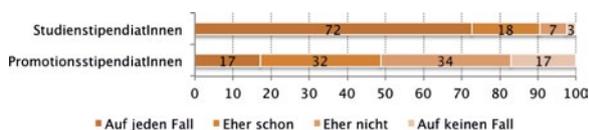


Abb. 33: Vorstellbarkeit eines Studiums/einer Promotion ohne finanzielle Unterstützung (in %)

Nur knapp 10 Prozent der befragten ehemaligen StudienstipendiatInnen hätten bei ausbleibender Förderung auf das Studium verzichtet, weil eine solche Anstrengung nicht vorstellbar erschien. Alle anderen hätten wahrscheinlich oder sicher ihr Studium zumindest begonnen – ein deutlicher Hinweis darauf, dass es eher intrinsische Motive sind, die zum Studium führen und eine Förderung demgegenüber für die meisten Ehemaligen nachrangig war. Die Förderung erscheint also als zusätzliche Option, die vereinfachend auf die Lebensführung und das Studienengagement wirken kann, sie selbst ist aber – so ist anzunehmen – keine genuine Motivation zur Aufnahme eines Studiums. Bedürftige studieren demnach auch trotz ihrer Bedürftigkeit, versuchen aber Auswege aus dieser zu finden und nutzen dabei auch die RLS.

Demgegenüber zeigt sich bei den PromotionsstipendiatInnen, dass die Hälfte der Befragten ohne finanzielle Förderung die Promotion nicht oder eher nicht durchgeführt hätte.

4.1 MOTIVE ZUR FÖRDERUNG DURCH DIE RLS

Die Befragten wurden aufgefordert, ihre Motive für einen Antrag auf ein Stipendium durch die Rosa-Luxemburg-Stiftung entlang spezifischer Aspekte jenseits des unter Umständen zentralen finanziellen Motivs in eine Rangordnung zu bringen. Die Antworten weisen wie erwartet einen ganzen Strauß an Anlässen dafür aus, nicht nur in der Häufung der Einzelaspekte, sondern auch in den Kombinationsmöglichkeiten (ausgewiesen werden im folgenden die absoluten Prozentwerte pro Zelle; es waren Mehrfachnennungen und auch gleichgewichtige Platzierungen möglich). (siehe Tab. 2)

Die Tabelle verdeutlicht, dass es vor allem politisch motivierte Gründe sind, die den StipendiatInnen Anlass sind, sich gerade bei der Rosa-Luxemburg-Stiftung zu bewerben – es ist ein gegenseitiges Passungsverhältnis, das in den Daten zum Ausdruck kommt: Wenn auch individuell in unterschiedlicher Gewichtung geben fast neun Zehntel an, dass jenseits des finanziellen Aspekts ihre eigene politische Orientierung neben anderen der eigentliche Grund für die Bewerbung gewesen ist; für vier Fünftel ist die Förderung gesellschaftlichen Engagements wichtiges subjektives wie stiftungsrelevantes Ziel, das die Antragsstellung bei der Rosa-Luxemburg-Stiftung beförderte. Geht man in den Zeilen von der Zellenbesetzung nach Rangstufe aus, wird die vorrangige Bedeutung der politischen Orientierung nochmals deutlich: diesbezügliche Beweggründe werden auf vorderen Plätzen gelistet.

Im Mittelfeld der Motivlagen findet sich der Wunsch nach dem Eintauchen in ein angenehmes Netzwerk – allem Anschein nach ein mit den oben stehenden Orientierungen eng verbundenes Faktum: Spiegelt man

	Rang 1	Rang 2	Rang 3	Rang 4	Rang 5	Rang 6	Rang 7	Rang 8	Gesamt
Meine politische Orientierung	58	20	6	3	1	1	--	--	88
Stiftung fördert Personen mit gesellschaftspolitisches Engagement	28	36	10	3	3	1	--	--	81
Eintritt in ein mir angenehmes Netzwerk	5	13	12	10	4	--	1	--	46
Interesse an Förderangeboten des Studienwerks	4	10	10	10	4	3	1	--	41
Persönliche Kontakte	8	9	6	6	1	1	1	--	33
Stiftung fördert sozial benachteiligte Personen	4	7	11	6	2	2	1	1	33
Wollte mich in die Arbeit der Rosa-Luxemburg-Stiftung einbringen	--	4	8	7	8	2	1	--	29
Kein besonderer Grund	1	--	1	1	--	--	--	4	7

Mehrfachnennungen und gleichrangige Einstufungen waren möglich. Weitere Gründe (offene Kategorie) nannten nur 12 Teilnehmer; wegen der geringen Anzahl werden sie nicht weiter berücksichtigt.

Tab. 2: Rangfolge der Motivlagen zur Antragstellung ehemaliger StudienstipendiatInnen (in %)

die eigenen Intention zur Bewerbung um ein Stipendium auf die (ggf. aus früheren Jahrgängen stammenden) Mitbewerber, so scheint mit der Aufnahme in den StipendiatInnenkreis der Rosa-Luxemburg-Stiftung zugleich ein geeignetes politisches Umfeld gefunden. Einem Teil der Befragten sind aber nicht nur solche prospektiven Wünsche und Erwartungen wichtig, sondern sie setzen in ihrer Bewerbungsstrategie u. a. auf inhaltliche Angebote der Stipendien vergebenden Institution – konkret erfasst in Offerten wie Praktika, den Möglichkeiten zum Auslandsstudium oder der Teilnahme an Seminaren. Die beiden letztgenannten Items sind selten prioritäres Auswahlkriterium für eine Bewerbung, treten aber im 2. bis 4. Rang doch gebündelt auf und können so als sekundäres, aber bedeutsames Merkmal der Auswahl angesehen werden.

In der individuellen Rangfolge davon etwas abgesetzt sind mit je einem Drittel der ehemaligen StudienstipendiatInnen Aspekte wie die Förderung sozial benachteiligter Personen (mithin auch ein politischer, mindestens aber sozialpolitischer Beweggrund für eine Bewerbung gerade bei der RLS), die persönliche Unterstützung der allgemeinen Stiftungsarbeit sowie die vorhandenen Kontakte zu StipendiatInnen und VertrauensdozentInnen der Rosa-Luxemburg-Stiftung wichtige Entscheidungshilfe bei der Wahl der Stipendienbewerbung. Auch dieses sind eher sekundäre Be-

wertungen – allenfalls der persönliche Kontakt scheint für die Antragsstellung gelegentlich wichtiger zu sein. Vermutlich handelt es sich dabei um eine Widerspiegelung realer Erfahrungen in der Kontaktaufnahme.

Wiederum soll das Ergebnis an den Daten der ehemaligen PromotionsstipendiatInnen gespiegelt werden – ihnen wurden die gleichen Items vorgelegt, die in Tabelle 3 wiedergegeben sind.

Auch bei den ehemaligen PromotionsstipendiatInnen wird deutlich, dass politisch motivierte Gründe wichtigster Antrieb sind, sich explizit bei der Rosa-Luxemburg-Stiftung zu bewerben. Insgesamt sind es wiederum fast neun Zehntel, die angeben, dass ihre eigene politische Orientierung dafür ausschlaggebend gewesen ist; für drei Viertel ist die Förderung gesellschaftlichen Engagements gemeinsames Ziel von Stiftung und StipendiatIn. Wiederum sind vor allem vordere Rangplätze belegt, wenn auch im Falle des gesellschaftlichen Engagements relativ breiter gestreut.

Im oberen Mittelfeld der Motivlagen findet sich – wie bei den StudienstipendiatInnen – der Wunsch nach dem Eintauchen in ein angenehmes Netzwerk; partiell unterlegt mit der Bereitschaft, sich in die Arbeit der Stiftung auch selbst einzubringen. Wie bei den StudienstipendiatInnen setzen die PromotionsstipendiatInnen also auf ein passfähiges politisches Umfeld. Dem entspricht auch die von einem Teil der Befragten an-

	Rang 1	Rang 2	Rang 3	Rang 4	Rang 5	Rang 6	Rang 7	Rang 8	Gesamt
Meine politische Orientierung	64	17	4	3	--	--	--	--	89
Stiftung fördert Personen mit gesellschaftspolitisches Engagement	26	33	8	7	1	1	--	--	76
Eintritt in ein mir angenehmes Netzwerk	7	19	12	7	3	--	--	--	49
Wollte mich in Arbeit der Rosa-Luxemburg-Stiftung einbringen	3	12	11	6	2	1	1	--	38
Persönliche Kontakte	6	7	7	6	1	1	1	--	28
Stiftung fördert sozial benachteiligte Personen	4	3	8	2	2	1	1	1	24
Interesse an Förderangeboten des Studienwerks	3	4	3	--	6	3	--	--	20
Kein besonderer Grund	4	--	--	--	--	--	4	2	11

Mehrfachnennungen und gleichrangige Einstufungen waren möglich.

Tab. 3: Rangfolge der Motivlagen zur Antragstellung ehemaliger PromotionsstipendiatInnen (in %)

gegebene hohe Bedeutung von Kontakten, die durch ein Stipendium seitens der Stiftung (quasi beiläufig) ermöglicht werden. Solche Gründe sind zwar insgesamt eher im unteren Mittelfeld angesiedelt, komplettieren aber das Ensemble der netzwerkbasierter Beweggründe. (Siehe Tab. 3)

Dass die Stiftung sozial Benachteiligte fördert, ist dagegen ein weniger gewichtiger Grund für PromotionsstipendiatInnen; bei den weiblichen Ehemaligen ist dieses Motiv allerdings deutlich stärker ausgeprägt als bei den männlichen Kommilitonen. Auch die ideellen Unterstützungsleistungen des Studienwerks treffen nur bei einem relativ kleinen Teil auf Interesse – vermutlich ein Effekt gesteigener Routine im Agieren im wissenschaftlichen Umfeld. Weitere Gründe (wie z. B. der einer zufälligen Wahl) sind marginal vorhanden, als Einzelmeinung aber kaum relevant.

Auch in den qualitativen Interviews zeigen sich Erwartungshaltungen, die eine Antragstellung begünstigen oder erschweren. Dazu gehören auch Befürchtungen, dem Profil der Stiftung nicht zu entsprechen, wie sie in den folgenden Interviewausschnitten aus unterschiedlichen Gruppendiskussionen zur Sprache kommen:

«Äh ich studiere [*Bezeichnung des Fachs*]. Ich weiß nicht ob das eine Rolle spielt, will ich gar nicht sagen. Die haben sicher ihre Gründe gehabt. Aber natürlich-äh trotzdem sind bestimmte Fächer tendenziell höher anteilig in der Stiftung aufgetreten und so, aber das ist eine andere Diskussion.»

Die Verunsicherung, die oder der Richtige für die Stiftung zu sein, kehrt in merkwürdiger Weise das Ziel der Förderung – die Unterstützung von Individuen – nahezu um. Betont wird die Passfähigkeit für die Stiftung. Das wahrgenommene ungleiche Verhältnis der wissenschaftlichen Disziplinen kann aber auch zu Spannungen entlang der Fachkulturen führen, wie die folgende Äußerung zeigt:

«Also eine Bekannte von mir, die auch Promotionsstipendiatin ist, hatte bei einem Doktorandenkolleg das Problem, dass die Zusammensetzung da ein bisschen ungünstig war. Und die hat gemeint, das wäre mit der schlimmste Vortrag über ihre Diss gewesen, den sie jemals machen musste, weil das einfach- eine sehr unsaubere, persönliche und beleidigende Kritik irgendwie war. Also das gibt es auf jeden Fall auch und äh- ich nehme mal an, das ist so, wie es überall anders auch ist, ja.»

Die Situation konterkariert in gewissen Sinne das den Befragten nach politischen Positionierungen wichtige Ziel der Netzwerkbildung – zumindest über Fachbereiche hinweg scheint es Verwerfungen zu geben, die nicht angetan sind, hier strukturbildend zu wirken. Im Gegenteil wird eine gewisse Borniertheit sichtbar, die (so die Ausführungen mehrerer Befragter) der sozialwissenschaftlichen Dominanz gegenüber anderen Fächern geschuldet zu sein scheint – mithin scheint hier eine Aufgabe des Studienwerks zu liegen, gemeinsam mit den StipendiatInnen ein Verständnis von Netz-

werken zu entwickeln, das von Respekt für andere Auffassungen und wissenschaftlichen Positionen geprägt ist. Dass auch dann Abgrenzungen vollzogen werden, muss dem ja nicht widersprechen.

Jenseits der Wahrnehmung von geringer Passfähigkeit der eigenen Personen und der Stiftung bzw. den durch die Stiftung Geförderten gibt es eine ganz grundlegende Bedingung der Antragstellung: Man muss auf die Rosa-Luxemburg-Stiftung als Stipendiengeber stoßen (oder gestoßen werden). Die Wege dorthin verlaufen unter Umständen zufällig und unstrukturiert, wie die folgende Darstellung aus einer Gruppendiskussion verdeutlicht:

«Ich bin damals mit zu ,nem Philosophischen Café gegangen und da haben wir diskutiert. Und das waren immer sehr schöne Veranstaltungen. Und dann habe ich irgendwann herausgekriegt, das war organisiert von ,nem Rosa Luxemburgclub und dann bin ich da aktiv geworden. Und wusste aber nie wozu das gehört und warum das jetzt Rosa Luxemburg heißt. Irgendwann habe ich dann verstanden: Okay es gibt da so 'ne Landesstiftung. Es gibt sogar ,ne Bundesstiftung. Und dann habe ich ne Zeit lang im ASTA gearbeitet. Da waren dann einige Stips bei der Rosa Luxemburg Stiftung und die haben mir das dann so ein bisschen nahe gelegt, da kannst dich doch bewerben, da kannst Kohle bekommen und dass habe ich dann gemacht.»

Trotz hoher Dichte zum Veranstaltungsangebot eines Clubs ist erst der Kontakt über den ASTA eine Initialzündung für eine Antragstellung – weder der Name der Stiftung allein hat größeres Interesse ausgelöst, sich näher mit ihr und ihren Angeboten zu befassen, noch scheinen Werbeflyer etc. dieses Interesse angestoßen zu haben. Insofern lässt sich von einem trichterförmigen Zufallsprozess sprechen, der schließlich zur Bewerbung geführt hat.

Die Befragten insgesamt geben unterschiedliche Wege an, auf denen sie auf die Rosa-Luxemburg-Stiftung gestoßen sind:

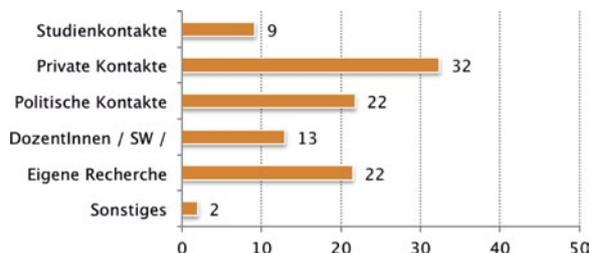


Abb. 34: Der anfängliche Weg zur Rosa-Luxemburg-Stiftung (in %)

Die unspezifische Angabe «private Kontakte» ist die mit Abstand häufigste Nennung – sie verweist auf die hohe Bedeutung personaler Netzwerke für die Kenntnis um wie die Auswahl als geeignet erscheinender Förderinstitutionen. Das immerhin ein Drittel Hinweis auf die Fördermöglichkeit aus dem privaten Umfeld erhält, sollte Grund genug dafür sein, die Werbestrategien des Studienwerks auch auf öffentliche Veranstaltungen der Stiftung auszurichten, scheint doch ein

gegebenenfalls nichtuniversitäres Publikum eine relativ große Reichweite zu garantieren. Jeweils gut zwei Fünftel der Befragten haben über dezidiert politische Kontakte bzw. durch eigene Recherche – vermutlich zumeist im Internet – von der Fördermöglichkeit durch das Studienwerk erfahren. Ein weiteres Fünftel nutzte Kontakte im universitären Umfeld, entweder in der Peer Group, unter den Dozenten oder durch das Studienwerk selbst. Damit existieren neben der eigenen Recherche in öffentlichen Quellen letztlich drei große Pfade der Vermittlung von grundlegenden Kenntnissen über bzw. Hinweisen auf die Förderung: im privaten Umfeld verankerte, universitär gerahmte sowie politisch basierte Zugänge.

Die qualitativen Interviews illustrieren die Vielfalt der Detailausprägungen des Weges zur Bewerbung um ein Stipendium bei der Rosa-Luxemburg-Stiftung.

In der Darstellung eines Befragten in einem qualitativen Einzelinterview zeigt sich, dass der Anstoß durch Dritte ausschlaggebend dafür sein kann, sich zu bewerben:

«Ich glaube, man kann erst nach dem dritten Semester oder so, ne das beantragen. Und da sagte mir meine Oma Bescheid- äh die halt in der Linken ist oder PDS damals: Hier [*Vorname des Interviewten*] mach das mal. Und dann habe ich das alles schnell zusammengeschrieben und die Referenzen besorgt oder was da alles dabei war und hab das eingereicht und das ging dann auch noch. Also ich wurde dann halt genommen. Und (.) vom Gefühl her war das damals äh noch so- hab ich zu so einer Art ersten Generation mitgehört oder war nicht unter den Allerersten 100, aber vielleicht unter den zweiten 100 oder so ungefähr hat sich das- vom Gefühl her.»

Zwei TeilnehmerInnen einer Gruppendiskussion verweisen auf informelle Kontakte im Wissenschaftsbetrieb, die gezielt auf die Möglichkeit einer Förderung durch die Rosa-Luxemburg-Stiftung hinweisen, respektive auf den bereits zuvor auf Grundlage politischer Aktivitäten vorhandenen Kontakt zur Stiftung:

«B1: Ähm – und ich bin – Ja wie bin ich an die Stiftung gekommen? Also- ich hatte schlichtweg meine HiWi-Stelle bei einer Vertrauensdozentin der Rosa-Luxemburg-Stiftung und äh die hat mir einfach empfohlen, mich mal bei der Stiftung zu bewerben, als Studienstipendiat. Und ähm – ja, bin – bin darüber praktisch auf die Stiftung gekommen oder aufmerksam da drauf geworden, dass es ja möglicherweise ganz interessant sein könnte für ein Stipendium, auch inhaltlich (.) Da – ja, da ich schon den Eindruck hatte, da dort auch Formen kritischer Wissenschaft gefördert, unterstützt werden. Ähm – im Gegensatz jetzt zu- ja anderen Stiftungen. [...]»

«B2: Ich fand dann die Rosa-Luxemburg-Stiftung doch attraktiver [*als andere Stiftungen*]. Einfach weil mir das schien, dass das vielmehr von dem abgedeckt hat, wie ich mich auch politisch engagiert hatte. Zumal ich auch für ein, zwei Landesstiftungen der Rosa-Luxemburg-Stiftung schon Vorträge gemacht hatte, bevor ich angefangen hatte zu studieren und da so Anknüpfungspunkte auch hatte. Ja und bin dann in die Förderung gekommen. Wurde dann ab dem dritten Semester, war das damals- ging, glaube ich, dann auch erst dort- gefördert bis zum Ende meines Studiums.»

Dass nicht nur der Hinweis allein, sondern auch die politische Übereinstimmung eine Rolle spielt, wird durch beide hier zitierten Interviewpartner rekapituliert – als eine einer bestimmten politischen Position verpflichteten Stiftung spricht die Förderung offensichtlich auch spezifische Studierende an. Dies geht bis hin zur Umkehrung von materieller und ideeller Bedeutung, wie in einem Einzelinterview deutlich wird:

«Als – ähm Studentin war mein – Hauptaugenmerk eigentlich – ich habe mich beworben weniger wegen des Stipendiums an sich, weil klar war, ich würde sowieso nur die 150 Euro Büchergeld bekommen, sondern ich wollte in der Stiftung mitmachen. Also ich komme aus einem – äh Hintergrund, wo ich während meiner Abizeit mit der PDS schon – enger Kontakt hatte und da Politik gemacht habe. Habe das dann im Studium ein Stück zunächst erst mal verloren, weil ich hier mit PDS hier vor Ort nie so richtig zu Rande gekommen bin. Habe mich dann eher auf Fachschaftsrat und StuRa konzentriert und fand die Rosa-Luxemburg-Stiftung eine – eine wunderbare Adresse, wo man wissenschaftspolitisch ähm aber nicht nur innerhalb der Uni, sondern im Rahmen von politischen Parteien was machen kann.»

In diesem Beispiel handelt es sich um ein aktives Zugehen der Befragten auf die Stiftung- das Büchergeld erscheint als nahezu marginaler Faktor in einer quasi-natürlichen Entwicklung vor dem Hintergrund der eigenen politischen Sozialisation.

4.2 ALTERNATIVE FINANZIERUNGSMÖGLICHKEITEN

Wie sieht es bei den Befragten angesichts der offensichtlichen Notwendigkeit von Finanzierungsquellen mit alternativen Möglichkeiten der Studienfinanzierung aus?

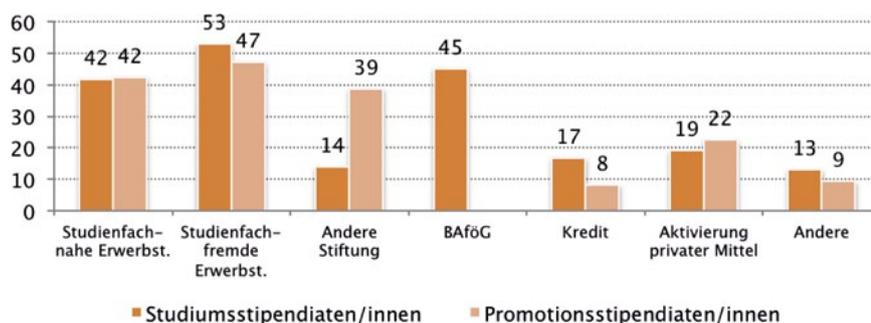


Abb. 35: Alternative Finanzierungsmöglichkeiten (in %; Mehrfachnennung möglich)

Zunächst zu den StudienstipendiatInnen: Studienfachnahe Erwerbstätigkeiten – in der Regel dürfte dies der Job als Wissenschaftliche Hilfskraft an Lehrstühlen oder in Projekten sein – wurden von zwei Fünfteln der befragten Ehemaligen mit Studienstipendium ausgeführt. Sie sind damit gegenüber fachfremder Erwerbstätigkeit (s. u.) weniger bedeutsam. Diese Verteilung deutet für den leicht überwiegenden Teil der befragten StudienstipendiatInnen ein – aus welchen Gründen auch immer – notwendig gewordenes Engagement jenseits des inhaltlichen Kerns des Studiums an. Mithin werden hier (zeitliche) Ressourcen der StipendiatInnen belegt, die andernfalls in den Fortgang des Studiums fließen könnten.

Für nur eine relativ kleine Minderheit von fast 14 Prozent wäre die Finanzierung durch eine andere Stiftung ein denkbarer Weg gewesen, sich das Studium zu finanzieren. Unklar bleibt dabei, ob es sich hier um durch die Förderrichtlinien anderer Stiftungen entstehende Ausschlusskriterien oder um selbstgewählte Präferenzen handelt. Dass für 86 Prozent der Ehemaligen nur eine Förderung durch die Rosa-Luxemburg-Stiftung in Frage kam, deutet jedenfalls auf eine hohe Passfähigkeit zwischen Bewerbern und Studienwerk.

Die Förderlandschaft in Deutschland ist vielfältig; BAföG ist eines der bekanntesten Wege, das Studium finanziell abzusichern. Als Makel gilt hier sicherlich die Rückzahlung. Unter den befragten Ehemaligen wäre für 45 Prozent der Bezug von Zahlungen nach BAföG in Frage gekommen, für die Mehrheit war das nicht der Fall; entweder weil sie nicht die sozialen Voraussetzungen erfüllten oder aus anderen Gründen nicht zum Bezug berechtigt waren.

Bildung wird immer mehr als Investition in die eigene Zukunft angesehen – daraus folgt insbesondere von konservativer und liberaler Seite häufig der Hinweis, eine solche Investition mittels eines Privatkredits abzusichern und so selbst für den späteren höheren beruflichen Status zu sorgen – mithin handelt es sich in dieser Frage nicht zuletzt um die Umgestaltung eines gesellschaftlichen (Bildungs-)Auftrags. Dass dies häufig an der Lebensrealität von Studierenden vorbeigeht, belegen auch die Angaben der befragten StudienstipendiatInnen: Nur eine Minderheit von knapp 17 Prozent kann sich eine Finanzierung mittels eines Bankkredits vorstellen, für die ganz überwiegende Mehrheit kommt ein solcher Schritt nicht in Frage.

Ähnlich sieht es im Hinblick auf die Aktivierung privater Mittel aus: Knapp ein Fünftel der Befragten sieht sich in der Lage (bzw. unter der nicht erfragten prinzipiellen Voraussetzung, über entsprechende Mittel zu verfügen: sieht sich bereit dazu), für das eigene Studium private Mittel einzusetzen. Insgesamt zeigt sich, dass alternative Finanzierungsquellen zwar vorhanden, bei weitem aber nicht die Qualität eines Stipendiums (relative belastungsfreie Förderung) erreichten, sondern gegebenenfalls mit erheblichen Zugeständnissen verbunden waren – im Falle studienfachnaher Erwerbstätigkeit abgemilderter als im Falle studien-

fachfremder Erwerbstätigkeit. Alternative Wege einer solch belastungsarmen Förderung standen nur Wenigen zur Verfügung. Für die Ehemaligen erwies sich damit die Förderung durch die Rosa-Luxemburg-Stiftung offensichtlich als wichtiger Support, der zwar in der Tendenz nicht das Studium an sich ermöglichte, seine Durchführung aber erheblich erleichterte.

Wie sehen die Daten im Hinblick auf die ehemaligen PromotionsstipendiatInnen aus? Nur gut zwei Fünftel der Befragten hätten im Falle des Falles auf studienfachnahe Tätigkeiten zurückgreifen können. Studienfachfremde Erwerbstätigkeiten erschienen gut der Hälfte als nicht mit dem Promotionsziel zu vereinbarende Eigenfinanzierung. Es ist davon auszugehen, dass die überwiegende Anzahl der ehemals Geförderten bei unterlassener Unterstützung nicht den Weg einer Promotion gegangen wäre. Diese Einschätzung wird auch dadurch unterstützt, dass gut drei Achtel sich im Falle der Ablehnung durch die Rosa-Luxemburg-Stiftung auch eine andere Stiftung als Förderinstitution vorstellen konnten – die materielle Lage in Verbindung mit der persönlichen Zielsetzung lässt also mehrere Strohhalme als Supportstruktur attraktiv erscheinen. Die überwiegende Mehrheit jedoch hat für sich diese Möglichkeit nicht gesehen – aus welchen Gründen auch immer (so sind z. B. sowohl ein politischer Vorbehalt, die Auswahlkriterien als auch eine als gering angenommene Passfähigkeit des Promotionsthemas mit der Ausrichtung anderer Förderwerke anzunehmen).

Alternativ ist prinzipiell auch die Aktivierung privater Mittel denkbar – nicht jedoch für den überwiegenden Teil der ehemals geförderten Promovierenden: Für mehr als drei Viertel bestand die Chance auf einen solchen Geldfluss nicht – ein gutes Fünftel hätte dagegen auf Unterstützung durch die Familie oder eigene Mittel zurückgreifen können. Ob diese Werte den von der Rosa-Luxemburg-Stiftung erstellten Kriterien der Förderung nach sozialen Gesichtspunkten entsprechen, kann von Autorensseite nicht bewertet werden – allenfalls ist eine Überprüfung anzuregen, wenn in der Verteilung ein Hinweis auf mögliche Schief lagen gesehen wird.

Die Möglichkeit der Verschuldung durch die Aufnahme eines Kredits wäre jedenfalls nur für eine kleine Minderheit als Option realistisch erschienen: Fast 92 Prozent hätten darin keinen Weg gesehen – auch in dieser Frage muss offen bleiben, ob dies etwa auch in der Einschätzung der eigenen Kreditwürdigkeit oder der Ablehnung einer solchermaßen finanzierten Bildungsschrittes gründet. Insgesamt wird die hohe Bedeutung der Förderung für die ehemals Geförderten deutlich – viele von Ihnen hätten den Qualifikationsschritt einer Promotion nicht unternommen, sondern hätten ihre wissenschaftliche Laufbahn mit der Erlangung des ersten akademischen Grades abgeschlossen. Insoweit scheinen die Förderkriterien – den oben stehenden leichten Vorbehalt eingeschlossen – gut und an richtiger Stelle zu greifen und ganz überwiegend materiell Bedürftigen den Weg in eine weiterführende wissenschaftliche (Aus-)Bildung zu ebnen.

Es zeigen sich also einige Unterschiede zwischen Studien- und PromotionsstipendiatInnen: Beide Gruppen geben zu je etwa 40 Prozent an, studienfachnahe Tätigkeiten als alternative Finanzierungsquelle nutzen zu können. 53 Prozent der StudienstipendiatInnen und gut 47 Prozent der PromotionsstipendiatInnen ziehen fachfremde Tätigkeiten in Erwägung, immer noch dürfte der Job in der Kneipe oder in anderen Dienstleistungen dazu eine Möglichkeit bieten. Interessant ist, dass lediglich knapp 14 Prozent der erstgenannten Gruppe, aber fast 39 Prozent der PromotionsstipendiatInnen eine andere Stiftung als Förderin in Erwägung ziehen – die Bindung der Studierenden scheint wesentlich fester als die der Promovierenden. 45 Prozent der StudienstipendiatInnen waren offensichtlich BAföG-berechtigt und sparten sich durch ein Stipendium die Rückzahlung. Kredite als alternative Finanzierung des Studiums bzw. der Promotion sind für knapp 17 Prozent der ehemaligen Studierenden, aber nur für gute acht Prozent der ehemaligen PromotionsstipendiatInnen eine mögliche Alternative gewesen. Die Option der Aktivierung eigenen bzw. familialen Vermögens stand 19 Prozent der StudienstipendiatInnen bzw. 22 Prozent der PromotionsstipendiatInnen zur Verfügung – vermutlich bilden sie sozialstrukturell gesehen den Gegenpol zu den BAföG-Berechtigten. Über andere Mittel verfügten jeweils rund 10 Prozent der Befragten. Insgesamt verfügten Teile der befragten StipendiatInnen neben der Option der Erwerbsarbeit jeweils über verschiedene alternative Finanzierungsmöglichkeiten, die sozial ungleich verteilt sind und in unterschiedlichen Maße spätere Kosten produzieren (BAföG, Kredit) oder Mittel Anderer involvieren (Stiftungen, Familie etc.). Die Förderung durch die Rosa-Luxemburg-Stiftung ist auf Grund der Anlage eines nichtrückzahlbaren Stipendiums augenscheinlich von besonderer Attraktivität für die Befragten gewesen.

Eine Teilnehmerin einer Gruppendiskussion verweist darauf, dass die Einsicht in die Bedeutung des Stipendiums den Ehemaligen unter Umständen erst retrospektiv ersichtlich wird – im konkreten Fall wäre nach heutiger Einschätzung die Promotion ansonsten nicht zustande gekommen:

«[ich] war wirklich außerordentlich froh, dass ich das Stipendium bekommen habe und ich würde rückblickend sagen, dass ich- die Promotion nicht beendet hätte, wenn das Stipendium nicht gewesen wäre. Also das würde ich auf jeden Fall so sagen, auch wenn ich das, als ich mich beworben habe, so nicht definiert hätte. Also da hätte ich auf jeden Fall für mich gesagt: Ich mach das zu Ende. Aber wie es so ist, es dauert länger als man das vorher plant und ähm- deswegen würde ich rückblickend sagen, war das Stipendium maßgeblich daran beteiligt, dass ich die Promotion auch zu Ende gemacht habe.»

Ein weiterer Aspekt, der in einem Einzelinterview zu Tage tritt, sind die mit einem Stipendium einhergehenden persönlichen Freiheiten – im konkreten Fall die Loslösung aus der finanziellen Abhängigkeit von den

Eltern und die ideelle Zugehörigkeit zu einem Kreis politisch ähnlich Denkender:

«Und dann habe ich mich beworben und das ein Semester studiert und dann ab dem 2. Semester hab ich dann die Stipendienzusage bekommen. Und das hatte den Vor- (.) also für mich war die finanzielle Komponente wichtig, weil Bafög, lief zu dem Zeitpunkt schon so allmählich aus und ich wollte halt nicht von meinen Eltern abhängig sein und dann fühlte ich mich dadurch schon mal so eine bisschen freier und dann neben dem Studium, woanders zuzugehören, wo Menschen sich treffen, die ähnliche Gedanken haben, war halt auch noch besonders förderlich.»

Diese Zugehörigkeit ist insbesondere bei den ideell geförderten StipendiatInnen relevant, die materiell relativ entspannt eine Förderung «on top» genießen, ohne sich die grundlegende Frage nach der realistischen Option für ein Studium stellen zu müssen. Es bestehen also mehr als nur graduelle Unterschiede zwischen den Fördertypen – und es kann auch trotz Förderung zu einer Erwerbstätigkeit im Studium oder während der Promotionsphase kommen, wie nachfolgend dargestellt wird.

4.3 ERWERBSTÄTIGKEIT IM STUDIUM

Vor dem Hintergrund der Finanzierungsoptionen und einem ggf. zeitlich wie materiell nicht voll umfänglichen Stipendium war es von Interesse, Angaben zur tatsächlichen Erwerbstätigkeit während des Studiums bzw. der Promotion zu erhalten. In Bezug auf die ehemaligen StudienstipendiatInnen zeigt sich folgendes Bild:

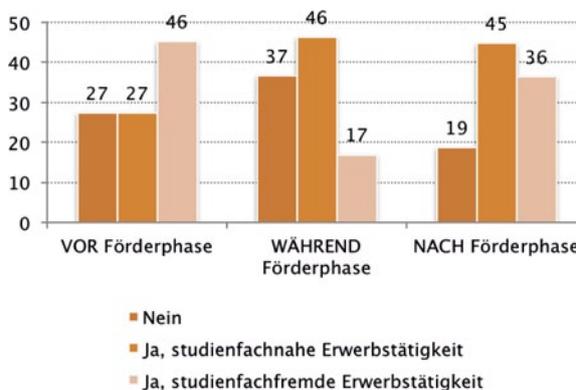


Abb. 36: StudienstipendiatInnen: Erwerbstätigkeit im Studium (in %)

Nur ein gutes Viertel der befragten StudienstipendiatInnen hat als Studierende/r vor der Förderphase nicht gearbeitet – für drei Viertel war die Erwerbstätigkeit neben dem Studium Bedingung der Existenz. Über 46 Prozent davon haben in studienfachfremden Jobs gearbeitet – mithin eine Art Parallelidentität ausgebildet. Dies belegt, wie wichtig die Förderung der Rosa-Luxemburg-Stiftung in diesem Umfeld ist. Noch stärker wird dies allerdings dadurch verdeutlicht, dass der Anteil derjenigen ohne Erwerbsarbeit in der Förderphase auf mehr als ein Drittel wächst und zudem die studienfachnahen Tätigkeiten zunehmen, während die studienfachfremden Tätigkeiten deutlich reduziert

sind – was dem Ziel eines durch die Förderung ermöglichten intensiven Studium zu entsprechen dürfte. Dass der Wechsel hin zu studienfachnahen Tätigkeiten etwas mit dem durch die Förderung gewonnenen größeren finanziellen Spielraum zu tun hat, ist eine plausible Vermutung. Dass Erwerbstätigkeit insgesamt von fast zwei Dritteln der Geförderten ausgeübt wird, sollte jedoch zum Nachdenken anregen: ggf. wäre eine Diskussion relevanter Akteure um die gesetzlich geregelten Förderhöhen anzustoßen.

Immerhin ein Viertel von allen befragten StudienstipendiatInnen hat im Anschluss an das Studium eine Promotion begonnen. Dabei wurde dann überwiegend auf angemessenere Finanzierungsquellen gesetzt, wie Abbildung 37 ausweist.

Rund 10 Prozent derjenigen, die als ehemalige(r) StudienstipendiatIn der Rosa-Luxemburg-Stiftung den Weg in die Promotion genommen haben, erhielten ein entsprechendes Stipendium bei der Rosa-Luxemburg-Stiftung. Zu anderen Stiftungen gewechselt sind fast 29 Prozent – inwieweit diese beiden Zahlen zusammengenommen Hinweise auf einen Brain-Drain bzw. auf eine mangelnde Bindung der eigenen StudienstipendiatInnen an die Rosa-Luxemburg-Stiftung liefern, wäre zu diskutieren.

Gut 44 Prozent haben eine Tätigkeit als wissenschaftliche(r) MitarbeiterIn an einer Hochschule aufgenommen und weitere fast acht Prozent haben studienfachnah an einer anderen Institution gearbeitet. Fachfern konnten nur weniger als vier Prozent ihre Promotion materiell absichern; immerhin fast sechs Prozent verfügten über private Mittel.

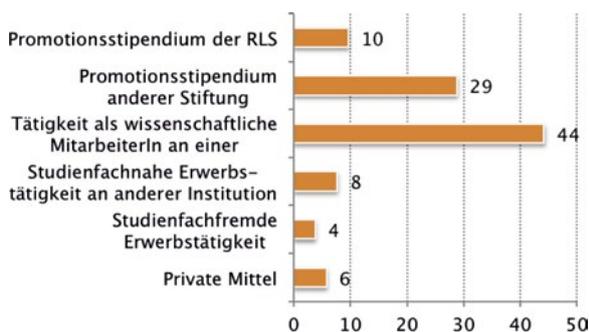


Abb. 37: StudienstipendiatInnen: Finanzierung der Promotionsphase (in %)

4.4 UNTERSTÜTZUNGSLEISTUNGEN IN DER PROMOTIONSPHASE

Die umfangreichen Förderinstrumente, die neben der materiellen Unterstützung auch ideelle, administrative, inhaltlich wie sozial betreuende sowie konzeptionelle und organisatorische Aspekte umfassen, können zielgenau Unterstützung leisten, aber auch am Bedarf vor-

beigehen. Danach gefragt, welche dieser Unterstützungsformen benötigt wurde bzw. welche faktisch in Anspruch genommen wurden, zeigt sich bei den ehemaligen PromotionsstipendiatInnen eine ausdifferenzierte Perspektive auf das Gesamtpaket, wie Abbildung 38 verdeutlicht:

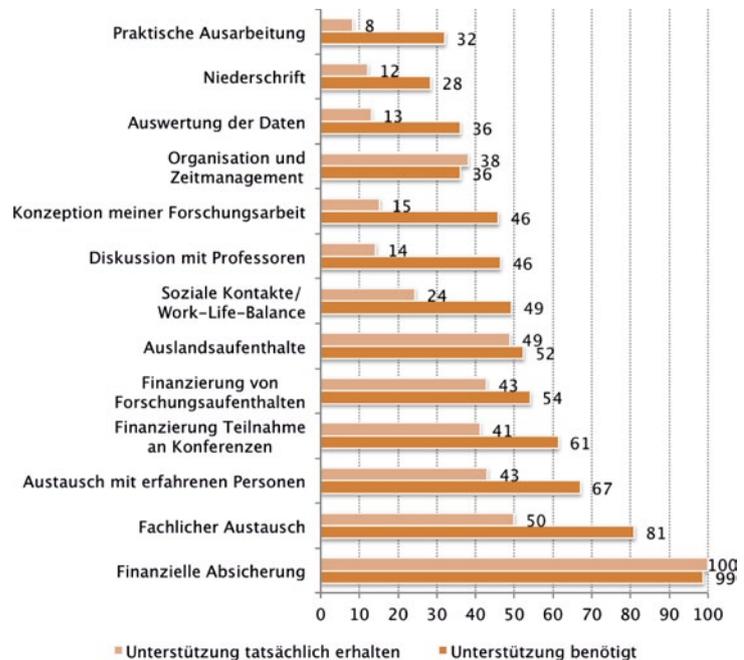


Abb. 38: PromotionsstipendiatInnen: Unterstützung in der Promotionsphase – benötigt vs. tatsächlich erhalten (in %)

Lediglich eine Person gab an, die finanzielle Unterstützung eigentlich nicht benötigt zu haben; für alle Anderen gab es diesen Bedarf. Ein ähnlich symmetrisches Verhältnis von Bedarf und erhaltener Unterstützung existiert sonst nur noch im Hinblick auf das Thema Organisations- und Zeitmanagement: 38 Prozent haben daran teilgenommen, 36 Prozent hatten den faktischen Bedarf.

Sämtliche anderen Förderungsaspekte weisen demgegenüber die zu erwartende Relation von höherem Bedarf als erhaltender Unterstützung auf: Die Liste ist weit entfernt davon, eine Wunsch-Dir-was-Aufstellung widerzuspiegeln – vielmehr sind es konkrete Bedarfe, die hier insbesondere in der Betreuungsarbeit, aber auch im Wunsch nach handwerklichen Tipps zur Konzeption, Auswertung der Daten und praktischen Ausarbeitung zum Ausdruck kommen. Diese Bedarfe formulieren weibliche Ehemalige deutlicher als männliche – ebenso wie den Wunsch nach einem Austausch mit erfahrenen Personen. Darin steckt für die Stiftung weniger der Auftrag, dieses zu leisten als vielmehr, gerade auch als Förderinstitution vermehrt als Sachwalter dieser Bedarfe gegenüber den Universitäten aufzutreten und entsprechende Angebote einzufordern – sie selbst zu stemmen, dürfte die Kraft des Studienwerks insgesamt übersteigen. Die geleistete Unterstützung hinsichtlich der Finanzierung von Aufenthalten auf

Konferenzen oder im Ausland ist zwar ebenfalls nicht deckungsgleich mit den Bedarfen, allerdings ist die Diskrepanz zwischen Soll und Ist vergleichsweise gering – in dieser Hinsicht ist die Mehrheit der Bedürftigen hinreichend versorgt worden.

Der Bedarf an sozialen Kontakten und Work-Life-Balance weist den quantitativen Daten zufolge deutlich mehr Nachfrage seitens der Ehemaligen aus, als entsprechende Angebote bereitgestellt wurden – ein Ausweis für die Gefahr der sozialen Isolierung während der Promotionsphase, aber auch der Bedeutung hier vernetzender Angebote wie den Doktorandenseminaren und Ferienakademien.

Einen hohen Deckungsgrad weist das Förderinstrument Auslandsaufenthalt auf. Das verweist auf ein breites Angebot seitens des Studienwerks. Der auch von anderen qualitativ Befragten formulierte, hohe subjektiv wahrgenommene Wert dieses Förderinstruments wird in dem folgenden Zitat aus einem Einzelinterview deutlich:

«Und letzter Punkt vielleicht noch zu dem- zu dem Promotionsstipendium an sich. Ähm- was ich ein ganz gutes Instrument fand, von dem ich auch selber profitiert habe, war ähm- die Möglichkeit, Reisekosten und Auslandsaufenthalte zu beantragen. [...] Und ich hätte das- ähm nur mit den Stipendien von der Uni nicht hingekriegt, die lange Zeit, sondern da hat mir die Rosa, glaube ich, insgesamt 4 Monate bezahlt- äh was großartig war. Also das- und das wäre mir- ich war hier noch eingebunden in den internationalen Promotionsstudiengang, der mir auch unter die Arme gegriffen hat, aber sozusagen das waren- war eines der Punkte, wo ich wirklich neben dem monatlichen Einkommen, also sozusagen dem Stipendium, ähm für die das richtig viel was- sozusagen also profitiert habe. Also das war ein groß- eine schöne Sache. Und es war auch gut zu wissen, dass wenn ich an internationalen Tagungen teilnehmen will, dass ich Reisekostenzuschüsse beantragen kann. Ich glaube, dass macht für die- die Promovenden, die (.) naja, irgendwie versuchen in die Wissenschaft reinzukommen, viel aus.»

Die als zusätzliche Unterstützung erfahrene Förderung von Auslandsaufenthalten kann als Intensivierung sowohl der wissenschaftlichen Betätigung wie auch der Bindung an die Stiftung gewertet werden. Ähnlich wirkungsvoll zeigt sich das Ermöglichen des Besuchs von internationalen Tagungen.

4.5 SELBSTVERSTÄNDNIS ALS STIPENDIATIN

In den qualitativen Interviews wird deutlich, dass das Selbstverständnis der Befragten als StipendiatInnen einen Ankerpunkt der Einschätzungen und Bewertungen der Förderinstrumente wie der Arbeit des Studienwerks insgesamt darstellt. Des Öfteren wird die Dankbarkeit gegenüber der Stiftung thematisiert, durch die materielle Absicherung den wissenschaftlichen Abschluss erreicht zu haben. Jenseits dieser Perspektive spielte aber auch die Reflexion der Position als Geför-

derte eine Rolle. Und schließlich bildet die Reflexion darüber, inwieweit man als Geförderte einer «Elite» angehört und inwieweit die Förderinstitution selbst im Wissenschaftsbetrieb (oder auch außerhalb dessen) anerkannt ist oder nicht, einen Teil der Selbstpositionierung als StipendiatIn.

Dies bündelt sich etwa in der folgenden Sequenz aus einem Einzelinterview mit einem/r Ehemaligen, der/die nach der Promotion im Wissenschaftssystem verblieben ist und eine akademische Karriere anstrebt:

«C1: Aber – äh ich habe das Stipendium selber nie als ein (.) Argument für mich oder in meinem Kontext verwandt – sondern es war schön, dass ich das Stipendium hatte. Aber ich bin damit nie hausieren gegangen, weil ich wusste das ist – wirft eher mehr – eher mehr Fragen auf und und Zweifel, als- als es mir nützt. Vielleicht erst mal soweit.»

«I: Also im Sinne von: Hat's nicht geschafft einen ordentlichen DFG-Antrag zu schreiben.»

«C1: m-hm ... Oder hat – der Betreuer hat es nicht geschafft oder – hat's nie geschafft in die – in die – Nein, aber- äh in die Studienstiftung zu kommen oder nicht. Also ich kann – kann mich auch erinnern, dass mein Betreuer dann relativ schnell auch gesagt hat: «Naja, also wenn Sie das jetzt nicht schon alles angeleiert hätten mit Rosa-Luxemburg-Stiftung, hätten wir doch eigentlich wäre es sinnvoller ...»

«I: /Studienstiftung, ja»

«C1: /Nee, sogar DFG – also wir hatten das damals. Aber dann war- dadurch dass ich schon Studienstipendiatin war.»

Der Wahrnehmung des Status als StipendiatIn der Rosa-Luxemburg-Stiftung durch den etablierten Wissenschaftsbetrieb wird eher als zwiespältig antizipiert; daher unterbleibt ein aktiver Verweis darauf während der Promotion. Hier gilt einerseits die Studienstiftung des Deutschen Volkes als «wissenschaftlich höherwertiger» Vergleichsmaßstab; andererseits wird die Promotion im Rahmen eines (mitverfassten) DFG-Antrags wertiger geschätzt. Über diese vom Betreuer angedeutete, aber wegen der Stipendienbewerbung nicht verfolgte alternative Option wird in der zitierten Sequenz mit einem gewissen Bedauern berichtet.

Das Zitat verweist darauf, dass im Ranking solcher Fördermöglichkeiten aus Sicht des akademischen Mainstreams der reguläre DFG-Antrag als Beweis der wissenschaftlichen Leistungsfähigkeit sowie die Deutsche Studienstiftung deutlich vor dem Promotionsstipendium der Rosa-Luxemburg-Stiftung positioniert werden.

Andere StipendiatInnen thematisieren vor allem den Elite-Aspekt. In einer Gruppendiskussion reflektiert das ein/e Teilnehmer/in sehr ausführlich wie folgt.

«Ich hatte gerade – es gibt gerade bei dem Ehemaligenverein gab es da auch viele äh – Diskussionen drüber, als was man sich da jetzt irgendwie selber begreift und wie das mit dem Netzwerken so ist. Und da ist immer die Diskussion gewesen: Naja die anderen Stiftungen, die machen da auch. Die bauen irgendwie

Netzwerke auf, man lernt sich irgendwie kennen, hilft sich – ähm schachtet sich gegenseitig meinetwegen auch Jobs und Ressourcen zu. Und da war irgendwie ganz lange da die Diskussion: Ja will man das überhaupt? Will man irgendwie so sein wie die Anderen? Ähm – mit aber gleichzeitig der Perspektive darauf: Ja die Anderen machen das halt auch. Und ähm – irgendwie, wenn man es halt nicht machen würde, wäre halt irgendwie auch komisch. Und ähm – ich fand das für mich dann irgendwann instruktiv – das war, weiß ich nicht mehr, ob das da in dem Rahmen war oder irgendwie anders, irgendwann zu sagen: Na klar braucht man irgendwie Netzwerke, gerade wenn man als linke Wissenschaftlerin eh Großteils marginalisiert ist und irgendwie aus einer Unilandschaft irgendwie auch raus gedrängt wird grade, dann ist das irgendwie umso wichtiger. Wichtig ist halt nur, dass man sich klar macht, dass es bestimmte Prämissen gibt, die das erfüllen muss. Also Elite ist für mich immer was Abgeschlossenes. Und ich finde linke Netzwerke dürfen nicht abgeschlossen sein. Die müssen tendenziell offen sein für die Leute die darin teilhaben wollen. Ähm-Elite ist auch irgendwie etwas Intransparentes. Also da gehts um Vetternwirtschaft und man klüngelt so. Und ähm- ich glaube, das muss äh linke Netzwerke müssen transparent sein. Da muss irgendwie klar sein, wie die aufgebaut sind, wie das läuft und so. Und ich glaube, wenn man so ein paar Parameter erfüllt, dann brauch man diesen Elitenbegriff nicht und kann trotzdem irgendwie das Gute mitnehmen, das eine Vernetzung unter kritischen Leuten einfach auch schaffen kann mit den Voraussetzungen auch, die die Stiftung anbieten kann.»

Sich im besten Sinne als andersartige Elite zu verstehen, die nicht hermetisch abgeschlossen gegenüber anderen agiert, scheint ein nicht selbstverständlicher Konsens der StipendiatInnen zu sein – er wurde über die Zeit erarbeitet und bezieht sich auf das Elitenverständnis «der Anderen»; insofern ist von einem Zugang zu dieser Debatte auszugehen, die sich einerseits der Realität anderer Netzwerke nicht verschließt, aber deren Konzeptionen den Ansatz einer transparenten und offenen Form entgegengesetzt, die letztendlich auch demokratische Funktionen transportiert. Das verhindert zugleich, nur reaktiv zu bleiben und es «den Anderen» nachzumachen.

Netzwerke zu bilden, hat einen sozialisatorischen Charakter und sie kann auch der Bewusstseinsbildung dienen – insofern ist die Zugehörigkeit auch ein Orientierungsrahmen für das eigene Handeln und die politische Position, wie im folgenden Zitat ausgeführt wird:

«D1: Ich muss da dann auch nochmal was von der anderen Seite her zu erzählen. Was bei mir auch schon bei ner anderen Gelegenheit hochkam, ich war damals auch einfach von heute aus gesehen vielleicht unerwachsen und pubertär und mit mir selber aufgeregt und dass hat auf jeden Fall viel dazu beigetragen, wie ich mich auf den Veranstaltungen selber verhalte. Und wie ich mich selber auch nicht öffne oder nur be-

stimmten Leuten oder so. Also wenn das heute nochmal in irgend so ein Programm einsteige, dann wäre ich viel entspannter. Und das hat wohl auch viel zu tun mit Leute kennen zu lernen dauerhaft. Vielleicht Verbindungen aufzubauen, Freundschaften oder ich sag mal fachlich orientierte Connections. Damals war ich noch mit mir selber viel zu aufgeregt. Das ist alles total wichtig, was ich so mache. Das hat auf jeden Fall ne große Rolle gespielt, diese Eitelkeit. Oder Unsicherheit. Einfach Pubertät in den 20ern.»

«D2: Naja ich würde um das nochmal aus so einem anderen Aspekt her verstärkend aufnehmen wollen, dass ich erst im Laufe meines Studiums begriffen habe, was Wissenschaft so ist, was es sein kann, was so ein akademischer Raum ist. Das mir das erst klargeworden ist und das halt vom Studienwerk heraus ein ganz anderer, also die vermutliche eine ganz andere Grundlage hatten, als ich mich gerade orientiert habe erst mal. Warum studiere ich jetzt, was heißt das in die Wissenschaft zu gehen. Will ich im akademischen Bereich was tun, nicht tun, wusste ich nicht. Studieren macht man halt nach der Schule und dann Uni und nicht Fachhochschule, würde ich heute anders machen. Oder vielleicht auch ähnlich, aber diesen Orientierungszeitraum, den hab ich glaub ich auch ansprechen müssen.»

Zum Selbstverständnis der StipendiatInnen scheint es zu gehören, dass Phasen durchlaufen werden – vom Rigorismus inhaltlicher Forderungen und der Zentrierung auf die eigene Person über den Bedeutungszuwachs fachlicher Dinge bis hin zur Prospektion des eigenen Lebenslaufs unter bestimmten Rahmenbedingungen. Zugleich gibt es immer wieder konkurrierende Angebote, vor deren Hintergrund man einmal getroffene Entscheidungen abwägen muss. Das Selbstverständnis der StipendiatInnen changiert so als prozessuale Dynamik zwischen (selbst-)kritischer Haltung und der Suche nach Alternativen zu den als mächtig erscheinenden Strukturen der Berufswelt. Parallel werden die individuelle Position und die eigenen Handlungen reflektiert und in diese Positionsbestimmung eingeschlossen. Der Förderungszeitraum erschließt sich damit nicht ausschließlich als Phase einer wissenschaftlichen Etablierung, sondern ist auch als individuelle Bewusstwerdung zu verstehen – die häufig erst im Rückblick bilanziert werden kann. In diesem Spannungsverhältnis sind sämtliche Interaktionen zwischen StipendiatInnen untereinander, aber auch zwischen StipendiatInnen und VertreterInnen des Studienwerks und der Stiftung insgesamt anzusiedeln. Dazu gehören auch Auseinandersetzungen, die mit dem Elan eines zeitlich begrenzten Engagements in der StipendiatInnenschaft geführt werden. Das folgende Zitat aus einer Gruppendiskussion verdeutlicht die mit dem Status als StipendiatIn einhergehende Ambivalenz:

«I: Wie ist denn eure Identität als als Stipendiatin, Stipendiat? Also als was fühlt euch da so?»

«E1: Ich glaube, das ist eine extrem widersprüchliche Identität eigentlich, die man da hat, auf jeden Fall.

Also so hab ich das als, sowohl als Studienstipendiatin als auch jetzt ähm teilweise so erlebt, weil (*lacht*) Also zum Einen ist es- was ich ganz am Anfang schon meinte, schon so eine gewisse Anerkennung, die man auch hat, was- was Einen auch irgendwie abhebt von anderen Studierenden oder Promovierenden und was Einem auch eine gewisse Zugehörigkeit zu verschiedenen anderen Kreisen eben irgendwie. Also ob das jetzt eine Regionalstipendiaten oder so oder- keine Ahnung, impliziert das ja irgendwie auch. Das hat man auf jeden Fall auch. Das merkt man auch auf den Seminaren und auf den Treffen, wie man miteinander umgeht oder wenn man sich in der Stadt trifft oder so und weiß, den hat man schon mal gesehen oder die und dann grüßt man sich auch und so. Also es erzeugt das auch. Aber es ist- hat halt- Es ist halt Rosa-Luxemburg-Stiftung. Und das hat manchmal auch so ein bisschen immer noch dieses Schmuttelimage von äh- Linken und äh (.) Ja. Also man muss halt ähm (.) Ich glaube, also im Vergleich zum Beispiel Heinrich-Böll-Stiftung, würde man auf jeder Bewerbung angeben. Bei der Rosa-Lu-

xemburg-Stiftung überlegt man sich das manchmal. Und ähm- das ist schon sowas, womit man irgendwie so ein bisschen umgehen muss, finde ich. Also weil man selber- also- sich ja auch irgendwie als links begreift und das ja eigentlich auch gar kein Problem ist, aber das dann schon so eine gewisse Widersprüchlichkeit einfach hat.»

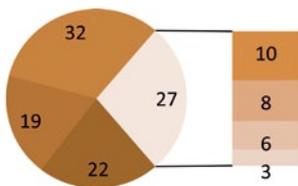
Zwischen anerkannter Bildungselite (im Krise der StipendiatInnen anderer Stiftungen) und dem «Stigma», eben StipendiatIn der Rosa-Luxemburg-Stiftung gewesen zu sein, ist man zwar nicht hin- und hergerissen, aber doch betroffen: Im Ergebnis wird eine offene Positionierung oder eben ein Verstecken notwendig, was durchaus als Belastung erlebt wird. Die Alumni-Aktivitäten scheinen dafür der erste Schritt in eine offensivere Position zu sein, werden die gesellschaftliche Marginalisierung allerdings kaum aufheben können. Das berührt die Chancen, gestalterisch oder erleidend das Berufsleben zu ordnen – und stellt gewissermaßen den «Preis» für die Förderung dar, ohne dass dies bei Antragstellung klar sein muss.

5 ERWERBSEINSTIEG UND -VERLÄUFE

Nach dem Studium oder der Promotion befinden sich die Absolventen in einer Übergangsphase – bisherige Anbindungen an die Hochschulen entfallen, neue sind eventuell noch nicht gefunden. Wie sich in dieser Situation der Umbruch vollzieht, welche Einstiege gelingen, wer zunächst scheitert etc., war ein weiterer Gegenstand der Befragung.

5.1 ERWERBSEINSTIEG NACH STUDIUM UND PROMOTION

Für das Studienwerk ist es von besonderem Interesse, wie sich der Einstieg in den Beruf nach der Studien- bzw. Promotionsphase gestaltet und wie ggf. der darauf einsetzende Verlauf sich vollzog. Auch dazu wurden die ehemals geförderten PromotionsstipendiatInnen wie auch die StudienstipendiatInnen befragt. Die nachfolgende Abbildung verdeutlicht eine Gemengelage unterschiedlicher Pfade in das Berufsleben:



- Noch keine Erwerbstätigkeit
- Weiterführung vor Abschluss ausgeübter Tätigkeit
- Direkt im Anschluss an den Abschluss
- Dauer bis zur ersten Erwerbstätigkeit: bis zu 3 Monate
- Dauer bis zur ersten Erwerbstätigkeit: 4 bis 6 Monate
- Dauer bis zur ersten Erwerbstätigkeit: 7 bis 12 Monate
- Dauer bis zur ersten Erwerbstätigkeit: länger

Abb. 39: Zeitpunkt der Aufnahme der ersten Erwerbstätigkeit nach dem Abschluss (in %)

Fast 19 Prozent haben ihr bereits während des Studiums und/oder während der Promotionsphase ausgeübte Tätigkeit fortgeführt und sind damit übergangslos von der Hochschule in das Erwerbssystem gerutscht – zumeist im wissenschaftlichen Bereich. Ebenso unproblematisch gestaltete sich die Statuspassage für die 32 Prozent, die direkt nach Abschluss des Studiums oder des Promotionsverfahrens eine erste Erwerbstätigkeit aufnahmen. Eine mehr oder weniger lange Wartezeit hat ein gutes Viertel der Befragten hinter sich gebracht und knapp 22 Prozent sehen sich in genau dieser Lage versetzt – sie haben noch keine Erwerbstätigkeit aufgenommen. Die Erfahrung zeigt, dass diese Phase für zwei Drittel derjenigen mit Wartezeit vor Eintritt in den Beruf bis zu einem halben Jahr dauern konnte, ein gutes Drittel schaffte den Übergang aber schon nach drei Monaten. Ebenfalls ein Drittel benötigte mehr als sechs Monate – und bis zu 2 Jahren (Ausreißer ausgenommen).

Dennoch hat die überwiegende Mehrheit der geförderten Ehemaligen relativ leicht und schnell den Weg in die Erwerbsarbeit gefunden. Insbesondere bei dem hohen Anteil an Geistes- und SozialwissenschaftlerInnen erscheint das nicht unbedingt selbstverständlich.

Ein unproblematischer Erwerbseinstieg kann gelingen, muss aber nicht. Dazu befragt wurden diejenigen, die nach Studien- bzw. Promotionsende noch keine Erwerbstätigkeit aufgenommen haben:

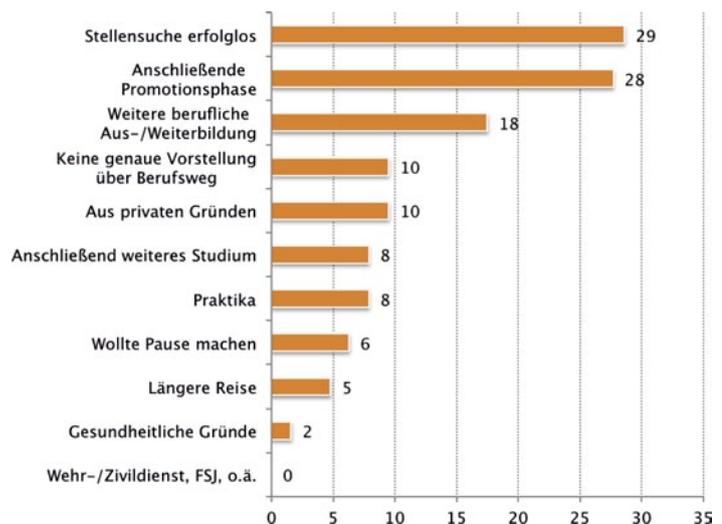


Abb. 40: Gründe für die (vorläufige) Erwerbslosigkeit nach dem Abschluss (in %; Mehrfachnennung) (Nur StipendiatInnen, die bislang noch keine Erwerbstätigkeit aufgenommen haben; n=65)

Knapp 29 Prozent dieser Teilgruppe (aber auch: 46 Prozent derjenigen mit migrantischem Hintergrund) berichten pauschal von einer erfolglosen Stellensuche, beinahe ebenso viele haben sich mit der Promotion für einen längeren Verbleib im Bildungssystem entschieden – und fallen daher aus der Gruppe derer, die die Statuspassage in die Erwerbstätigkeit vollziehen, streng genommen hinaus. Ähnlich lassen sich auch diejenigen gruppieren, die ein weiteres Studium aufnahmen, während diejenigen mit einer beruflichen Ausbildung einen Übergang in das Erwerbsleben hinein beschritten haben und wie die PraktikantInnen einen Zwitterstatus einnehmen. Während der Förderphase parteipolitisch Engagierte nutzen stärker als andere KommilitonInnen den Weg der Weiterbildung zur Überbrückung – ob die Partei selbst dafür ein natürlicher Partner ist, kann anhand der Daten allerdings nicht gesagt werden. Ein nicht unerheblicher Anteil gab Erholungsgründe wie Reisen, Pause machen etc. an, nicht wenige auch gesundheitliche Probleme, die die Aufnahme einer Erwerbsarbeit be- oder verhinderten. Noch unsicher über den beruflichen Lebensweg zeigen sich fast zehn Prozent, ebenso viele geben private Gründe für den bisher ausbleibenden Einstieg in das Erwerbsleben an: Drei Viertel von ihnen hatten bereits während der Förder-

phase Kinder, was an sich ein gewichtiger Grund sein dürfte, sich eine intensivere Orientierung zu gönnen. Insgesamt bestätigt sich das Bild eines prinzipiell möglichen schnellen Übergangs in das Berufssystem, der aber nicht bruchlos verlaufen muss. Vielmehr sind Erfahrungen der Zurückweisung durchaus geläufig, andererseits nehmen sich die Absolventen das Recht auf ein ganz persönliches Moratorium.

Wie sieht demgegenüber die Situation bei denen aus, die bereits eine Erwerbstätigkeit aufgenommen haben? Erkennbar werden heterogene soziale Lagen und unterschiedliche Lösungsansätze.

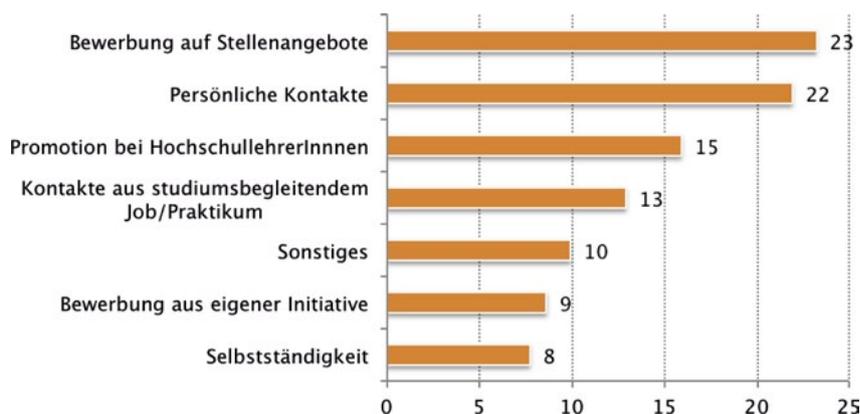


Abb. 41: Weg in die erste Erwerbstätigkeit nach dem Abschluss (in %) (Nur StipendiatInnen, die bereits eine Erwerbstätigkeit aufgenommen haben; n=233)

Auf Stellenangebote hatte sich ein knappes Viertel der Berufseinsteiger beworben, weitere fast neun Prozent sind selbst initiativ geworden. Soziale Kontakte, seien sie während Praktika im Studium geschlossen oder als Fortführung der Beziehung zu Professoren bzw. unspezifische Angaben zu solchen Kontakten machen den Hauptteil der erfolgreichen Einstellungen aus – Vitamin B ist demnach eine Haupteintrittskarte in das Erwerbsleben. Umso wichtiger erscheint es, seitens des Studienwerks für Vernetzungen unter den Geförderten zu sorgen bzw. die Angebote auch danach auszurichten, etwa mittels der Alumni-Arbeit. Eher selten ist der Schritt in die Selbstständigkeit, die aber ebenso auf Netzwerke angewiesen ist, will er erfolgreich sein. Ehemalige Stipendiatinnen gingen signifikant häufiger den konventionellen Weg über eine Bewerbung auf eine Ausschreibung; die männlichen Ehemaligen setzen dagegen stärker auf Netzwerke und berufliche wie private Kontakte.

Der gelungene Einstieg bedeutet die Überwindung der ersten Hürde auf dem Arbeitsmarkt. Sie zu überspringen gelingt nicht Allen gleich gut und nicht Jede/r

kommt sanft auf – das zeigen die Daten zur Einkommenssituation zu Beginn der ersten Erwerbstätigkeit und zum aktuellen Einkommen in Abb. 42 (s. u.):

Zwei Fünftel der Berufseinsteiger konnten trotz eines ersten oder auch weiterführenden Hochschulabschlusses ein monatliches Nettoeinkommen von weniger als 1.000 Euro realisieren, zwei weitere Fünftel lagen um bis zu 500 Euro darüber. Nur ein Fünftel konnte oberhalb dieser Spanne erfolgreich Entgelt sichern – je höher, desto geringer die Anzahl der Bezieher. Damit kann angenommen werden, dass sich der gesellschaftliche Trend zur Niedrigentlohnung auch bei den Befragten gezeigt hat – das erzeugt Neugier darauf, wie es im Hinblick auf die Gehaltsentwicklung aktuell zum Zeitpunkt der Befragung ausgesehen hat. Die Ehemaligen geben auch hier eine große Spannweite der Einkommen an: Ein knappes Fünftel rangiert am unteren Ende der Entgeltsskala von bis zu 1.000 Euro Nettoeinkommen pro Monat. 30 Prozent verdienen zwischen 1.000 und 1.500 Euro netto und bewegen sich damit ungefähr im Durchschnitt der Erwerbsbevölkerung. Ein weiteres Viertel verdient zwischen 1.500 und 2.000 Euro und zählt damit zu den relativ einkommensstarken Schichten. 16 Prozent geht es einkommensbezogen noch besser: Sie realisieren Nettoeinkünfte zwischen 2.000 und 2.500 Euro. Noch höhere Einkommenssphären erreichen dann nur noch wenige der ehemaligen StipendiatInnen (insgesamt 10 Prozent).

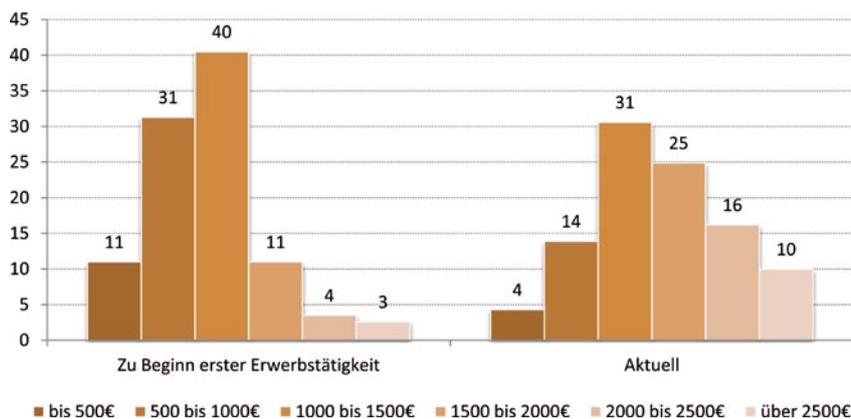


Abb. 42: Entlohnung bei erster Erwerbstätigkeit nach dem Abschluss bzw. aktuell (in %)

Wie ist es um die Qualität der erreichten beruflichen Position bestellt? An den Beruf werden bestimmte Erwartungen gerade hinsichtlich des eingebrachten persönlichen Qualifikationsprofils gestellt. Dazu wurden Aussagen eingeholt:

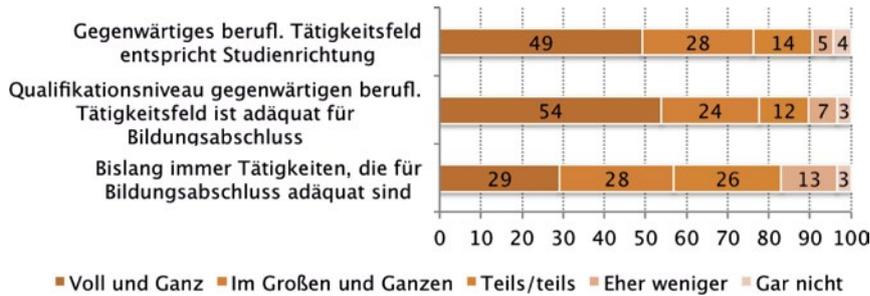


Abb. 43: Aussagen über gegenwärtige berufliche Tätigkeit (in %)

Ganz überwiegend entspricht der gewählte Beruf der Studienrichtung: Fast 80 Prozent können dies bilanzieren, für weitere 14 Prozent stimmt dies zumindest teilweise. Während der Förderphase parteipolitisch Engagierte urteilen diesbezüglich kritischer: 13 Prozent können nicht einmal in Teilen eine Übereinstimmung bilanzieren. Nahezu identische Zahlen werden erreicht, wenn es darum geht, ob das Qualifikationsniveau der aktuellen Tätigkeit dem Bildungsabschluss entspricht. Diesbezüglich mussten nur wenige Befragte Abstriche machen und konnten sich erfolgreich platzieren, auch wenn das für viele keine Selbstverständlichkeit war, sondern sie sich diesen Status über eine gewisse Zeit erst erarbeiten mussten. Befragte aus Elternhäusern mit hohem Bildungsstatus (ein oder beide Elternteile mit Hochschulabschluss) bilanzieren im Hinblick auf das Verhältnis von Qualifikation und Tätigkeit häufiger in diesem Sinne – eventuell auch, weil ihr Elternhaus frühzeitiger genauere Vorstellungen ausbilden kann. Nur 16 Prozent resümieren, noch nicht bildungsadäquat beschäftigt zu sein.

Dass beruflicher Aufstieg nicht nur mit wachsendem Status und Einkommen, sondern auch mit ansteigender Verantwortung – u. a. für MitarbeiterInnen – einhergeht, ist naheliegend. Allerdings nimmt nur ein gutes Viertel solche Positionen ein:

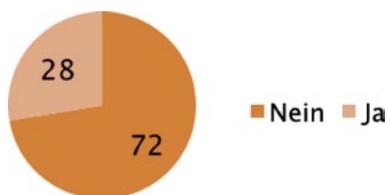


Abb. 44: (Gegenwärtig) Leitende Position (in %)

Angesichts der relativ jungen Kohorte der Ehemaligen, ist die Anzahl derjenigen, die bereits Personalverantwortung übernehmen, dennoch beachtlich. Die Zahl der MitarbeiterInnen variiert:

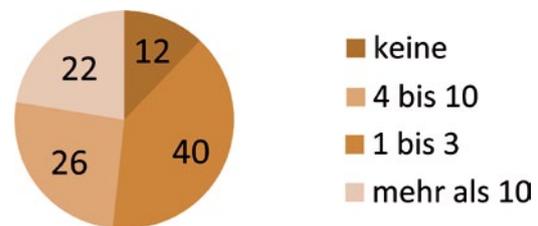


Abb. 45: Leitende Position: Anzahl der MitarbeiterInnen (in %)

12 Prozent geben scheinbar im Widerspruch zur angegebenen leitenden Position an, keine MitarbeiterInnen zu haben; hier könnte es sich um einen temporären Ausnahmezustand ebenso handeln wie um Positionen, bei denen die leitende Position sich auf die Disposition und/oder Koordination externer Personen bezieht. Zwei Fünftel der Befragten in leitender Position haben einen bis drei MitarbeiterInnen; ein weiteres gutes Viertel vier bis zehn. Das übrige gute Fünftel steht über 10 (und maximal 150) MitarbeiterInnen vor und befindet sich damit mehr oder weniger weit oben auf der Karriereleiter in verantwortlichen Positionen.

5.2 BERUFSEINSTIEGE UND -VERLÄUFE VON STUDIEN- UND PROMOTIONSSTIPENDIATINNEN IM VERGLEICH

Im Hinblick auf die erste Erwerbstätigkeit nach Abschluss des Studiums bzw. der Promotion zeigen sich signifikante Unterschiede zwischen den befragten Gruppen, wie Abbildung 46 verdeutlicht.

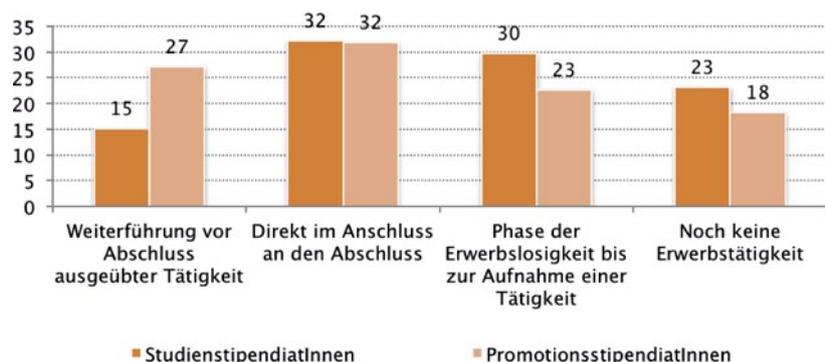


Abb. 46: Zeitpunkt der Aufnahme der ersten Erwerbstätigkeit nach dem Abschluss nach Studien- und PromotionsstipendiatInnen (in %)

Promovierte führen häufiger als ehemalige StudienstipendiatInnen eine bereits zu Studien- bzw. Promotionszeiten ausgeübte Tätigkeit fort: Mehr als ein Viertel der Erstgenannten gegenüber nur gut 15 Prozent der ehemaligen StudienstipendiatInnen ist diesen Weg gegangen. Ebenfalls bruchlos verlief der Übergang in die Arbeitswelt durch die Aufnahme einer Berufstätigkeit für etwa jeweils ein Drittel der Befragten, die jedoch nicht eine bereits zuvor ausgeübte Tätigkeit fortführen konnten oder wollten. Damit haben über 47 Prozent der ehemaligen StudienstipendiatInnen und über 59 Prozent der ehemaligen PromotionsstipendiatInnen die Statuspassage des Übertritts aus dem Studium in den Beruf ohne größere Friktion bewältigt. Für weitere fast 30 Prozent bzw. fast 23 Prozent hat sich der erfolgreiche Übertritt zwar zeitlich etwas gedehnt, aber auch sie stehen mittlerweile mehr oder weniger im Erwerbsleben. In beiden Genusgruppen haben somit mehr als drei Viertel (ehemalige StudienstipendiatInnen bzw. vier Fünftel (ehemalige PromotionsstipendiatInnen) ihr Erwerbsleben beginnen können; das bedeutet aber auch, dass dies fast einem Viertel der ehemaligen StudienstipendiatInnen noch nicht gelungen ist, ebenso wie gut 18 Prozent der ehemaligen PromotionsstipendiatInnen.

Wenig verwunderlich ist, dass mit steigendem Qualifikationsabschluss das Nettoeinkommen beim Einstieg in den Beruf anwächst und demzufolge Promovierte in aller Regel ein höheres Gehalt generieren können. Sie unterscheiden sich damit signifikant von den ehemaligen StudienstipendiatInnen. Die Spannweite der Bezüge beim Berufseinstieg fällt dabei für ehemalige StudienstipendiatInnen geringer aus als für ehemalige PromotionsstipendiatInnen. Aber auch der weitere Bezug eines Entgelts folgt diesen Prämissen: Promovierte erhalten zum Zeitpunkt der Befragung ein signifikant höheres Entgelt als ihre vergleichsweise untergraduierten KollegInnen und bei Ersteren ist die Spannweite weiter als bei Letzteren – bei generell höheren Bezügen ist die Spreizung innerhalb der Gruppe der Promovierten deutlicher ausgeprägt.

Neben solchen eher extrinsisch gelagerten Aspekten der beruflichen Realität war von Interesse, die Adäquatheit des erreichten Bildungsabschlusses bezüglich der konkreten Arbeitstätigkeit zu erfassen: Wie die Befragten ihre Berufstätigkeit in Bezug auf ihren Bildungsabschluss einschätzen, weist Abbildung 47 aus.

Nach Promotions- bzw. StudienstipendiatInnen getrennt zeigen sich in dieser Frage deutliche Unterschiede. Die ehemaligen StudienstipendiatInnen bilanzieren das Verhältnis von Ausbildungsgrad und konkreter Tätigkeit als passförmiger denn die PromotionsstipendiatInnen: Über 81 Prozent der Erstgenannten nehmen die Übereinstimmung zumindest im Großen und Ganzen

oder aber voll und ganz wahr, während dies bei promovierten Ehemaligen nur 69 Prozent angeben. Spiegelbildlich wird Skepsis bezüglich eines ausgeglichenen Verhältnisses eher von den ehemaligen PromotionsstipendiatInnen ausgesprochen. Womöglich sind hier enttäuschte Hoffnungen auf eine mit der Dissertation gepushte Arbeitstätigkeit verbunden, die sich de facto nicht eingestellt hat. Grundständig Graduierte zeigen sich hier verhaltener in ihrer Kritik – und dies setzt sich auch in der diachronen Perspektive fort, wie die beiden rechten Säulen in Abbildung 47 verdeutlichen:

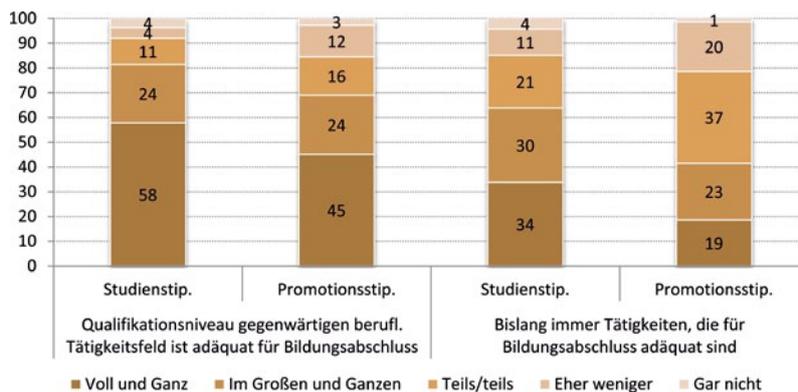


Abb. 47: Aussagen über aktuelle berufliche Tätigkeit und bisherige Tätigkeiten im Erwerbsverlauf nach StipendiatInnen-Typ (in %)

Bislang immer dem (jeweiligen) Bildungsabschluss adäquate Berufstätigkeit ausgeübt zu haben, geben ehemalige StudienstipendiatInnen signifikant häufiger an als PromotionsstipendiatInnen. Sie zeigen sich damit über den bisherigen Berufsverlauf hinweg zufriedener, wenn man die Adäquatheit als eine zentrale Kategorie intrinsisch motivierter Arbeitszufriedenheit annimmt. Der Unterschied dürfte ein Effekt der flaschenhalsförmigen Pfade fortgeschritten Qualifizierter sein: Berufe mit einem hohem, dem Bildungsabschluss entsprechenden Anforderungsprofil sind rar und setzen – nicht nur, aber insbesondere im Wissenschaftsbetrieb – häufig das Ausharren auf nachgeordneten Stellen voraus. Insofern als dies lange Zeiträume umfassen kann, steckt darin ein Unzufriedenheitspotenzial, das die befragten ehemaligen PromotionsstipendiatInnen stärker ausdrücken als die Vergleichsgruppe, die sich zumeist in einen ihrer Qualifikation entsprechenden Berufsverlauf gestellt sehen.

Der Berufsverlauf ist nicht nur von objektiven Gegebenheiten wie der Arbeitsmarktlage abhängig, sondern entwickelt sich in diesem Rahmen in Abhängigkeit von Entscheidungen der Individuen, bestimmte Wege zu verfolgen oder eben nicht. Für Graduierte bedeutet dies, eine grundsätzliche Entscheidung für oder gegen eine Karriere im Wissenschaftsbetrieb (an Hochschulen oder Forschungsinstitutionen) zu treffen. Wenig überraschend unterscheiden sich in dieser Hinsicht die ehemaligen StudienstipendiatInnen von ihren KommilitonInnen, die eine Promotionsförderung erhalten hatten.

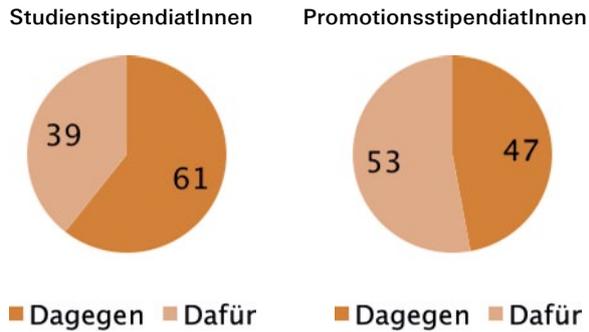


Abb. 48: Entscheidung für/gegen wissenschaftliche Karriere nach StipendiatInnen-Typ (in %)

Abbildung 48 zeigt, dass sich mit drei Fünfteln signifikant mehr ehemalige StudienstipendiatInnen gegen eine wissenschaftliche Karriere entschieden haben als dies bei den ehemaligen PromotionsstipendiatInnen der Fall ist, von denen sich eine allerdings knappe Minderheit so entschieden hat, während immerhin 53 Prozent den Verbleib im Wissenschaftssystem anstreben (gegenüber 39 Prozent bei den StudienstipendiatInnen). Bei Studien- wie PromotionsstipendiatInnen gleichermaßen zeigen sich geschlechtsspezifische Differenzen bei den Motiven, sich gegen eine wissenschaftliche Karriere zu entscheiden (ohne Abb.): Frauen optieren zu jeweils etwa einem Fünftel auf Grund ihrer beruflichen Neigung, der Bedeutung eher praktischer Berufe oder der prekären Jobaussichten gegen einen Karriere im Wissenschaftssystem; jeweils etwa ein Achtel von ihnen beklagt unausgewogene Work-Life-Balance bzw. allgemein schlechte Arbeitsbedingungen (ergänzt um weitere Gründe). Männliche Ehemalige stören hingegen zu zwei Fünfteln die prekären Jobaussichten; einem weiteren guten Fünftel ist berufliche Praxis wichtig, schlechte Arbeitsbedingungen nennen noch knapp 10 Prozent; und andere Gründe sind von geringer Bedeutung.

Offensichtlich ist mit der Entscheidung zur Promotion eine gewisse Präjudizierung für eine wissenschaftliche Karriere gelegt, ohne dass damit ein Einbahnstraßeneffekt verbunden wäre. Promovierten wie Graduierten bleibt die Wahl zwischen Verbleib im und Ausstieg aus dem Wissenschaftsbetrieb grundsätzlich offen, mit längerem Verbleib dürften sich allerdings die Ausstiegsszenarien schwieriger gestalten – insofern könnte die befragte relativ junge Kohorte einen Bias transportieren: Die meisten befinden sich in der Frühphase ihrer beruflichen Karriere. Alterseffekte hinsichtlich der Entscheidung für oder gegen den Verbleib in der Wissenschaft können allerdings nicht

nachgewiesen werden. Bei generell hohem Interesse, insbesondere derjenigen mit nicht-akademischer Herkunft, nennen Befragte aus Elternhäusern mit hohem Bildungsstatus (also einem oder beiden Elternteilen mit Hochschulabschluss) zumeist akademische Freiheiten respektive den Berufsweg an sich häufiger als Grund für ihre Entscheidung für eine wissenschaftliche Karriere. Auch hier ist eine durch die Sozialisation in einem wissenschaftsnahen Umfeld mögliche Einsicht in akademische Laufbahnen sicher ein Vorteil gegenüber Befragten aus nicht-akademischen Elternhäusern.

Der Grad der Zufriedenheit mit der beruflichen Situation zeigt sich unter anderen an den prospektiven Wechselabsichten. Auch wenn mit dem zur Verfügung stehenden Datenmaterial nicht unterschieden werden kann, ob diese im Zusammenhang mit dem Arbeitgeber, der Branche oder der konkreten Arbeitstätigkeit stehen, zeigt sich daran eine gefühlte Positionierung, schon an der richtigen Stelle im Berufsleben zu stehen – oder auch nicht, wie Abbildung 49 ausweist:

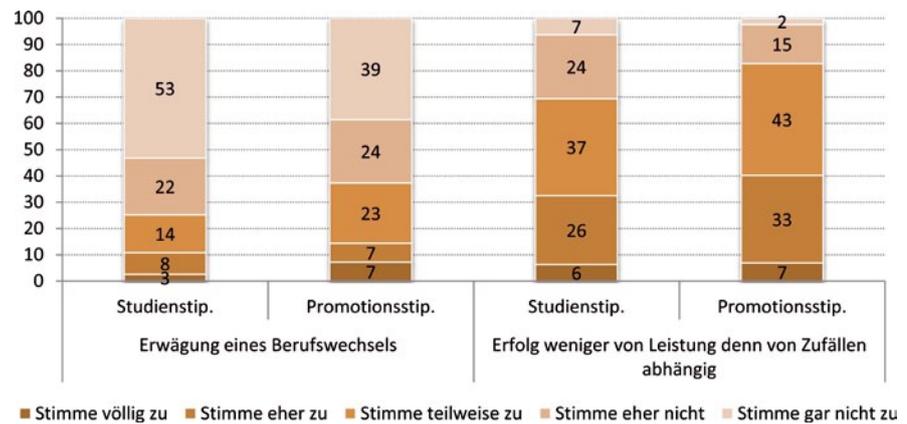


Abb. 49: Aussagen über berufliche Tätigkeit nach StipendiatInnen-Typ (in %)

Für fast drei Viertel der ehemaligen StudienstipendiatInnen spielen Überlegungen zum Wechsel des Berufs keine Rolle; sie zeigen sich damit deutlich gefestigter als ehemalige PromotionsstipendiatInnen, die nur zu knapp 63 Prozent solche Ambitionen von sich weisen. Lediglich 10 Prozent der erstgenannten Gruppe überlegt sich einen Wechsel, von den ehemaligen PromotionsstipendiatInnen sind es mehr als 14 Prozent. Vermutlich spielt in diesem Zusammenhang die formal größere Markt macht der Promovierten eine Rolle. Insgesamt ist die Einschätzung, im Beruf und bezüglich der Arbeitstätigkeit gut aufgehoben zu sein, deutlich verbreiteter als kritische und negative Urteile. Die Ehemaligen insgesamt scheinen einen guten Einstieg in das Berufsleben gefunden zu haben.

Zugleich ist ihnen bewusst, dass dies nur bedingt mit der eigenen Leistung zusammenhängt:

Einer solchen Einschätzung stimmen ehemalige StudienstipendiatInnen signifikant weniger zu, als dies ehemalige PromotionsstipendiatInnen angeben. Fast

31 Prozent der Erstgenannten, aber nur gute 17 Prozent der Vergleichsgruppe lehnen die Bedeutung von Zufällen für den eigenen Berufsverlauf mehr der weniger dezidiert ab. Mehr als ein Drittel der Erstgenannten bzw. über vier Fünftel der ehemaligen PromotionsstipendiatInnen stimmen der Aussage noch teilweise zu. Ablehnend und damit implizit ihre eigene Leistung höher als ausschlaggebend für den beruflichen Erfolg bewertend sind fast ein Drittel der ehemaligen StudienstipendiatInnen, und über 40 Prozent der ehemaligen PromotionsstipendiatInnen. Die höhere Qualifikation scheint damit mit einem Anstieg positiver Selbstzuschreibung zu korrelieren. Das liegt nicht zuletzt am formalen Akt des Abschlusses, der mit dem Erwerb des Diploms oder des Master-Zertifikats auch weitere Anerkennung mit sich bringt, die vorher vielleicht verdeckt oder unausgesprochen blieb. Diesen Zusammenhang illustriert die folgende Sequenz aus einer Gruppendiskussion:

«Und dann jetzt erst mit der- mit der Abschlussarbeit hatte ich sozusagen akademische Anerkennung, weil der der der Prof mich da ganz gut gelobt hat und irgendwie eine ganz coole Zusammenarbeit war und so. Ich dann von daher gemerkt habe: Ich könnte das so von von der Anforderung her und das läge mir auch, weil ich da- ein geduldiger Typ bin und so. Das würde ganz gut passen, aber- jetzt entscheide ich mich (.) mit großer Unlust. Irgendwie will ich keine Promotion machen, weil ich erstens lang genug an der Uni war und jetzt lieber was Praktisches irgendwie, mit mehr Arbeit und mehr Erfahrung machen will. Dann kommt dazu, dass einfach die Aussicht jetzt auch nicht so cool ist. Äh- da kriegst du wenig Geld und musst dann machen, was andere wollen und hast dann irgendwelche Viertelstellen oder halbe Stellen, ja. Von daher ist einfach nicht so sexy, sag ich mal. In Museen gibt es sicherlich noch viel weniger Stellen, aber weiß ich nicht, wenigstens der Inhalt- inhaltlich entspricht es mir dann, zurzeit zumindest, mehr. Ich könnte mir vorstellen, nach ein paar Jahren Praxis, diese Praxis in einer Doktorarbeit zu reflektieren, wenn es mir gelingt zum Beispiel irgendwelche Projekte durchzuführen, die irgendwie nochmal wissenschaftlich auswertungswürdig sind. Das kann ich mir vorstellen. Weil ich auch sehe, jetzt auf dem Arbeitsmarkt, was denn sozusagen der Dokortitel als Titel wert ist.»

Sich als Wissensschaffende zu verstehen, ist demnach erfahrungsbedingt und insbesondere an anerkannte Zertifikate gebunden, die gleichsam das Streben nach nächsthöheren Zielen initiieren können. Hinzu kommt die materielle Bedeutung eines Titels: Promovierte können sich besser vermarkten und sind damit weniger gefährdet, als Wissensschaffende prekär arbeiten zu müssen. Solche funktionalistischen Erwägungen bedeuten aber nicht, dass die Entscheidung für eine Wissenschaftskarriere nicht aufgeschoben werden könnte – wenn auch offensichtlich die Bedenken nagen und das Problem im Beispiel eher in die Zukunft verschoben wird.

5.3 EXKURS: EHEMALIGE STIPENDIATINNEN AUF DEM WEG ZUR PROFESSUR

Eine spezifische Option für die berufliche Entwicklung besteht darin, im Wissenschaftssystem zu verbleiben und die – im engeren Sinne auf eine der relativ wenigen Professuren zielende – akademische Laufbahn einzuschlagen. Die Entscheidung stellt sich insbesondere im Anschluss an die Promotion. Der Grundstein wird aber schon im Übergang vom ersten wissenschaftlichen Abschluss in die Promotionsphase gelegt: Die Promotion ist notwendige Bedingung für die wissenschaftliche Laufbahn, auch wenn man sich auch zu anderen Zwecken dafür entscheiden kann.

Wie Abb. 48 in Abschnitt 4.2 ausweist, haben sich 39 Prozent der befragten Studien- und 53 Prozent der PromotionsstipendiatInnen für eine Weiterführung der wissenschaftlichen Laufbahn entschieden. Detaillierte Angaben über die weiteren Zwischenschritte in der akademischen Laufbahn konnten zwar ob der Heterogenität der möglichen Entwicklungspfade im Rahmen der Ehemaligenbefragung nicht erhoben werden; einige Eckdaten über die die Erreichung des Ziels «Professur» und unmittelbar davor liegende Stationen aber schon.

Bevor diese Zahlen präsentiert werden, ist allerdings der Hinweis vonnöten, dass der Weg zur Professur (die neue Institution der Juniorprofessur einmal ausgenommen) ab dem Zeitpunkt der Promotion im Regelfall mindestens weitere 5 Jahre (wenn man den normativen Maßstab der Bildungspolitik zu Grunde legt) in Anspruch nimmt – sei es als Zeitraum der Habilitation bzw. habilitationsadäquaten Qualifizierung für eine Universitätsprofessur oder sei es als zusätzlich erforderliche berufspraktische Phase im Fall der Fachhochschulprofessur. Die Rosa-Luxemburg-Stiftung hat aber erst Ende der 1990er Jahre überhaupt mit der Studien- und Promotionsförderung begonnen; eine Förderung in größerem Ausmaß setzt erst um die Jahrtausendwende ein (s. o. Abb. 10), und gefördert wurden überwiegend StudienstipendiatInnen. Diese haben in relevantem Ausmaß erst ab Mitte des letzten Jahrzehnts ihren Abschluss gemacht und hatten auch die Promotionsphase erst noch vor sich. Ohne dies zahlenmäßig genau aufschlüsseln zu können, wird deutlich, dass nur ein kleiner Teil der Ehemaligen zum heutigen Zeitpunkt überhaupt in der Lage ist, bereits eine Professur erreicht zu haben.

So kann es kaum verwundern, dass erst im Jahr 2008 erstmals eine/r der befragten Ehemaligen auf eine Professur berufen wurde. Inzwischen haben auch zwei weitere eine Professur angenommen. Erfasst wurden außerdem die Zahl der Professurvertretungen, die Befragte übernommen haben; die Zahl derer, die sich auf Professuren beworben haben; die daraufhin zum Bewerbungsvortrag eingeladen wurden; und die einen Listenplatz erreicht haben.

Angesichts der geringen absoluten Fallzahlen wird auf Prozentuierungen im Folgenden verzichtet.

Auf dem «langen Marsch» zur Professur bildet die Vertretung einer Professur einen (wenn auch nicht notwendigen) Zwischenschritt – allerdings ist sie fast eben so selten wie der Erhalt einer regulären Professur, da sie für gewöhnlich Habilitation oder (wie auch immer definierte) habilitationsäquivalente Leistungen voraussetzt. Erstmals 2007, haben inzwischen sieben befragte Ehemalige eine Professur vertreten; zwei davon für zwei Semester und die übrigen fünf ein Semester lang.

Auch für die Bewerbung auf eine Professur sind Habilitation oder habilitationsäquivalente Leistungen erforderlich. Auf eine Professur beworben haben sich (erstmals im Jahr 2005) insgesamt 13 der Befragten. 5 davon haben sich erstmalig 2011 beworben und 2 weitere im Jahr 2012 (zur Erinnerung: Die Befragung wurde im Februar 2012 durchgeführt). Dies scheint ein Indiz dafür zu sein, dass die Zahl derer, die ins «bewerbungsfähige Alter» kommen, deutlich ansteigt; und es steht zu erwarten, dass diese Tendenz sich fortsetzen wird.

Die Einladung zum Bewerbungsvortrag markiert die Aufnahme in die engere Bewerberrunde (von meist 5–7 KandidatInnen) und stellt angesichts der meist im unteren bis mittleren zweistelligen Bereich liegenden BewerberInnenzahlen bereits einen Anerkennungserfolg dar. Von den insgesamt 13 Befragten, die sich überhaupt beworben haben, sind immerhin neun auch zu mindestens einem Bewerbungsvortrag eingeladen worden.

In der Regel drei der Vortragenden werden dann in einer Rangfolge gelistet. Dem Erstplatzierten wird der Ruf erteilt (nimmt dieser den Ruf nicht an, erhält der Nächstplatzierte den Ruf). Einen solchen Listenplatz haben fünf der neun zum Bewerbungsvortrag eingeladenen mindestens einmal erreicht.

Von diesen fünf Personen haben wie schon erwähnt drei inzwischen einen Ruf erhalten und angenommen. Für die Zukunft ist ein nomineller Anstieg zu erwarten, ob es auch zu einem relativen kommt, hängt von der Rekrutierungspolitik der Universitäten und Wissenschaftsverwaltungen ab.

5.4 EINSTELLUNGEN ZU BERUF UND KARRIERE

Berufseinstieg und Karriereverläufe sind von Gelegenheitsstrukturen geprägt, aber auch von Einstellungen gegenüber der Arbeit, generalisierten Vorstellungen von dem Arbeitsleben an sich und zudem von spezifischen Arbeitsmotivationen abhängig. In diesem Zusammenhang wurden die ehemaligen StipendiatInnen nach ihren Vorstellungen vom beruflichen Erfolg befragt und haben darauf sehr differenzierte Antworten gegeben:

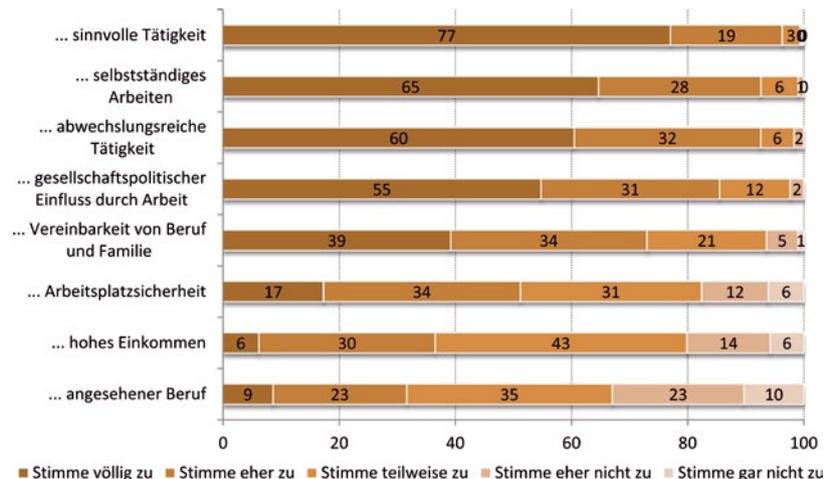


Abb. 50: Beruflicher Erfolg ist ... (in %)

Den beruflichen Erfolg an einer als sinnvoll bilanzierten Tätigkeit festzumachen, ist nahezu allen ehemals geförderten StipendiatInnen gemeinsame Orientierung: Lediglich 3 Prozent stimmen dem nur teilweise zu, über 19 Prozent stimmen eher und 78 Prozent voll und ganz zu. Ehemalige Stipendiatinnen votieren noch eindeutiger in diese Richtung als ihre männlichen Kommilitonen. Ähnlich hohe Bedeutung hat die Möglichkeit zum selbstständigen Arbeiten: Für fast 65 Prozent aller Befragten ist dies Kernbestand beruflichen Erfolgs, fast 28 Prozent stimmen einer solchen Aussage eher zu und weitere sechs Prozent noch teilweise. Für Befragte mit migrantischem Hintergrund ist das weniger wichtig, womöglich ein Effekt generell schlechterer Zugangsmöglichkeiten (s. o.), die den Wunsch nach Eigenständigkeit zum Luxusproblem werden lässt.

Fast identisch zeigt sich der Stellenwert abwechslungsreicher Tätigkeiten: Gute sechzig Prozent sehen darin einen Ausweis beruflichen Erfolgs, weitere 32 Prozent stimmen dem eher zu und knapp unter sechs Prozent noch teilweise. Auch in dieser Frage positionieren sich weibliche Befragte deutlicher als männliche zum Ziel einer abwechslungsreichen Tätigkeit. Dem Statement «Gesellschaftspolitischer Einfluss durch die Arbeit ist Bestandteil des beruflichen Erfolgs» stimmen fast 55 Prozent der Befragten voll und ganz zu, weitere fast 31 Prozent noch eher. Nur teilweise können dem 12 Prozent zustimmen, für zweieinhalb Prozent besteht diesbezüglich keine Verbindung. Auch hier zeigt sich eine Genderdifferenz: Frauen stimmen der Aussage signifikant häufiger zu als Männer. Die Vereinbarkeit von Beruf und Familie ausbalancieren zu können, gehört für gut 39 Prozent selbstverständlich zum beruflichen Erfolg dazu, weitere fast 34 Prozent noch stimmen dem Statement eher zu. Für fast 21 Prozent kommt eine partielle Zustimmung in Frage, während über sechs Prozent der Vereinbarkeit von Familie und Beruf eine geringe Bedeutung für den beruflichen Erfolg zuweisen. Befragte, die während der Förderung Kinder zu betreuen hatten, stimmen dem signifikant

häufiger zu. Dass Arbeitsplatzsicherheit ein Ausweis des beruflichen Erfolgs sei, ist 17 Prozent der Befragten eingängig, weitere 34 Prozent stimmen dem eher zu und noch 31 Prozent teilweise. Für nur 11 Prozent stimmt dieser Zusammenhang eher nicht und für 6 Prozent gar nicht. Ideell Geförderte stimmen dem stärker zu als Teil- und VollstipendiatInnen.

Ein angesehenes Beruf ist dagegen für nur knapp neun Prozent Anzeichen für den Erfolg im Beruf, 23 Prozent stimmen dem Statement noch eher zu und weitere gut 35 Prozent zumindest teilweise. Von eher geringer Bedeutung ist dieser Zusammenhang für knapp 23 Prozent, während weitere gute 10 Prozent dem entsprechenden Statement gar nicht zustimmen können. Schließlich wurde auch ein hohes Einkommen als Ausweis des erfolgreichen Berufslebens abgefragt: Einer solchen Aussage stimmen nur sieben Prozent voll zu, gute 30 Prozent eher und gute 43 noch teilweise. Für gut 14 Prozent besteht hier eher kein Zusammenhang und weitere knapp sechs Prozent können einen solchen gar nicht erkennen und stimmen der Aussage gar nicht zu.

Diese Angaben wurden einer Hauptkomponentenanalyse unterzogen, um so aus unübersichtlichen Einzeldaten Strukturmuster zu erkennen. Dabei zeigte sich, dass die Vereinbarkeitsdimension uneindeutig lädt; sie wurde daher aus statistischen Gründen ausgeschlossen. Über alle verbleibenden Items hinweg ergibt die Faktorenanalyse das in Tabelle 4 (nächste Seite) ausgewiesene Resultat.

Selbständiges Arbeiten, eine sinnvolle und zugleich abwechslungsreiche Tätigkeit auszuüben sowie durch seinen Beruf gesellschaftspolitischen Einfluss nehmen zu können gehen in einen gemeinsamen Faktor auf, der ein hohes Interesse an Selbstverwirklichung qua und im Beruf ausdrückt. Die zentrale Bedeutung von Einkommen, Ansehen des Berufs sowie die Arbeitsplatzsicherheit bilden dagegen einen gemeinsamen Faktor, der eher auf Status und Statuserhalt orientiert. Insoweit lassen sich die Faktoren deutlich voneinander trennen, was auch durch die hohen Ladungen ausgedrückt wird.

Berufliche Erfolgskriterien	Faktor 1	Faktor 2
Selbstständiges Arbeiten	,763	
Sinnvolle Tätigkeit	,745	
Abwechslungsreiche Tätigkeit	,726	
Gesellschaftspolitischer Einfluss durch Arbeit	,679	
Hohes Einkommen		,814
Angesehener Beruf		,807
Arbeitsplatzsicherheit		,781

- Erklärungskraft der Faktoren (Variante 3) und Reliabilitätswert α :
 - Faktor 1: 30% Varianzaufklärung, Cronbachs α = .69
 - Faktor 2: 28% Varianzaufklärung, Cronbachs α = .72
- KMO: .682; Bartlett-Test auf Sphärizität ist höchstsignifikant

Tab 4: Faktorenanalyse Berufliche Erfolgskriterien

Die Befragten lassen damit zwei Strukturmuster erkennen, die sich allerdings nicht unbedingt ausschließen:

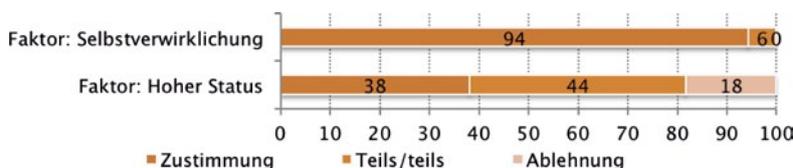


Abb. 51: Verteilung der Faktoren zum beruflichen Erfolg (in %)

Zieht man die Verteilung der Häufigkeiten von Zustimmung bzw. Ablehnung der beiden Faktoren hinzu, zeigt sich eine extrem hohe positive Einstellung gegenüber den Werten des Faktors Selbstverwirklichung. Über 94 Prozent können dem Strukturmuster völlig oder eher zustimmen, der Rest zumindest teilweise – reine Ablehnung der im Faktor vereinten Werte gibt es nicht. Selbstverwirklichung ist damit zentrales Kennzeichen der ehemaligen StipendiatInnen. Die Stellungnahme zum Faktor Hoher Status fällt dagegen deutlich differenzierter aus: Gut 38 Prozent der Befragten stimmen seinem Inhalt zu, fast 44 Prozent können dies teilweise tun, aber gute 18 Prozent lehnen ihn ab. Es existieren also nur begrenzt eindeutige Distanzierungen gegenüber den statusbezogenen Einstellungen; vielmehr spielt zumindest der eine oder andere Aspekt davon für die Befragte eine durchaus gewichtige Rolle. Damit geben sie aber nicht die im Faktor Selbstverwirklichung versammelten Werte auf; vielmehr besteht ein durch die Selbstverwirklichungsaspekte dominierter Wertemix, der eher materielle Orientierungen durchaus zu inkludieren vermag.

Konnte anhand der Daten der Einstieg in das Berufsleben für die überwiegende Anzahl der Befragten als gelungen bezeichnet werden (s. o.), so ist im Weiteren von Interesse, wie sie denn ihr bisheriges Berufsleben bilanzieren. Auch dazu wurden sie anhand mehrerer Items befragt, die in Abbildung 52 (nächste Seite) zusammengefasst sind.

Der Aussage, dass der bisherige Berufsweg einem überwiegend selbstgeplanten Verlauf genommen hat, stimmen fast 18 Prozent zu, weitere fast 46 Prozent geben an, eher zuzustimmen. 26 Prozent können einen selbstbestimmten Verlauf nur in Teilen für sich reklamieren, während fast 10 Prozent in dieser Hinsicht eher fremdbestimmt waren und ein Prozent der Befragten der Aussage gar nicht zustimmt. Zwei Drittel der Befragten konnten also den oben ausgeführten hohen Wert der Selbstverwirklichung mehr oder weniger in die Tat umsetzen, nur einem guten Zehntel gelang dies nicht. Dass der Beruf stark vom gesellschaftspolitischen Engagement geprägt war oder ist, gilt für ein Viertel der Befragten deutlich, während 34 Prozent diesem Statement immerhin noch eher zustimmen. Für 22 Prozent gilt das nur teilweise. Die Aussage wird von gut 12 Prozent eher und von weiteren sechs Prozent ganz und gar verneint. Während der Förderung parteipolitisch Engagierte bilanzieren diesbezüglich leicht

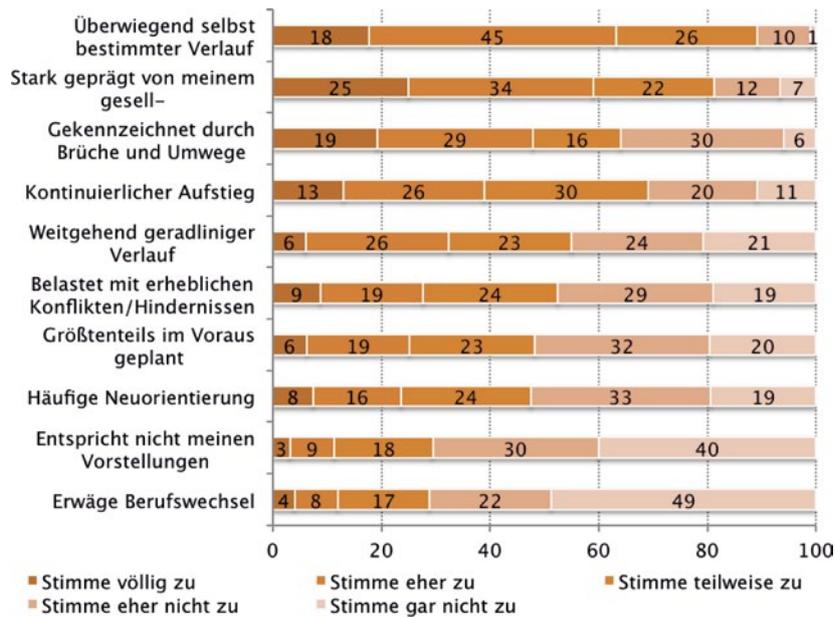


Abb. 52: Bilanz des bisherigen Berufslebens (in %)

zustimmender – womöglich eine verständliche Entsprechung von Engagement und Beruflichkeit.

Dass auch nach erfolgreichem Einstieg der berufliche Weg nicht immer einfach ist, belegen die weiteren Daten: Einen durch Brüche und Umwege gekennzeichneten Berufspfad erlebten gute 19 Prozent, weitere fast 29 Prozent stimmen einem solchen Statement eher zu und weitere gut 16 Prozent noch teilweise. Über 30 Prozent können solche Diskontinuitäten in ihrem Berufsverlauf eher nicht und weitere fast sechs Prozent gar nicht erkennen. Befragte aus bildungsaffinen Elternhäusern mit einem oder mehreren Hochschulabschlüssen erleben diesbezüglich weniger Friktionen: Sind es bei den in nicht-akademischen Elternhäusern Sozialisierten 54 Prozent, die über Brüche berichten, sind es 46 Prozent bei denjenigen mit einem akademischen Abschluss der Eltern und 42 Prozent bei denjenigen, deren beide Elternteile über einen Hochschulabschluss verfügen.

Fragt man nach Aufstiegsmustern, so zeigt sich ebenfalls ein differenziertes Bild: 13 Prozent bilanzieren ihren Berufsweg als Aufstieg, weitere 26 Prozent stimmen dieser Aussage eher zu. Ein Auf und Ab bzw. Stagnation resümieren gute 30 Prozent, die nur teilweise dem abgefragten Statement zustimmen können. Eher verneinend zeigen sich 20 Prozent und weitere fast 11 Prozent bilanzieren ihr bisheriges Berufsleben auf gar keinen Fall als kontinuierlichen Aufstieg. Die im bisher Dargestellten durchscheinenden Friktionen werden auch bezüglich eines weiteren Statements deutlich: Einen weitgehend geradlinigen Verlauf können nur sechs Prozent der Befragten voll und ganz für sich behaupten, weitere über 26 Prozent stimmen einer solchen Aussage noch eher zu. Dies teilweise unterschreiben zu können, geben fast 23 Prozent an. Für über 24 Prozent ist eine Zustimmung jedoch eher nicht

möglich und für fast 21 Prozent ist die Perspektive eines geradlinigen Verlaufs für sich fehl am Platze. Während der Förderphase parteipolitisch Engagierte stimmen dem allerdings signifikant stärker zu. Insgesamt scheint das häufig mit Konflikten einherzugehen: Der Aussage, der bisherige Berufsverlauf sei mit erheblichen Hindernissen und Konflikten belastet, stimmen immerhin fast 9 Prozent völlig zu, weitere 19 Prozent können dies noch eher tun und gut 24 Prozent noch teilweise. Frei davon gewesen zu sein, geben fast 29 Prozent an und weitere 19 Prozent stimmen der Konfliktperspektive in Bezug auf den eigenen Berufsweg in keiner Weise zu. Befragte

mit migrantischem Hintergrund stimmen der Aussage signifikant häufiger zu: Über ein Drittel völlig oder eher, ein weiteres Drittel noch teilweise

Das Berufsleben größtenteils im Voraus geplant zu haben, geben gut 6 Prozent als voll und ganz zutreffend und weitere fast 19 Prozent als eher zutreffend an. Für gut 23 Prozent stimmt dies teilweise. Mit gut 32 Prozent stimmt aber immerhin fast ein Drittel dieser Aussage nur bedingt zu und für weitere fast 20 Prozent stimmt die inhaltliche Ausrichtung des Statements gar nicht. Befragte aus Elternhäusern mit hoher Bildungsaffinität (mit Hochschulabschlüssen bei einem oder beiden Elternteilen) geben dieses zudem signifikant häufiger an. Während und/oder nach der Förderung parteipolitisch Engagierte wiederum bilanzieren häufiger eine Übereinstimmung von Planung und Verlauf als ihre parteipolitisch nicht aktiven KommilitonInnen. Es ist evident, dass es selbst bei guter Planung anders kommen kann, wie auch die weitere Datenlage verdeutlicht: Dass es in ihrem Berufsleben zu häufigen Neuorientierungen gekommen ist, bilanzieren fast 8 Prozent der Befragten voll und ganz und ein weiteres Prozent noch eher. Für fast 24 Prozent stimmt dies teilweise – die ehemaligen StipendiatInnen berichten möglicherweise eher über Phasen der Neuorientierung und weniger über singuläre Ereignisse. Ein Drittel kann der Sichtweise, in ihrem Berufsleben hätte es häufige Neuorientierungen gegeben eher nicht und weitere gut 19 Prozent gar nicht zustimmen. Damit hat etwa die Hälfte mehr oder weniger oft eine Neuorientierung durchlaufen.

Dass das Berufsleben nicht den eigenen Vorstellungen entspräche, bilanzieren jedoch nur gute drei Prozent völlig, weitere gut 9 Prozent eher und gut 18 Prozent zumindest teilweise. Dagegen nehmen über 30 Prozent für sich in Anspruch, eher nach eigenen Vorstellungen im Berufsleben zu agieren und über 40 Prozent stimmen dem voll und ganz zu. Noch deut-

licher steht es im Hinblick auf das Statement zu einem bevorstehenden Berufswechsel: Diesbezüglich stimmen nur 4 Prozent fest zu, weitere fast acht Prozent eher und noch 17 Prozent erwägen dies in Teilen und zeigen sich damit unentschieden oder suchen nach anderen Lösungen. Über 22 Prozent können aber der Aussage eher nicht zustimmen; für fast 49 Prozent spielt eine solche Erörterung keine Rolle. Insgesamt bestätigt sich vor dem Hintergrund der Erkenntnisse zum Berufseinstieg (s. o.) der Eindruck zwar nicht in jedem Fall unproblematischer Verhältnisse, jedoch überwiegend gelungener Berufsverläufe. Nur eine immerhin relevante Minderheit von ca. 10 Prozent scheint in dieser Hinsicht weniger Glück oder Durchsetzungsvermögen gehabt zu haben und muss sich mit den Konsequenzen ablagen.

In diesem Zusammenhang ist der Blick auf die genauere Charakterisierung des aktuellen Berufs von Interesse, die im Folgenden im Zentrum der Analyse steht. Abbildung 53 gibt die diesbezüglichen Einschätzungen der Befragten wieder.

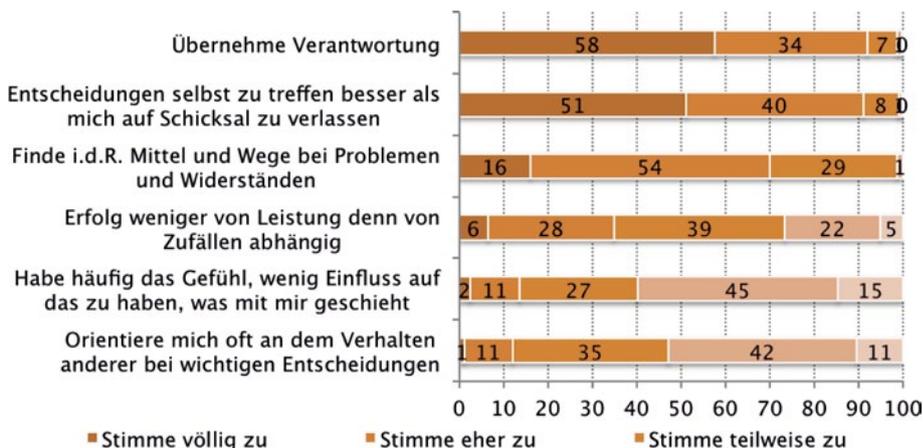


Abb. 53: Charakterisierung des bisherigen Berufslebens (in %)

Dem Statement, in ihrem Beruf Verantwortung zu übernehmen zu wollen bzw. zu müssen, stimmen fast 58 Prozent der Befragten voll und ganz zu, weitere gut 34 Prozent stimmen eher zu – mithin üben fast 92 Prozent der erwerbstätigen Befragten Tätigkeiten aus, in denen ihnen zumindest potenziell Verantwortung übertragen ist. Für fast sieben Prozent trifft die Aussage noch teilweise zu. Nur etwas mehr als zusammen ein Prozent kann eher oder gar nicht zustimmen. Weibliche Ehemalige bekennen sich im Vergleich mit Männern stärker zur Verantwortung in ihrem Job. Das erfordert natürlich eine gewisse Entscheidungskompetenz. Der Aussage, sich dabei weniger auf das Schicksal zu verlassen, sondern Entscheidungen selbst zu treffen, stimmen 51 Prozent der Befragten voll und ganz und weitere fast 40 Prozent eher zu – neun Zehntel zeigen sich als aktiv und relativ selbstbewusst in ihrer Wirkmächtigkeit. Das resultiert auch darin, in der Regel notwendige Mittel und Wege zu finden, um Probleme und Widerstände zu überwinden: 16 Prozent stimmen dem

voll und ganz zu, weitere fast 54 Prozent eher – und teilweise gelingt dies immerhin noch fast 29 Prozent. Frauen sind sich dessen etwas stärker gewiss als Männer. Signifikant, aber relativ geringfügig abweichend stimmen Befragte ohne Kinder in der Förderphase weniger stark zu. Lediglich eine kleine Minderheit von etwas über einem Prozent kann von der erfolgreichen Suche nach Mitteln und Wegen nicht berichten – ganz überwiegend scheinen die Absolventen also ein relativ starkes Standing in ihrem Beruf an den Tag zu legen. Dazu kann es auch gehören, den Ratschlag anderer zu berücksichtigen: «Sich bei wichtigen Entscheidungen oft an dem Verhalten Anderer zu orientieren» ist für ein Prozent eingeübte Praxis, weitere fast 11 Prozent stimmen dem Statement eher zu und nochmals gute 35 Prozent teilweise – sie entscheiden augenscheinlich situativ, ob und welche Unterstützung sie benötigen. Davon meistens abzusehen, geben mit über 42 Prozent mehr als zwei Fünftel der Befragten an und fast 11 Prozent verzichten auf den Support anderer bei wichtigen Entscheidungen.

Überraschend fallen vor diesem Hintergrund aber die Antworten zum Statement «Erfolg ist weniger von Leistung denn von Zufällen abhängig» aus: Dem können knapp sieben Prozent voll und ganz und weitere gut 28 Prozent eher zustimmen, weitere fast 37 Prozent immerhin teilweise zustimmen; fast 22 Prozent stimmen eher nicht und gute 5 Prozent gar

nicht zu. Dass sich in diesem Sinne Verantwortungsübernahme, Entscheidungskompetenz usw. als eingebrachte Leistung lohnt, ist offensichtlich nicht die Erfahrung der Befragten. Das hat auch etwas mit dem «Gefühl zu tun, wenig Einfluss darauf zu haben, was mit einem passiert». Dieser Aussage stimmen zwar nur gut 2 Prozent der Befragten voll und ganz zu, aber immerhin weitere 11 eher und nochmal fast 27 Prozent in Teilen. Gut zwei Fünftel verfügen also über diesbezügliche negative Erfahrungen. Für die überwiegende Mehrheit allerdings sind solche Erlebnisse wenig präsent: Dem genannten Statement können gut 45 Prozent eher nicht und weitere fast 15 Prozent gar nicht zustimmen.

Unterzieht man die genannten Daten einer faktorenanalytischen Berechnung, so ergibt sich, wie nachfolgende Tabelle ausweist, ein Drei-Faktoren-Modell, das die charakteristischen Merkmale des aktuellen Berufs voneinander getrennt in jeweils eigene Merkmalsstrukturen platziert. Die Faktorenanalyse weist allerdings kleine Ladungswerte und schwache Cronbachs- α -Werte aus und hat daher nur heuristischen Wert.

Charakterisierung des aktuellen Berufs	Faktor 1	Faktor 2	Faktor 3
Entscheidungen selbst zu treffen besser als mich auf Schicksal zu verlassen	,735		
Übernehme Verantwortung	,692		
Finde i.d.R. Mittel und Wege bei Problemen und Widerständen	,584		
Erfolg weniger von Leistung denn von Zufällen abhängig		,770	
Habe häufig das Gefühl, wenig Einfluss auf das zu haben, was mit mir geschieht		,747	
Orientiere mich oft an dem Verhalten anderer bei wichtigen Entscheidungen			,979

- KMO: .594; Bartlett-Test auf Sphärizität ist höchstsignifikant
- Faktor 1: 26 %, Varianzaufklärung, Cronbachs $\alpha = .40$
- Faktor 2: 21 %, Varianzaufklärung, Cronbachs $\alpha = .43$
- Faktor 3: 15 % (kein Cronbachs α bei nur einem eingehenden Item)

Tab 5: Faktorenanalyse Charakterisierung des aktuellen Berufs

Faktor 1 vereint die Merkmale aktive Entscheidungsfindung, Verantwortung übernehmen und Lösungswege finden; Faktor 2 betont die Leistung-Zufall-Relation und das Gefühl des Mangels an Einfluss (hinzu kommt ein schwacher Wert ausbleibender Lösungswege) sowie mit der Orientierung an Anderen ein isoliertes Item als Faktor 3. Die Faktoren tragen in sich jeweils spezifische und voneinander abgrenzbare Inhalte bzw. Einstellungen, die die Bezeichnungen «gestalterisch» (1), «erleidend» (2) und «mitschwimmend» (3) erhalten. Sie verteilen sich wie folgt:

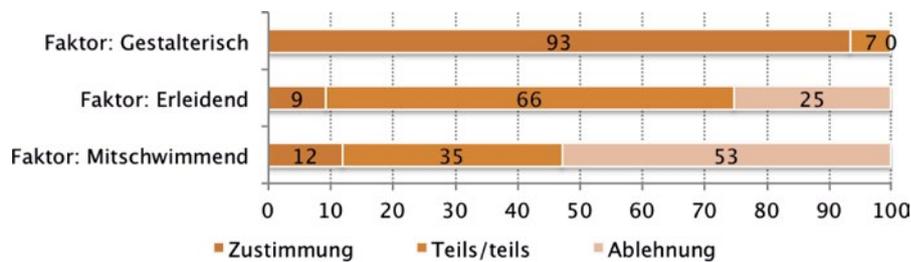


Abb. 54: Verteilung der Faktoren zur Charakterisierung des bisherigen Berufslebens (in %)

Sich selbst als gestalterisch erleben sich über 93 Prozent der Befragten, fast sieben sehen dies in Teilen als gegeben an. Ablehnende Angaben zu den im Faktor zusammengefassten Items existieren nicht. Dennoch kommt es zu Leidensdruck, wie der dementsprechende Faktor in seiner Häufigkeitsverteilung ausweist: Immerhin 9 Prozent stimmen hier zu, weitere fast 66 Prozent sehen sich zeitweise in eine solche Position gedrängt und nur einem guten Viertel ist dies unbekannt. Ob sich in der mittleren Gruppe Anfangsprobleme der Anpassung und/oder Einfindung in die beruflichen Strukturen widerspiegeln, kann nur vermutet, aber nicht gesichert belegt werden. Der letzte Faktor ist in der o. g. Häufigkeitsverteilung der Items bereits berücksichtigt. Insgesamt beeindruckt die Kraft zur Gestaltung des eigenen Berufsumfeldes, die allen Befragten eigen ist – hier dürfen mit einigem Recht

die Einforderung partizipativer Elemente im beruflichen Alltag vermutet werden, die auf lange Sicht dem zum Teil doch manifesten Leidensdruck etwas entgegen setzen dürfte. Selbst bei ausweislich nicht geringen Problemlagen scheint sowohl

Eintritt wie auch Startphase und Transition in eine berufliche Routine bei den meisten ehemaligen StipendiatInnen gelungen zu sein.

6 FÖRDERPHASE: EVALUATION DER IDEELLEN FÖRDERUNG

Ein guter Teil der eben dargestellten selbstbewussten Haltung der Befragten dürfte sozialisatorische Hintergründe haben – und mit einigem Recht kann die Förderphase durch die Rosa-Luxemburg-Stiftung dazu gezählt werden, hat sie doch neben den materiellen auch ideelle Leistungen im Angebot, die u. a. auf die oben stehenden Qualitäten abzielen. Letztere hat eine Bedeutung ganz eigener Art, worauf das folgende Interviewzitat aus einer Gruppendiskussion verweist:

«Ich war auch die Erste aus meiner Familie, die studieren konnte, deshalb waren für mich – also so der Austausch mit anderen Stipendiatinnen und Stipendiaten auch wirklich wichtig, um auch einen Austausch darüber: Ja wie macht ihr bestimmte Dinge? Wie geht ihr daran? Aber auch so einfache Fragen: Wie man sich an der Uni teilweise auch zu Recht findet, was bestimmten Habitus und so weiter angeht – waren da für mich echt wichtig. So den Austausch hatte ich in den Studiengruppen wirklich nicht gehabt und ähm – Also von daher bin ich extrem dankbar über das Stipendium, was ich bekommen hab.»

Als Novizin des Wissenschaftsbetriebs ohne die Hintergründe eines bildungsaffinen Herkunftsmilieus ist die Lernleistung eine höhere gegenüber KommilitonInnen aus entsprechend ausgestatteten Elternhäusern – es fehlen die Vorbilder und Netzwerke, um sich leicht zurechtzufinden. Das Stipendium insbesondere mit seinen ideellen Anteilen ist dabei eine echte Hilfe – wie die quantitativen Daten zeigen: Auch für Studierende mit migrantischem Hintergrund. Allerdings lauern auch durch die Förderung selbst nochmals Hürden, die zu nehmen sind, wie das folgende Zitat aus einer Gruppendiskussion belegt:

«Ähm da kann ich es total verstehen, dass es wichtig ist, dass – dass – dass man da Leute trifft, die irgendwie gleichgesinnt sind. Ich habe das überhaupt – Also für mich war das eine absolute Überforderung. Ähm ich war – ich war zu dem Einführungstreffen. Da waren hundert Leute – äh und ich (.) also ich hab danach nie- ich war auch nicht- war vielleicht- ich weiß gar nicht, ob ich überhaupt nochmal je danach in Berlin bei irgendeinem Treffen war, weil (.) ich das überhaupt nicht geschafft habe, also diese ganze – also Vernetzungsarbeit ist ja auch Zeit, ne und das habe ich (.) ähm überhaupt, also bis heute nicht geschafft ähm. Ich war bei den Regionaltreffen der Stipendiaten, der Promotionsstipendiaten. War ich auch unregelmä-

ßig, aber das habe ich versucht wahrzunehmen (.) Aber wenn ich – also wenn man frei promoviert, also nicht angebunden in einem College, also hier so ein Studienkolleg oder ähm – wie heißt das – Sonderforschungsbereich oder was es da auch alles gibt, dann hat man so viel zu – Also erstens mal muss man ja die Promotion. Ich mein, das ist ja auch Arbeit. Dann hatte ich äh irgendwann dann auch zwei Kinder. Also ich mein, das ist auch Zeit.»

Nahezu überwältigt durch die mehr oder weniger verpflichtenden Angebote bzw. Anforderungen an StipendiatInnen, kann die Lösung der Rückzug auf die wissenschaftliche Arbeit sein – zumal wenn dies gerahmt ist durch Elternaufgaben. Das Verhältnis zur Stiftung wie zu den anderen StipendiatInnen ist also einerseits durch die eigene Biografie und ihren Voraussetzungen, aber auch situativ durch die Art und Weise der Lebens- und Arbeitsumstände geprägt. Was den Einen begünstigt, kann die Andere einschränken – dazwischen, im Sinne von individuell angepasst, so scheint es, muss sich eine gute Praxis ideeller Förderung letztlich etablieren, um unterstützend zu wirken. Die StipendiatInnen können aber auch aktiv strukturierend wirken, wie dies ein Einzelinterview dokumentiert:

«Und wir haben sofort einen Draht zueinander gefunden und haben relativ schnell Pläne uns – uns ausgedacht, wie man – ähm die Stipendiatenschaft organisieren kann, die damals eigentlich noch gar nicht- irgendwie in- in in Stellung gebracht war. Da gab es, glaube ich, gerademal das Einführungsseminar und die Ferienakademie. Und äh einer der – der Punkte, die wir damals (.) die uns wichtig waren, war so eine Art Generalversammlung zu haben, dann auch die ähm studentischen Arbeitskreise- und ähm (.) da habe ich- das war ein schönes Feld, sich damit ein paar Leuten auszuprobieren. [...] Da gab es natürlich auch Konflik-

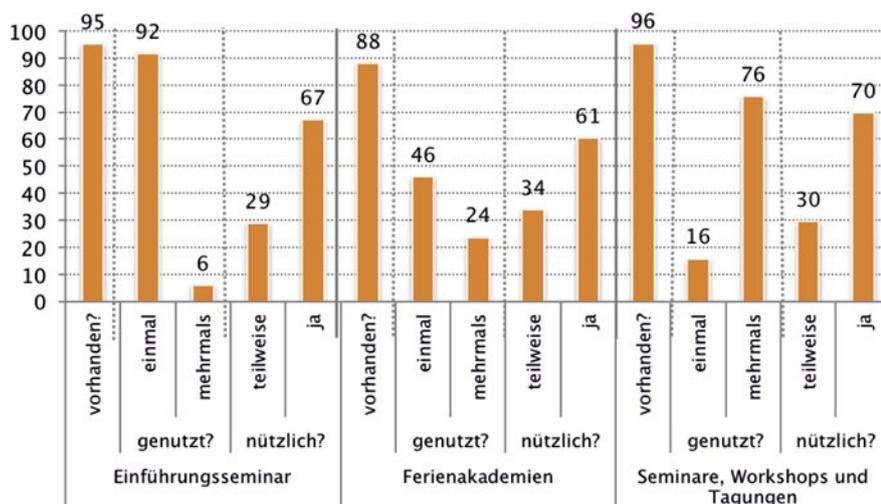


Abb. 55: Angebote der ideellen Förderung: Vorhandensein – Nutzung – Bewertung der Nützlichkeit

te, aber prinzipiell konnten wir, glaube ich, eine ganze Menge stemmen.»

Die ideelle Förderung stellt hier zum Einen den sozialen Kontakt, zum Anderen aber einen Freiraum zum Etablieren eigener Formate und Inhalte dar. Die Trennlinie verläuft dann eher gegenüber dem Studienwerk, was andererseits aber eine integrierende Funktion haben kann – wenn es nicht, wie oben bezeichnet, zu Überforderungen auch auf diesem Gebiet kommt.

Vor diesem Hintergrund wird im Folgenden ein Blick darauf geworfen, wie die Angebote der ideellen Förderung von den StipendiatInnen bewertet werden.

6.1 IDEELLE FÖRDERUNG: ANGEBOTE UND DEREN NUTZUNG

Im Hinblick auf die quantitativen Daten ist von Interesse, welche Angebote zum Zeitpunkt der jeweiligen Förderung zur Verfügung standen bzw. wahrgenommen wurden, in welchem Umfang dieses Angebot genutzt wurde und welchen Nutzen es für die ehemaligen StipendiatInnen hatte (siehe Abb. 55).

Im Hinblick auf ein Einführungsseminar gaben 95 Prozent der Befragten an, ein solches zum Zeitpunkt ihrer Förderung wahrgenommen zu haben – eine solche Offerte ist allerdings seit den Anfangstagen des Studienwerks obligatorisch. Genutzt haben das Seminar 92 Prozent einmalig, weitere gut sechs Prozent sogar mehrmals. Nur gut 2 Prozent gaben an, nicht teilgenommen zu haben.³ Die Veranstaltung wird von mehr als zwei Dritteln als nützlich bewertet, 29 Prozent sehen dies teilweise als gegeben an und nur eine kleine Minderheit von etwa vier Prozent konnte keinen großen Nutzen daraus ableiten. Dies betrifft vor allem ideell Geförderte, für die das Seminar die geringste Relevanz hat – VollstipendiatInnen sind im Hinblick auf die Nützlichkeit am zufriedensten. Auch bei insgesamt guten Werten: Ein Drittel KritikerInnen sollte Anregung genug sein, das Einführungsseminar einer konzeptuellen Reflexion zu unterziehen und gegebenenfalls zu modifizieren. Ansätze dazu können zwar aus der quantitativen Befragung nicht gewonnen werden. In den qualitativen Daten findet sich aber ein in anderen Interviews ebenfalls ersichtlicher deutlicher Hinweis auf Verunsicherungen am Beginn der Förderung in einer Gruppendiskussion:⁴

«F1: Wir hatten das auf dem letzten Einführungsseminar 200 Sekunden. Die Promotionsstipis und das war aber in der Hinsicht interessant, also ich finde es gerade interessant, das ihr da total begeistert von seid, weil bei uns oder bei den Leuten die ich da kennengelernt habe, hat das zu ganz viel Verunsicherung im Vorfeld geführt. Weil keiner wusste wie er vor versammelter Mannschaft vor 200 Leuten oder so jetzt unsere Themen vorstellen, wo wir ja gerade noch am Anfang sind. Und dann habe ich das mal angesprochen ein, zwei Mal und dann kam halt heraus dass die anderen auch total nervös waren und zu Hause schon mehrere Tage nachgedacht haben, wie sollen Sie das denn schaffen. Einer hatte sich schon schriftliche Notizen

gemacht und dann waren wir am Ende eine Gruppe von 7 Leuten und dass war eine sehr schöne Atmosphäre, wir haben dann noch danach weiter drüber gesprochen. Und festzustellen war dass sich das Studienwerk ein Format ausgedacht hat um jedem den Einstieg zu ermöglichen und dann zu vergleichen, welche Wirkung erzielt es bei denen, denen es aber eigentlich helfen sollte. Und das hat dann dem Studienwerk schon wieder fast leidgetan. Also oder jetzt den einzelnen Mitarbeitern, dass die da vielleicht zu viel Neoliberale Methode von uns gefordert haben. Und es war im Nachhinein, ich bin froh dass es das gegeben hat. Es war ne Chance, ich hab die Chance in Anspruch genommen und es hat mir ne Erfahrung gebracht, andere sind an dem Tag zu ,ner Demo gegangen. Die so spontan. Die ist doch auch wichtig und da müssen wir jetzt Mal hingehen und die haben gesagt: Eigentlich bedauern wir es dass wir da nicht mitgemacht haben.»

«F2: Warum fandest du dass jetzt komisch, das wir das gut fanden, wenn du dass jetzt auch gut fandest?»

«F1: Ja, nee. Ich hatte mir im Vorfeld auch ein paar Gedanken gemacht, ob ich das schaffe und ob ich mich da nicht blamiere. Aber genau dieses zu überlegen, was ist eigentlich mein Punkt. Was sind meine Hypothesen. Warum mach ich das eigentlich. Wie meine persönliche Motivation. Und das macht dann Spaß, man sieht die Zeit und es geht so gegen die Zeit.»

Dass eine Art «Lampenfieber» im Vorfeld einer Kurzpräsentation nicht nur belastend sein muss, sondern als Vorbereitung auf ähnliche Situationen in vielleicht noch wichtigeren Kontexten dient und daher ein Lernprozess ist, ist evident. Dennoch erscheint ein solcher Hinweis wie auch der auf die Situation als solche im Vorfeld von Einführungsseminaren angebracht. Schließlich haben nur die VertreterInnen des Studienwerks Routine darin, kaum aber die Novizen eines neuen Förderzyklus. Klärende Rahmungen sind auch für die anderen Formate angezeigte Vorleistungen – das gilt selbstverständlich auch für die stipendiatischen Veranstaltungen selbst.

In Bezug auf die Ferienakademien zeigen sich andere Auslastungen: 88 Prozent wurden solche Events angeboten, 12 Prozent nicht – dies ist vermutlich dem schrittweisen Aufbau der ideellen Förderung geschuldet. Über 46 Prozent der ehemaligen StudienstipendiatInnen mit Chance auf Teilnahme haben das Angebot einmalig genutzt, weitere fast 24 Prozent auch mehrmalig – aber mit 30 Prozent hat fast ein Drittel keinen Gebrauch von dieser Form der Förderung gemacht. Als nützlich bilanzieren sie über 60 Prozent der teilnehmenden Befragten, weitere fast 34 Prozent sehen dies

³ Die Differenz zu den Daten vorhandener Angebote erklärt sich daraus, dass einige Befragte dann keine weiteren Angaben machten und als fehlende Werte geführt werden Krankheitsfälle etc. mögen die faktische Teilnahme reduziert haben, insgesamt ist das Einführungsseminar wohl bekannt. ⁴ Ganz generell ist darauf hinzuweisen, dass gerade in Bewertungen freiwilliger Angebote in der Befragung eine Tendenz gegeben ist, mit einer neutralen Antwort sowohl Kritik wie Lob nicht eindeutig auszusprechen – es gibt immer etwas zu kritisieren und man will niemandem zu nahe treten. Insofern trägt die Kategorie teils/teils eine Unschärfe in sich, die nicht aufzulösen ist, aber dennoch hohen Realitätsgehalt besitzt.

teilweise als gegeben an. Nur knapp sechs Prozent haben in diesem Angebot keinen Nutzen erkennen können. Da Ferienakademien thematisch orientiert sind, ein hohes Maß an Selbstorganisation voraussetzen und mit hohem Engagement verbunden sind, stimmt die relativ hohe Zustimmung positiv – allerdings gilt auch hier, dass ggf. konzeptionelle Überlegungen angestellt werden sollten, sofern konkrete Kritikpunkte an den Ferienakademien vorliegen.

Bezüglich der Ferienakademien finden sich in den Interviews überwiegend positive Resümees; in zwei Gruppendiskussionen aber auch kritische Einzelpositionen zum verpflichtenden Charakter:

«Ferienakademie fand ich schon interessant. Und äh hat auch Spaß gemacht, gerade weil das Angebot eben vielfältig war. Wenn das dann eine ganze Woche ist, fand ich es auch nicht schlimm dafür irgendwie in irgendwelche Bildungsstätte bei Berlin oder so fahren zu müssen. Das hat mir dann da nicht so viel ausgemacht. Ähm – wobei irgendwie, wo ich mir gedacht hab: Ja gut (.) Komisch finde ich es halt eben, wenn das Ganze diesen Zwangscharakter halt eben annimmt, wenn halt ebenso Leute sagen, gesagt bekommen: Ey, ihr müsst jetzt hinfahren. Also ihr müsst mal Interesse an der Stiftung zeigen, an dem, was wir hier machen, sonst stellen wir halt eben die Förderung ein. Das ist dann – also ich weiß nicht, das hat eben – was das Ganze halt ebenso für einen Sinn hat oder so. Also ähm – das das Ganze bekommt dann so einen Zwangscharakter und ich finde das halt eben ein bisschen komisch. Also ich finde, das sollte eher von einem selbst, aus Interesse heraus kommen, dass man halt eben dort hinfährt und äh – sich dafür – interessiert.»

Mit einem verpflichtenden Charakter geht die Befürchtung absinkenden Niveaus einher – nicht nur aus diesem Grund, sondern auch aus prinzipiellen Erwägungen heraus wird ein Zwang zu Teilnahme abgelehnt.

«Was ich mehrfach für mich in Anspruch genommen habe und was für mich auch der Posten dieser ideellen Förderung war, waren die Internationalen Workshops. Also ich war einmal in Tschechien, zweimal in Polen mit und das waren alle Drei ganz großartige Veranstaltungen, da sind wir dann ne Woche hingefahren und es gab ein Oberthema und dann haben alle versucht sich da inhaltlich einzubringen mit 'nem Vortrag oder so aus einem ist tatsächlich ein Sammelband erschienen mit den Beiträgen. Ist ja auch immer ganz gut für die eigene Vita mit so einer Veröffentlichung daher zu kommen, das fand ich großartig, weil es da auch länger eine Woche lang und da halt auch enger war, sowohl mit den Teilnehmerinnen als auch mit den Leuten vom Studienwerk, wo man da glaub ich auch einen anderen Umgang gepflegt hat, als zum Beispiel bei der Ferienakademie wo es ja wirklich zum Teil böseartig wurde. Und das war bei diesen Workshop Geschichten habe ich das so nicht gemerkt.»

Einen Unterschied zwischen den thematisch offenen Ferienakademien und den thematisch konzentrier-

ten Internationalen Workshops erkennt diese/r Interviewte – und bestätigt in gewisser Weise den Vorteil intrinsischer Motivation zur Teilnahme, was gegen den verpflichtenden Charakter von Workshops oder Ferienakademien plädieren würde.

Sich dem zu entziehen, scheint so schwierig nicht, wie sich in einer Gruppendiskussion erweist:

«G1: Ist ja ganz spannend, weil ich glaube das was ich da vorhin in den Raum geworfen hatte, dass ich mich gedrängt fühlte da mitzumachen, ich glaube das war, weil sehr deutlich gemacht wurde, das Anwesenheit, jetzt nicht Pflicht ist, aber die haben mir dann schon gesagt, man muss mindestens einmal zur Ferienakademie. Eigentlich müssen, sollen alle zu den Regionaltreffen. Da war ich nie.»

«G2: Bei der Ferienakademie war ich auch nie. Aber das war so schade, weil das immer so in den Monaten war in denen ich weg war.»

«G1: Ich war ein Mal. In Hannover war das damals und ich fand es toll. Da war es dann eher in der Zeit danach eher, dass ich dachte okay, ne Woche oder 3 Tage, irgendwie passt es dann einfach nicht. Aber vielleicht, weiß ich nicht ob das nochmal so eine Berlin Geschichte ist, wo eh nochmal viel los ist.»

Gegen die in diesen Statements mitschwingenden Orientierungen auf weitgehende Selbstbestimmung der StipendiatInnen setzen Andere eine Relativierung des zu betreibenden Aufwands, wie sich auf eine Nachfrage hin in der gleichen Gruppendiskussion erweist:

«I: Ich glaub ich zähl meine Stichworte mal ab in wie weit ihr diese Veranstaltungen, die ihr besucht habt oder was ihr von anderen gehört habt. Wie die das so einschätzen, also diese ganzen Seminar und so weiter. Auch einen verpflichtenden Charakter hatten oder haben. Also es ist ja sozusagen im Zeitverlauf immer mehr reglementiert worden, wenn ich das recht verstanden habe. Eine Ferienakademie musst du besuchen und während der Förderzeit, Einführungsseminar sowieso.»

«G3: Das war zu meiner Zeit noch nicht so. Also klar Einführungsseminar, aber ansonsten gab es da keine Pflicht. Ich weiß gar nicht. Ich bin da glaub ich ein bisschen indifferent, also ob jetzt die Ferienakademie die richtige Veranstaltung ist, die ich verpflichtend machen würde, weiß ich aus genannten Ursachen nicht so genau. Aber ansonsten finde ich das nicht so doof zu sagen, du musst hier während deines Förderzeitraums, das sind ja meistens mehrere Jahre umfassend, eine Veranstaltung haben, die länger als 2 Stunden dauert. Finde ich nicht doof, also um auch tatsächlich die Leute ein bisschen an die Stiftung zu binden, so ein bisschen, um auch den Leuten die Möglichkeit zu geben oder sie auch ein bisschen dahinzuschubsen, andere kennenzulernen die ebenso ein Stipendium beziehen und irgendwie bei dieser Rosa Luxemburg Stiftung gelandet sind und letztlich ist das glaub ich schon für alle eine interessante Sache auch wenn nicht jede Veranstaltung spannend ist.»

Die Bindung durch verpflichtende Teilnahme zu untermauern setzt entgegen dem oben thematisierten Abschreckungseffekt auf wachsende Bindung durch Einbeziehung. Diesem Ziel können sich die StipendiatInnen in Mehrzahl zuwenden – möglicherweise ist der positiv wahrgenommene Effekt von Ferienakademien und Workshops also im Sinne eines Angebots zur Vernetzung stärker zu kommunizieren und damit besser zu besetzen, als das bisher mit dem Effekt einer Zwangs-Debatte erfolgt.

Zwischen Studien- und PromotionsstipendiatInnen bestehen in der Frage nach der Häufigkeit der Nutzung von Ferienakademien signifikante Unterschiede (Abb. 55): PromotionsstipendiatInnen neigen eher als StudienstipendiatInnen dazu, das Angebot von Ferienakademien zu nutzen – und zwar sowohl einmalig als auch mehrmalig: Während von den StudienstipendiatInnen 37 Prozent das Angebot nicht genutzt, gut 43 Prozent einmal anwesend waren und 20 Prozent die Chance auf eine Teilnahme mehrmals nutzen, haben nur etwa 15 Prozent der PromotionsstipendiatInnen die diesbezüglichen Angebote ausgeschlagen, gut 53 Prozent haben einmal und fast 32 Prozent mehrmals teilgenommen. Differenzen lassen sich auch zwischen denjenigen Ehemaligen mit bzw. ohne migrantischen Hintergrund aufzeigen: Weniger als ein Fünftel der Ersteren, aber ein Drittel der Letzteren hat an Ferienakademien gar nicht teilgenommen, MigrantInnen zudem überproportional mehrmals und auch häufiger mit eigenem Beitrag. Das Angebot ist demnach insbesondere für Personen mit erhöhtem Betreuungsbedarf attraktiv und zugleich eine gerne angenommene Möglichkeit, die wissenschaftliche und/oder politische Arbeit zu präsentieren und damit auch Vernetzungschancen wahrzunehmen.

Seminare, Workshops und Tagungen gehören zum breitgefächerten Angebot der Stiftung und werden auch von den StudienstipendiatInnen genutzt (Abb. 55). Über 95 Prozent der Befragten ist die eine oder andere Form bekannt gewesen, nur viereinhalb Prozent wussten davon nichts oder es gab keine spezifischen Angebote für Geförderte. 76 Prozent haben die Angebote mehrmals genutzt, weitere fast 16 Prozent einmal im Verlauf der Förderung. Über acht Prozent allerdings haben davon keinen Gebrauch gemacht, was u. a. an den lokalen Gegebenheiten liegen mag. Nur eine Person spricht diesen Formen der Förderung ihre Nützlichkeit ab (0,4 Prozent); fast 30 Prozent wählten die Kategorie teils/teils und bezeugen damit partiellen Nutzen für sich selbst. Fast 70 Prozent können diese Nützlichkeit voll unterschreiben – für sie waren die Seminare, Tagungen und Workshops hilfreich. Die gegenüber den zuvor behandelten Angeboten leicht höhere Nutzungsrate erklären sich aus dem höheren Anteil mehrmaliger Teilnahmen; dieser könnte in Zusammenhang stehen mit der größeren Anzahl der Angebote in diesem Bereich und/oder dem im Vergleich zu den zuvor analysierten Angeboten geringeren Zeitumfang der Veranstaltungen.

Der subjektive Mehrwert der ideellen Förderangebote ist vielfältig. In den qualitativen Interviews werden häufig insbesondere von den StipendiatInnen aktiv mit organisierte Veranstaltungen sowie selbstorganisierte Kontexte als besonders befruchtend wahrgenommen. Diese dauerhaften Kontexte weisen auch ein Bindungspotenzial nach Ende der Förderung auf, wie ein Teilnehmer einer Gruppendiskussion ausführt:

«Eigentlich hat mich die ideelle Förderung am Meisten gereizt, weil ich fand das spannend halt eben zum Beispiel verschiedene Bildungsangebote in Anspruch nehmen zu können und vor allem auch in verschiedene Netzwerke reinkommen zu können, über die man in der Stiftung kommt. Also ich bin da drüber zum Beispiel auch über – zu einem Arbeitskreis gekommen. Äh – also zum stipendiatischen Arbeitskreis über kritische Theorie, äh in der – Stiftung, der stipendiatisch organisiert ist. Und das fand ich zum Beispiel total spannend, weil das ein Kreis ist, wo ich halt eben auch ähm mitarbeiten kann, mich mit engagieren und einbringen kann, jetzt über die Förderung, über die reine Förderungsdauer hinaus. Also da kann ich auch als Ehemaliger weiter mit dabei bleiben und mitarbeiten. Und das fand ich zum Beispiel eigentlich total spannend, in ein Netzwerk reinzukommen, wo ich ähm – mich mit Personen austauschen oder zusammenarbeiten kann, die eben zu ähnlichen, interessanten äh Sachen arbeiten.»

Sozialintegrative Funktionen weisen aber insbesondere auch zeitintensive Einzelveranstaltungen in kleineren Gruppen auf. Dies macht exemplarisch die folgende Sequenz aus einer Gruppendiskussion ersichtlich:

«H1: Ja ganz anders sind halt diese internationalen Workshops, war da einer von euch mal dabei?»

«H2: Thematisch international oder im Ausland?»

«H1: Nee, das heißt eine Woche im Normalfall nach Polen. Es gab einmal ne Ausnahme nach Tschechien. Und das ist einfach durch die Intensität mit ner relativ kleinen übersichtlichen Gruppe, wo man zu jedem ne persönliche Beziehung aufbauen kann. Also in etwa 15 Leute vielleicht bis 20. Mit den Studienwerkseuten. Das ist natürlich ganz anders da habe ich das dann schon, wenn ich da Leute wiedertreffe sagt man sich Hallo. Das ist anders als bei 'nem Nachmittag wo ein Vortrag läuft. Nun stell ich mir vor dass es bei der Ferienakademie ähnlich ist also so intensiv, nur wahrscheinlich weniger ausgeprägt, weil es größer ist. Mehr anonyme Masse als Vertraute. Ich hab mich immer total gewundert, warum das nicht stärker wahrgenommen wird, weil es damals war, es kostete glaub ich 100 Euro, für eine Woche Reise mit Unterkunft und Verpflegung und allem. Deswegen hab ich das auch immer gemacht. Und das war auch total super. Die haben Sie wahnsinnig viel Mühe gegeben. Irgendwelche Unterkünfte zu finden. Mal an so nem See an dem man schwimmen kann. Viel Platz für Freizeit. Also das ist auch wirklich didaktisch ganz anders aufgebaut gewesen. Es wurden Freiräume gelassen. Freizeit ist nicht einfach nur zum Abschalten, sondern auch gerade zum Kontakte knüpfen. Und mit manchen Leuten schreibt

man sich immer noch Jahre später E-Mails und so. Auch sehr gemischt. Gerade da waren oft ältere Stips auch mit Kindern. Was auch nochmal eine ganz andere Ebene reingebracht hat, als dieses ganze wir sind alle ganz jung und n bisschen an genervt. Das war so ein Generationenübergreifendes Linkes auch dieses Wissen weitergeben und das fehlt mir bei den Stips. Also es gibt ja die ganz verschiedenen Strömungen und so und ich finde die Stiftung hat da schon im Vergleich zu außen. Die Möglichkeit dass auch mal so ein bisschen freundlicher, sich mal auch reinhören kann.»

Das Zitat betont den hohen Mehrwert der Veranstaltungsform, reflektiert die damit verbundenen Mühen und hebt positiv die darin möglichen Freiräume hervor, die eine Voraussetzung für Netzwerkaktivitäten sind. Zugleich verweist es darauf, dass es aus Sicht der TeilnehmerInnen wünschenswert ist, die Veranstaltungen nicht allzu voll mit «Inhalten» zu packen, sondern dezidiert zeitliche Freiräume für den sozialen Austausch untereinander zu lassen – so wie dies im geschilderten Beispiel offenbar der Fall war.

Selbst in Anbetracht der an einzelnen Punkten durchscheinenden Kritiken: Insgesamt werden die einzelnen Formate angenommen und überwiegend für gut erklärt – mit der Einschränkung einer häufig bemängelten territorialen Zentrierung auf Berlin (s. u.).

Die aufgezeigten Tendenzen setzen sich in Bezug auf andere Aspekte der Betreuungsarbeit des Studienwerks fort:

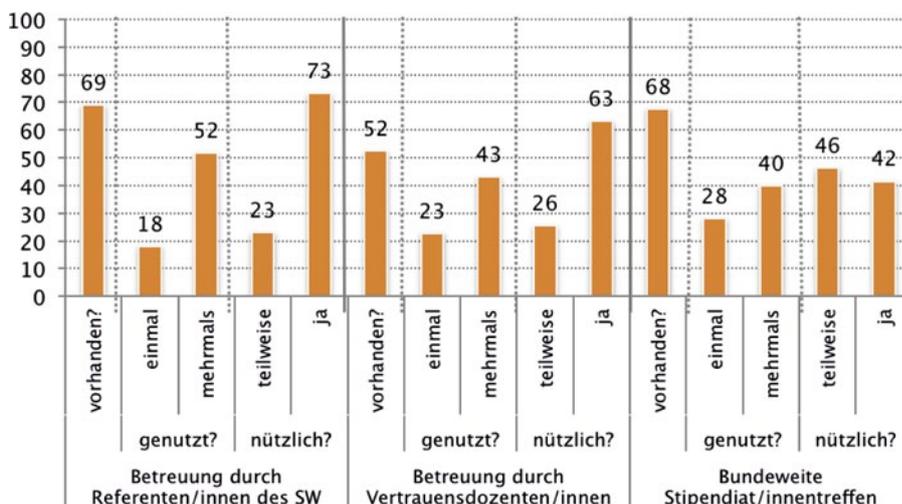


Abb. 56: Betreuungs- und Selbstverwaltungsangebote: Vorhandensein – Nutzung – Bewertung der Nützlichkeit

Die Betreuung der ehemaligen StipendiatInnen durch die ReferentInnen des Studienwerks haben gut 69 Prozent der Befragten als Angebot wahrgenommen – es war von Beginn der Fördertätigkeit des Studienwerks vorhanden, ist aber möglicherweise in den letzten Jahren intensiviert worden und hat jedenfalls im Umfang zugenommen. Fast 31 Prozent der gesamten ehemaligen StipendiatInnen kamen nicht in den Genuss einer solchen Betreuung – wobei Betreuung ein weites

Feld ist und möglicherweise Verschiedenes darunter verstanden wird. Diejenigen, die das Angebot in Anspruch genommen haben, nutzen dies zu 52 Prozent mehrmals, weitere 18 Prozent wurden einmal beraten. Fast 30 Prozent haben das verfügbare Betreuungsangebot aber nicht in Anspruch genommen. Von denen, die angefragt haben, sind über 73 Prozent völlig zufrieden und bewerten die Betreuung durch die ReferentInnen als nützlich; weitere 23 Prozent können wenigstens in Teilen einen solchen Nutzen erkennen. Nur weniger als 4 Prozent können diesen Effekt in der Betreuung nicht erkennen. Insgesamt scheint die Betreuungsleistung der ReferentInnen damit als adäquate Bearbeitung der von den Befragten vorgetragenen Problemen und Anfragen zu sein.

Zwischen den StipendiatInnen zeigen sich signifikante Unterschiede: Genutzt haben das Angebot 30 Prozent der StudienstipendiatInnen mehrmals, weitere 28 Prozent einmal; bei den PromotionsstipendiatInnen waren dies 67 Prozent zu 13 Prozent. Nur gut 2 Prozent der StudienstipendiatInnen bewerten das Angebot nicht als nützlich, fast 19 Prozent ringen sich zu einem teils-teils durch. Die übrigen gut 79 Prozent betonen die Nützlichkeit der Betreuung durch die ReferentInnen des Studienwerks. Auf Seiten der PromotionsstipendiatInnen äußern 7 Prozent, dass das Angebot nicht nützlich gewesen sei, fast 33 Prozent neigen dazu, in Teilen Nützlichkeit zu erkennen und die überwiegende Mehrheit von fast 61 Prozent zeigt sich zu

zufrieden – deutlich weniger als bei der anderen Genusgruppe. Ob dahinter ein gestiegenes Selbstbewusstsein gegenüber der Förderinstitution oder wachsende Erfahrung im Förderdschungel steht, kann anhand der vorliegenden Daten nicht gesichert beantwortet werden.

Im Hinblick auf die Betreuung durch VertrauensdozentInnen ergibt sich demgegenüber ein kritischeres Bild (Abb. 56): 52 Prozent der ehe-

mahligen StipendiatInnen konnten auf ein solches Angebot zurückgreifen – an dieser Stelle muss offen bleiben, ob sich dahinter ein strukturelles (und möglicherweise zurückliegendes) Problem des Studienwerks oder aber eingeschränktes Engagement der HochschullehrerInnen verbirgt – allerdings ist es nicht deren explizite Aufgabe, individuelle Betreuung zu leisten, auch wenn Befragte dies offensichtlich erwarten. Es zeigen sich signifikante Unterschiede nach Stipendiumstyp: 49 Prozent der StudienstipendiatInnen, aber gut 61 Prozent der PromotionsstipendiatInnen geben an, dass das Angebot zum Zeitpunkt der Förderung

verfügbar war. Gut 43 Prozent aller Befragten haben die Beratung mehrmals in Anspruch genommen, weitere 23 Prozent waren einmal in der Betreuung durch VertrauensdozentInnen. Wiederum zeigen sich signifikante Unterschiede nach den Stipendiumstyp: StudienstipendiatInnen haben zu 41 Prozent das Angebot nicht genutzt; von den PromotionsstipendiatInnen waren es nur 20 Prozent. Einmalig nutzen 28 Prozent der Erstgenannten, aber nur 13 Prozent der Letztgenannten das Angebot; mehrmals Erstere zu 30 Prozent, die PromotionsstipendiatInnen zu 67 Prozent. Es zeigt sich aber auch, dass Geförderte mit Kindern die Betreuungsleistung der VertrauensdozentInnen signifikant häufiger in Anspruch nehmen und seltener ganz darauf verzichten – eine Verpflichtung für die VertrauensdozentInnen, auch die sozialen Belange im Gespräch zu thematisieren.

34 Prozent aller Befragten haben diese erst gar nicht in Anspruch genommen – womöglich handelt es sich hier um einen selbstverstärkenden Effekt der relativ starken Kritik: Zwar waren mit gut 63 Prozent fast zwei Drittel mit der Betreuung zufrieden und sprechen ihr einen Nutzen zu, aber über ein Viertel der ehemaligen StipendiatInnen vermögen dies nur als partiell gegeben zu bilanzieren und über 11 Prozent konnten in der Beratung keinen Nutzen für sich entdecken – verglichen mit der Bewertung etwa der ReferentInnen des Studienwerks eine doch hohe Anzahl. In dieser Frage deutet sich Optimierungsbedarf an, der sicher nur im Kontakt mit den hoch belasteten VertrauensdozentInnen zu entwickeln ist.

Die Arbeit der VertrauensdozentInnen wird von den StipendiatInnen offenbar auch mit anderen Stiftungen verglichen, worauf das folgende Zitat aus einer Gruppendiskussion verweist:

«Ja aber- was ich nochmal- ähm (.) wenn ich so auch nochmal vergleiche auch mit anderen Stiftung äh- Bei der Friedrich-Ebert-Stiftung ist es so, dass die- Professoren, die vor Ort sind, eben regelmäßig auch zu zu Stammtischen einladen. Und das macht natürlich- ist wirklich was anderes, als wenn man sich zu so einem selbstorganisierten Stammtisch trifft, als wenn wirklich- also das ist natürlich dann eine Hierarchie, aber es ist trotzdem eine andere Wertschätzung auch, wenn der Vertrauensdozent oder- also ein Professor, Professorin sagt: Äh wir treffen uns, ja einmal im halben Jahr oder- das ist vielleicht zu kurz, weil man ja gar nicht solange in der Stiftung ist, aber- wie auch immer. Das ist, glaube ich, echt was anderes und da entsteht dann vielleicht auch eine andere Bindung, die dann auch weil der Vertrauensdozent könnte ja so eine Kontinuität sein für Alle, ne. Also ich frage mich zum Beispiel, warum wir uns nicht getroffen haben.»

Die VertrauensdozentInnen anderer Stiftungen scheinen zumindest in dieser Einzelwahrnehmung bessere Wege gefunden zu haben, sich individuell als feste Bezugsperson bei den jungen NachwuchswissenschaftlerInnen zu etablieren – eine Praxis, die sicherlich auch RLS-VertrauensdozentInnen und Betreu-

erInnen pflegen (können). Offensichtlich, so legt das Zitat nahe, decken sich aber Erwartungen und Leistungen der VertrauensdozentInnen in diesem Punkt nicht (völlig), so dass eine kritische Reflexion hinsichtlich eines offensichtlich notwendigen Socializings angebracht wäre – womöglich auch als Einzelfallhilfe oder im ggf. reduzierten Rahmen auf Grund der zur Verfügung stehenden Ressourcen.

Relativ schlechte Werte werden den bundesweiten Treffen der StipendiatInnen zugeschrieben (Abb. 56) – sie sind immerhin ein Gremium der Selbstverwaltung und sollten die spezifischen Interessen am besten einfangen, was aber bei Weitem nicht so ist. Vielmehr sind nur zwei Drittel der Befragten diese Treffen während der Förderzeit bekannt gewesen oder sind angeboten worden – über 32 Prozent kannten diese Institution innerhalb der Förderpraxis nicht. Nur zwei Fünftel haben daran mehrmals teilgenommen, weitere gut 28 Prozent immerhin einmal – aber fast 32 Prozent derjenigen, die zu Zeiten der Etablierung dieses Austausches gefördert wurden, niemals. Dabei zeigen sich signifikante Unterschiede nach Stipendientyp: 35 Prozent der StudienstipendiatInnen, aber nur 25 Prozent der PromotionsstipendiatInnen haben bundesweite Treffen nie besucht; einmal haben dies 32 Prozent aus der erstgenannten Genusgruppe und gut 19 Prozent aus der zweiten Gruppe getan. 33 Prozent der StudienstipendiatInnen, aber über 56 Prozent der PromotionsstipendiatInnen haben dagegen mehrmals die Chance ergriffen, auf ein Bundestreffen zu gehen. Insgesamt treten PromotionstipendiatInnen dort also etwas häufiger auf. Der Nutzen der Veranstaltung(en) wird äußerst ambivalent bilanziert: Fast 42 Prozent resümieren die Treffen als nutzbringend, gut 46 als zumindest in Teilen nützlich, aber 12 Prozent erkennen keinen Nutzen. Knapp die Hälfte der weiblichen Ehemaligen bewertet sie als nutzbringend, aber nur etwa drei Achtel der männlichen Befragten. Insgesamt dürfte das die StipendiatInnen selbst kaum zufrieden stellen und schreit geradezu nach einer Debatte um Form und Inhalt der Veranstaltungen.

Die Frage nach der Form dieser Veranstaltungen wird plakativ in der folgenden, auf Regionaltreffen bezogenen Passage aus einer Gruppendiskussion thematisiert:

«I: Wie ist das denn gewesen? Also Regionaltreffen. Habt ihr das genutzt oder du jetzt noch? Oder wie läuft das überhaupt ab?»

«J1: Irgendwann kriegt man ne Einladung und das einmal im Semester. Und in der Regel war es dann auch so dass irgendjemand ne Arbeit vorgelegt hat. N Dissertationsthema oder ne Abschlussarbeit oder irgendwas, so dass man eine inhaltlichen Block hat und dann wurde aus der Stiftung berichtet oder von der Landesstiftung wurde etwas erzählt, das waren in der Regel für mich Pflichtveranstaltungen. Es war nicht so dass ich mich drauf gefreut habe, aber ich bin da wohl schon hingegangen.»

«J2: ich bin da auch hingegangen. Geh da noch hin, aber man hat, mein Haupthöhepunkt isses dann mit

[Name Mitarbeiter/in der RLS] zu schnacken, was sie so macht und weniger da jetzt, ja. Was ich glaub ich sehr gut finde, es wird auch schon gemacht. Seminare zu Rhetorik und zu Vorträgen oder so. Ob man noch von teilweise fertig promovierten Leuten teilweise Vorträge ablesen lassen muss und dann sagt auch keiner was. Das dämpft die Freude auf regionale Veranstaltungen.»

«J1: Es ist so ein bisschen wie protestantischer Gottesdienst. Da wird lang gepredigt und dann sagt der Pfarrer noch n paar Abkündigungen, dann sagt man das Vater Unser und danach geht man auch kein Bier mehr trinken.»

«J2: finde ich auch schade, wurde in paar Mal ange-regt, aber es ist nichts passiert.»

Die Art und Weise, wie die regionalen Treffen mit Le-ben gefüllt wurden/werden, scheint nur bedingt die Er-wartungen der Interviewten zu erfüllen. Sie erscheinen primär als Pflichtveranstaltungen. (Dies konstituieren – zumindest im vorliegenden Beispiel – die vortragenden StipendiatInnen auch durch offenbar unzureichend aufbereitete Vorträge über die eigene Arbeit aktiv mit.) Ein sozialer Austausch jenseits der inhaltlichen «Pflicht»-Teile («Bier trinken gehen») wird mit den Tref-fen offenbar nicht verbunden.

In den quantitativen Daten fällt die Einschätzung der Treffen ebenso ambivalent wie das eben angeführte Statement aus, wie Abbildung 57 ausweist.

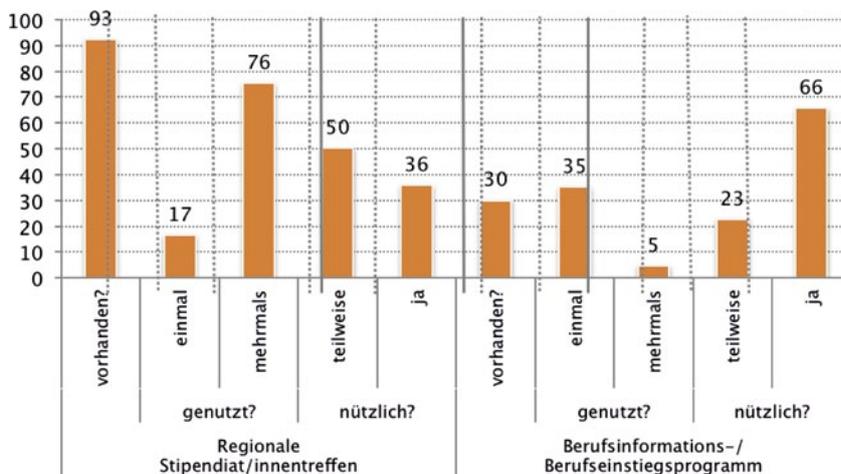


Abb. 57: Weitere Betreuungs- und Selbstverwaltungsangebote: Vorhandensein – Nutzung – Bewertung der Nützlichkeit

Für mehr als 92 Prozent der ehemaligen StipendiatInnen war dieses Angebot verfügbar – nur siebeneinhalb Prozent hatten dazu keine Möglichkeit. Mehrmals genutzt wurde dieses Angebot von über drei Vierteln derjenigen, denen es zur Verfügung stand, einmal zu Treffen anwesend waren weitere fast 17 Prozent. Die regionalen Treffen der StipendiatInnen erreichen also weite Teile der Genusgruppe. Das bedeutet aber nicht, dass die ehemaligen StipendiatInnen mit den Veranstaltungen durchweg zufrieden wären: nur knapp 36 Prozent bescheinigen einen Nutzen, weitere gut

50 Prozent können diesen in Teilen erkennen. Aber fast 14 Prozent sehen den Nutzen nicht – mit einigem Abstand der schlechteste Wert im Vergleich mit anderen Formen der Unterstützung. Wiederum zeigt sich ein geschlechtsspezifischer Unterschied: Männer sind dem Nutzen solcher Veranstaltungen gegenüber deutlich kritischer eingestellt – etwa ein Fünftel von ihnen gegenüber zwei Fünfteln der weiblichen Befragten urteilt positiv, etwa jeweils die Hälfte teils-teils (ohne Abb.).

Berufsinformations- und -einstiegsprogramme (Abb. 57) sind ebenfalls nicht allen Ehemaligen ge-läufig gewesen – oder waren schlicht nicht vorhan-den: Nur gute 30 Prozent hatten davon Kenntnis. Und selbst von denen haben sechzig Prozent die Mög-lichkeit nicht wahrgenommen; über 35 Prozent waren ein-mal und fast 5 Prozent mehrmals auf einer solchen Veranstaltung. Dabei zeigen sich signifikante Unter-schiede nach dem Stipendiumstyp: Knapp 2 Prozent der StudienstipendiatInnen, aber 11 Prozent der Pro-motionsstipendiatInnen, die das Angebot kannten, ka-men einmal; 33 Prozent vs. fast 41 Prozent mehrmals. Während und nach der Förderphase parteipolitisch En-gagierte machen davon tendenziell noch weniger Ge-brauch als ihre Vergleichsgruppe. Der Nutzen wird von knapp 66 Prozent der Teilnehmenden als gegeben an-gesehen; fast 23 Prozent können sie noch als in Teilen gültig ansehen. Über 11 Prozent geben aber an, dass

für sie der Nutzen nicht sicht-bar war. Insgesamt ist dieses Instrument damit eher rand-ständig und wird eventuell durch bessere Angebote etwa der Bundesagentur für Arbeit oder der Hochschulen im Wert übertroffen.

Wesentlich bessere Werte in Bezug auf den Nutzen er-reichen die in Abbildung 58 (nächste Seite) ausgewiese-nen Unterstützungsangebote.

Unterstützungsleistungen im Zusammenhang mit studienbezogenen Auslandsaufenthalten waren zum Zeitpunkt

ihrer Förderung guten 70 Prozent der Ehemaligen be-kannt – fast 30 Prozent wussten nicht darum oder konn-ten ein solches Angebot noch nicht wahrnehmen, weil es nicht zur Verfügung stand. Fast 19 Prozent haben die Unterstützung mehrmals in Anspruch genommen, fast 45 Prozent einmal, aber 37 Prozent gar nicht. Dabei ze-igen sich signifikante Unterschiede nach Stipendiumstyp: Fast 41 Prozent der StudienstipendiatInnen, aber nur gut 28 Prozent der PromotionsstipendiatInnen ha-ben das Angebot nie genutzt. 47 Prozent der ersteren Genusgruppe nahmen es einmal in Anspruch, 12 Pro-zent mehrmals; bei den PromotionsstipendiatInnen 38 Prozent einmal und 33 Prozent mehrmals. Insbeson-dere während und/oder nach der Förderphase partei-

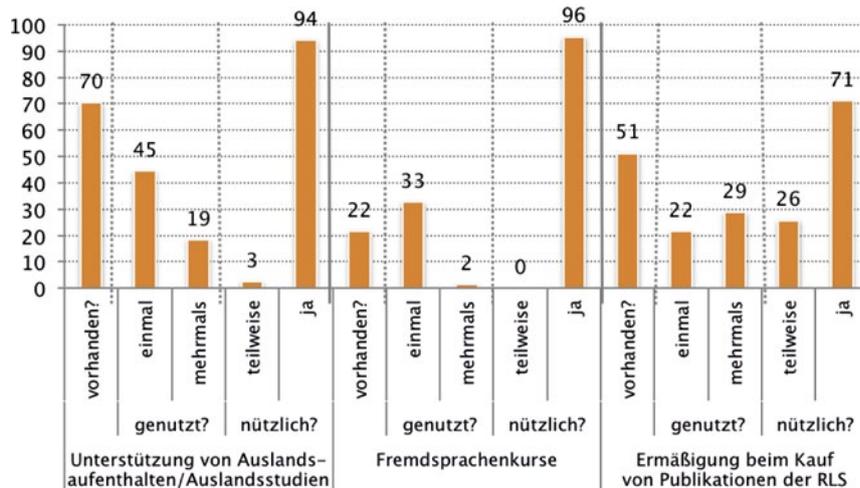


Abb. 58: Unterstützungsangebote: Vorhandensein – Nutzung – Bewertung der Nützlichkeit

politisch Aktive nutzten das Angebot deutlich weniger stark und schätzen dementsprechend auch die Nützlichkeit der Unterstützungsleistung geringer ein als die Vergleichsgruppe der parteipolitisch Inaktiven. Unterschiede zeigen sich auch entlang der Förderhöhe (ohne Abb.): Zwei Drittel der VollstipendiatInnen nutzten das Angebot mindestens einmal; dies trifft nur auf gut die Hälfte der ideell Geförderten und auf zwei Fünftel der TeilstipendiatInnen zu. Über 94 Prozent aller Befragten stufen die Unterstützung als nutzbringend ein – ein eindeutiger Fingerzeig auf Qualität und Notwendigkeit des Angebots. Zweieinhalb Prozent haben in Teilen Nutzwert erkennen können und nur gute drei Prozent haben für sich nichts Nützliches erkennen können. Waren in der Förderphase Kinder vorhanden, schränkte dies offensichtlich die Bereitschaft zu Auslandsaufenthalten bei den PromotionsstipendiatInnen ein.

Auch Fremdsprachenkurse waren im Zeitraum ihrer Förderung nur einer Minderheit von knapp 22 Prozent bekannt (Abb. 58). Davon hat nur eine Person mehrmals das Angebot wahrgenommen, fast 33 Prozent einmal, aber die überwiegende Mehrheit von fast zwei Dritteln hat darauf verzichtet, die Offerte anzunehmen. Die Erfolgsbilanz ist umso beeindruckender: Fast 96 Prozent derjenigen, die an mindestens einem Kurs teilgenommen haben, erkennen darin einen hohen Nutzen – nur für vier Prozent war dies nicht ersichtlich. Ob dies an den Lehrenden, dem Programm oder den Befragten lag, ist nicht zu beantworten. Überraschend ist eher, dass das Angebot offensichtlich nur einen begrenzten Bekanntheitsgrad erlangt, wo doch offensichtlich Erfolge erzielt werden. Die Kommunikation der ehema-

ligen Geförderten scheint in diesem Punkt weniger gut zu funktionieren – immerhin hat ein Drittel derjenigen, die um den Kurs wussten, daran mit zumeist guten Erfolg teilgenommen.

Ein vergleichsweise bekanntes Instrument der Förderung ist der ermäßigte Bezug von Publikationen der Rosa-Luxemburg-Stiftung – dies ist immerhin mehr als der Hälfte der Befragten bekannt gewesen, fast 49 Prozent aber auch nicht (Abb. 58). Wiederum die Hälfte der

ersten Gruppe hat das Angebot nicht angenommen, während knappe 22 Prozent einmal zugegriffen haben und weitere 29 Prozent mehrmals. Über 71 Prozent bewerten das Angebot als nützlich, fast 26 Prozent gestehen ihm dies in Teilen zu – ob die partielle Zustimmung sich an der vorgelegten Auswahl von Publikationen orientiert und in dieser Hinsicht fachspezifische Mängel entdeckt, kann nicht geklärt werden. Insgesamt wird dieses niedrigschwellige Angebot aber durchaus goutiert – allenfalls der geringe Bekanntheitsgrad regt zu Fragen über deutlichere Werbung an geeigneter Stelle an. In diesem Kontext sind auch die Hinweise auf signifikante Unterschiede nach Stipendientyp relevant: 55 Prozent der StudienstipendiatInnen hatten das Angebot nie genutzt, bei den PromotionsstipendiatInnen waren es nur 39 Prozent. Jeweils etwa ein Fünftel nutzte das Angebot nur einmal, aber PromotionsstipendiatInnen haben die Gelegenheit mit 41 Prozent deutlich häufiger mehrmals ergriffen als die Vergleichsgruppe (23 Prozent). Auch Geförderte mit migrantischem Hintergrund nutzen das Angebot etwas stärker.

Folgende weitere Angebote wurden ebenfalls bewertet:

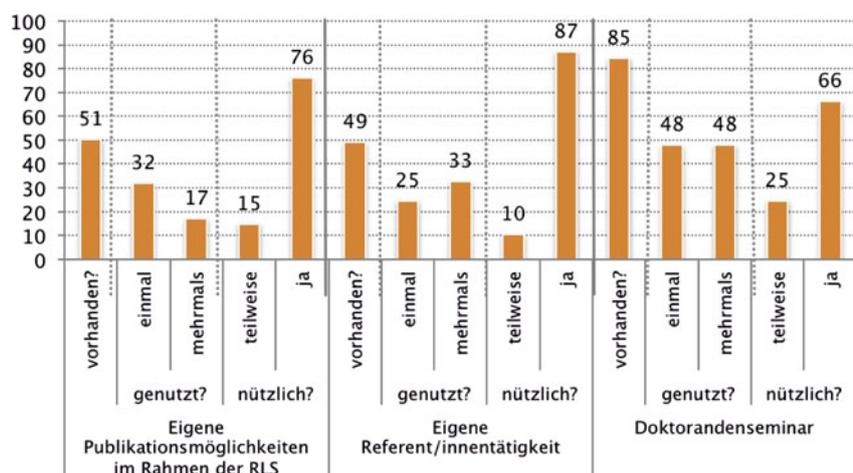


Abb. 59: Weitere Angebote der ideellen Förderung: Vorhandensein – Nutzung – Bewertung der Nützlichkeit

Ganz ähnliche Werte wie der Kauf von Publikationen weist die Möglichkeit aus, eigene Publikation im Rahmen der Rosa-Luxemburg-Stiftung zu verwirklichen: Nur gut der Hälfte der Ehemaligen war dieses Angebot bekannt, die andere Hälfte wusste nicht darum. Es zeigen sich signifikante Unterschiede nach Stipendiumstyp: 58 Prozent der StudienstipendiatInnen geben an, dass dieses Angebot nicht verfügbar war, bei den PromotionsstipendiatInnen sagen dies nur gut 29 Prozent – der Bekanntheitsgrad ist also bei dieser Gruppe größer gewesen. Über 17 Prozent aller Befragten haben die Offerte mehrmals genutzt, 32 Prozent immerhin einmal – und haben damit die Chance auf Veröffentlichungen realisiert, Schreibstile weiterentwickelt und Kenntnisse über Buch- oder Heftproduktion erlangt. Es kann kaum verwundern, dass über drei Viertel der Befragten das Instrument für eine nützliche Einrichtung halten, von der sie profitiert haben. Fast 15 Prozent sehen dies teilweise als gegeben an, wobei hier Spekulationen zur Begründung fehl am Platze wären. Auch hier zeigen sich signifikante Unterschiede nach Stipendiumstyp: StudienstipendiatInnen haben zu 71 Prozent von dem Angebot zur Veröffentlichung abgesehen, PromotionsstipendiatInnen nur zu 21 Prozent. Fast 21 Prozent der Erstgenannten nutzte einmalig die Chance auf Veröffentlichung, bei der Vergleichsgruppe waren es 49 Prozent. Diese Tendenz verlängert sich im Hinblick auf mehrmalige Publikationen: Gut acht Prozent der StudienstipendiatInnen, aber fast 30 Prozent der Vergleichsgruppe haben die Chance mehrmals genutzt. Vor allem TeilstipendiatInnen reagieren auf das Angebot, VollstipendiatInnen und ideell Geförderte in geringerem Umfang.

Eine selbst durchgeführte Tätigkeit als ReferentIn hat ebenfalls qualifizierende Effekte – und ist ebenso nur knapp der Hälfte der Befragten bekannt gewesen. Sind Kinder während der Förderphase vorhanden, ist die Wahrnehmung des Angebots schwächer. Während und/oder nach der Förderphase parteipolitisch Engagierten dagegen ist es überproportional bekannt, aber es wird weniger genutzt als durch diejenigen ohne ein solches Engagement. Es bestehen zudem signifikante Unterschiede nach Stipendiumstyp: 45 Prozent der StudienstipendiatInnen, aber 61 Prozent der PromotionsstipendiatInnen war das Angebot bekannt. Von den Ersteren hat etwa die Hälfte der Befragten die Chance nie genutzt, während sich jeweils knapp ein Viertel einmal oder mehrmals getraut hat (Abb. 60). Der Nutzen wird von den Aktiven überwältigend hoch eingeschätzt: Über 87 Prozent urteilen so, weitere gut 10 Prozent können in Teilen

einen Nutzen erkennen. Das Einüben der mehr oder weniger freien Rede bedient gerade in den erwartbaren hoch qualifizierten Tätigkeiten für die ehemaligen StipendiatInnen offensichtlich einen großen Bedarf und sollte daher – nicht zuletzt auf Grund des guten Verhältnisses von Aufwand und Ertrag – nach Möglichkeit weiter ausgebaut werden.

StudienstipendiatInnen PromotionsstipendiatInnen

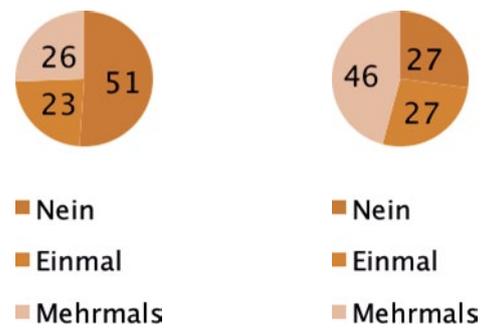


Abb. 60: Tätigkeit als ReferentIn während Förderphase nach StipendiatInnen-Typ (in %)

6.2 IDEELLE FÖRDERUNG – BEWERTUNG DURCH DIE STIPENDIATINNEN

Die ideelle Förderung beinhaltet neben den vorgestellten Instrumenten eine Reihe von zusätzlichen Aspekten, die über die Wahrnehmung der Qualität der Angebote und Unterstützungsstrukturen mitentscheiden. Sie wurden anhand einer Skala abgefragt, die Kompetenzen der MitarbeiterInnen, der Inhalte und Informationen sowie Partizipationsmöglichkeiten erfasste. Die Ergebnisse gibt Abbildung 61 wieder.

Entlang an Schulnoten orientierter Bewertungskategorien waren die ehemaligen StipendiatInnen aufgefordert, zunächst die soziale Kompetenz der VertreterInnen des Studienwerks allgemein einzuschätzen. Fast 34 Prozent vergeben hier die Note sehr gut, wei-

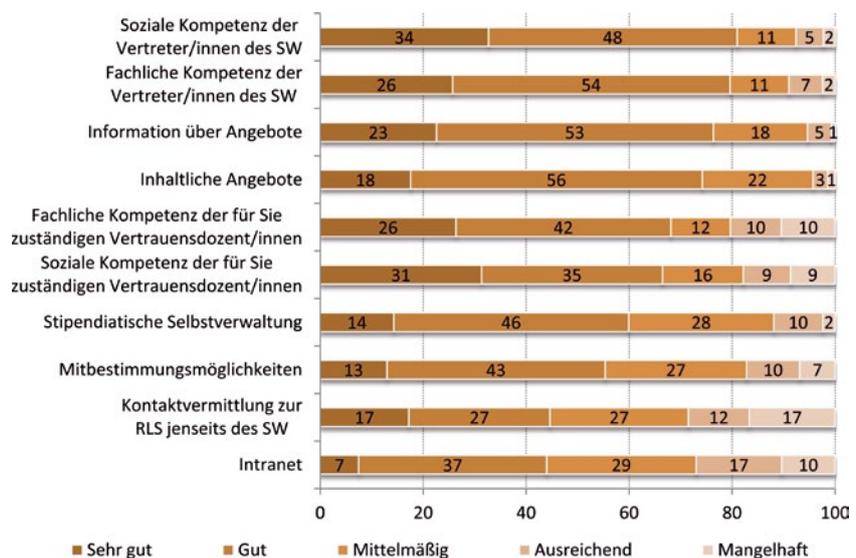


Abb. 61: Bewertung verschiedener Aspekte der ideellen Förderung (in %)

tere fast 48 Prozent vergeben ein gutes Urteil. Im Mittelfeld der möglichen Bewertungsskala siedeln fast 11 Prozent die abgefragten Kompetenzen an. Schlechtere Noten werden nur von wenigen vergeben: Fast 5 Prozent vergeben ein «Ausreichend»; für «Mangelhaft» votieren 2 Prozent. Für drei Viertel rangiert die soziale Kompetenz der VertreterInnen des Studienwerks auf einer hohen Qualitätsstufe und kann als Ausweis gelingender Fördertätigkeit verbucht werden. Während und/oder nach der Förderphase parteipolitisch Engagierte schätzen die soziale Kompetenz der Beschäftigten des Studienwerks höher ein als Andere (Abb. 61).

Insgesamt kann die folgende Perspektive, die drei Teilnehmer einer Gruppendiskussion im Wechsel entwickeln, nahezu Allgemeingültigkeit beanspruchen:

«K1: Ich würde vielleicht schon nochmal- also was jetzt den direkten Kontakt ähm mit dem Studienwerk äh anging- was wir jetzt so direkt nicht als Frage bisher in die Runde gestellt hatten. Also dass ich den wirklich als Unterstützung erlebt habe und nicht als ähm etwas, wo Druck sozusagen»

«K2: /Das kann ich bestätigen.»

«K1: /kam. /Und ähm- auch da immer eine sehr freundliche und offene Kommunikation erlebt habe, also wenn ich da angerufen»

«K2: /Ja, das stimmt»

«K1: /hab oder mich»

«K2: /Das stimmt, absolut»

«K1: /da irgendwie an die gewandt habe.»

«K3: Da muss ich dir auch recht geben. Das ist ganz angenehm. Das man da wirklich anruft und sagt: Ich hab ein Problem. Ich will das und das- und dann man sofort irgendwie ganz freundlich zickzack irgendwie Bescheid bekommt, weil es eben wahrscheinlich auch eine kleine Stiftung ist.»

Auf die soziale Kompetenz der VertreterInnen des Studienwerks lassen die Interviewten (wie auch die Befragten) wenig kommen. Sie haben sich – abgesehen von offensichtlich seltenen Einzelfällen – gut betreut gesehen und die Atmosphäre der Betreuung als positiv erlebt.

Auch wenn die qualitativen Interviews auf eine ganz überwiegend positive Bewertung der Arbeit der VertreterInnen des Studienwerks verweisen, ergibt sich aus ihnen doch *eine* relevante Differenzierung: Die in der stipendiatischen Selbstverwaltung Aktiven nehmen diesbezüglich durchweg eine kritischere Perspektive ein – ein Effekt der sozialen Rolle, die mit Aushandlungen und Durchsetzungskämpfen verbunden ist, die ihr Bild ein wenig trübt.

Wie in Bezug auf die soziale Kompetenz werden auch hinsichtlich der fachlichen Kompetenz der VertreterInnen des Studienwerks ähnlich hohe Werte erreicht (Abb. 61): Fast 26 Prozent vergeben die Note «sehr gut», fast 54 Prozent votieren für eine «Zwei». Im Mittelfeld angesiedelt sehen gut 11 Prozent der Befragten die Fachkompetenz des relevanten Personenkreises. Sechseinhalb Prozent vergeben die Note

«Ausreichend» und gute 2 Prozent ein «Mangelhaft». Wie in Bezug auf die sozialen Kompetenzen wird auch die Fachlichkeit der VertreterInnen des Studienwerks von vier Fünftel überaus wertgeschätzt; weniger als ein Zehntel hat eine entgegengesetzte Ansicht. Dabei zeigen sich TeilstipendiatInnen am kritischsten: 15 Prozent urteilen ausreichend bis kritisch (VollstipendiatInnen: vier Prozent; ideell Geförderte: 13 Prozent), eine ebenso große Anzahl bilanziert mittelmäßige Kompetenzen (acht bzw. wiederum 13 Prozent bei den Vergleichsgruppen) und fast 70 Prozent gute oder sehr gute fachliche Kompetenzen auf Seiten der MitarbeiterInnen des Studienwerks (VollstipendiatInnen 89 Prozent; ideell geförderte: 74 Prozent). Diese Diskrepanz verweist möglicherweise auf unterschiedliche Erwartungshaltungen der Teilgruppen, über die weiter zu reflektieren wäre. Genauere Aufschlüsse dazu liefern aber auch die vorliegenden qualitativen Daten nicht.

Die Bewertung der Information über Angebote des Studienwerks erreicht ähnlich gute Werte (Abb. 61): Fast 23 Prozent vergeben eine «Eins», nahezu 53 Prozent ein «Gut». Etwas über 18 Prozent sehen die Arbeit des Studienwerks in Bezug auf Angebotsinformationen als eher mittelmäßig an. Weniger als 5 Prozent halten sie allenfalls für «Ausreichend» und zwei Personen (0,7 Prozent) als mangelhaft. Während und/oder nach der Förderphase parteipolitisch engagierte StipendiatInnen zeigen sich leicht kritischer eingestellt als ihre nicht parteipolitisch aktive Vergleichsgruppe (ohne Abb.). Im Verein mit den weiter oben dargestellten Angaben zur Verfügbarkeit bestimmter Angebote werden bei knapp einem Viertel der ehemaligen StudienstipendiatInnen Defizite festgestellt (Abb. 61) – oder anders gewendet: Hier besteht möglicherweise ein Bedarf nach einer andersartigen Informationspolitik.

Ganz ähnlich zeigen sich auch die Daten in Bezug auf inhaltliche Angebote (Abb. 61): Fast 18 Prozent bewerten die ideelle Förderung unter diesem Teilaspekt als «sehr gut», weitere 56 Prozent noch als «gut». Eine mittelmäßige Note vergeben fast nahezu 22 Prozent der Befragten – und nur knapp 3 Prozent bzw. 1,4 Prozent urteilen mit «Ausreichend» bzw. «Mangelhaft». Wiederrum sind drei Viertel mit den in diesem Aufgabenbereich erbrachten Leistungen seitens des Studienwerks zufrieden.

Bezogen auf die fachliche Kompetenz der für die Befragten jeweils zuständigen VertrauensdozentIn werden nur geringfügig niedrigere Noten vergeben (Abb. 61): Annähernd 26 Prozent erteilen die Note «Eins», weitere fast 54 Prozent die Note «Zwei». Für die mittlere Notengebung entscheiden sich über 11 Prozent. Mit nahezu sieben Prozent für die Kategorie «Ausreichend» zeigt sich allerdings auch ein größeres Kritikpotenzial, dass noch von guten zwei Prozent erweitert wird, die die fachliche Kompetenz ihrer VertrauensdozentInnen mit der Note «Mangelhaft» bilanzieren.

Gefragt wurde auch nach der sozialen Kompetenz der VertrauensdozentInnen (Abb. 61). Gegenüber der fachlichen Kompetenz wird sie insgesamt besser be-

wertet: Fast 33 Prozent vergeben hier ein «Sehr gut», weitere gut 48 Prozent ein «Gut». Über vier Fünftel der Befragten attestieren den VertrauensdozentInnen damit eine hohe soziale Kompetenz. Über 11 Prozent können in dieser Hinsicht nur eine mittelmäßige Note vergeben, gut fünf Prozent nur ein «Ausreichend» und gut zwei Prozent die Note «Mangelhaft». Befragte, die während der Förderphase Kinder zu betreuen hatten, neigen signifikant stärker zu einer solch negativeren Bilanz. Fachlich wie sozial fühlen sich die Befragten dennoch ganz überwiegend gut betreut.

Der Blick auf die ausgehandelten Partizipationsmöglichkeiten fällt dagegen deutlich differenzierter aus (Abb. 61). Befragt nach der stipendiatischen Selbstverwaltung zeigt sich ein überwiegend positives, aber im Vergleich zu den bis hierhin referierten Aspekten doch eingetrübtes Bild: Gute 14 Prozent sind mit den Möglichkeiten sehr einverstanden und vergeben ein «Sehr gut», weitere fast 46 Prozent noch ein «Gut». Gute 28 Prozent können nur eine mittelmäßige Benotung einräumen, während deutlichere Kritik sich an den folgenden Notenstufen manifestiert: Ein «Ausreichend» vergeben fast 10 Prozent, ein «Mangelhaft» noch gute zwei Prozent. Ein Zehntel der Befragten steht den Möglichkeiten der stipendiatischen Selbstverwaltung also kritisch gegenüber, während auf der anderen Seite sich sechzig Prozent ganz zufrieden zeigen.

Die Einschätzung der Möglichkeiten zur stipendiatischen Selbstverwaltung hängt auch mit dem dafür nötigen Aufwand zusammen. Darauf verweist die folgende Aussage aus einer Gruppendiskussion:

«Irgendein Wochenende abzuwacken, geht schon mal. Aber das ist so- Aber das mit diesem: Wie viel Zeit geb ich- geb ich oder wie viel Raum geb ich irgendwie was oder gesteh ich was, war zum Beispiel für mich auch der Grund, dass ich mich nie in diese stipendiatische Selbstverwaltung eingebracht habe. Also das fand ich- Dass es das gibt, find ich total gut und dass es irgendwie Leute gibt, die das machen, hab ich totalen Respekt vor. Aber das war immer was, wo ich so wusste: Also wenn ich das mache, dann nimmt das so viel Zeit ein, dass ich woanders Abstriche machen muss. Und das wollte ich nicht. Also das war dann so: Ok das überlass ich gerne Anderen.»

Sich in dem gegebenen Rahmen zu engagieren, kostet (Arbeits- und Wege-)Zeit – was hier als individueller Anlass für die Entscheidung gegen ein Engagement angebracht wird, kann auch als grundsätzliche Kritik an der Institution Selbstverwaltung verstanden werden: Dass zu wenige Leute sie stemmen müssen, kritisiert letztlich eine personale Unterausstattung. Sowohl hinsichtlich des Zeitproblems wie des Personals könnte es angeraten sein, über eine denkbare Reform der Selbstverwaltung womöglich unter Einbeziehung Neuer Medien nachdenken: Dies würde möglicherweise die Basis der Mitarbeit verbreitern und zumindest einen Teil der Zeitprobleme auffangen können.

Zurück zu den quantitativen Daten: Nochmals negativer sieht es im Hinblick auf die Mitbestimmungsmöglichkeiten aus (Abb. 61): 13 Prozent urteilen hier mit der Note «Sehr gut», weitere gut 43 Prozent mit einem «Gut» – insgesamt ist die Zufriedenheit mit den Möglichkeiten zur Mitbestimmung also groß, aber etwas niedriger als im Blick auf die studentische Selbstverwaltung. Zu einer mittelmäßigen Note entscheiden sich knapp 28 Prozent der ehemaligen StipendiatInnen. Über 10 Prozent erteilen dem Komplex die Note «Ausreichend», weitere fast sieben Prozent ein «Mangelhaft». Über den Daumen existiert eine Masse von potenziell aktiven Kritikern, die etwa 17 Prozent umfasst, also nahezu jeden fünften Befragten einschließt.

Bezüglich der Kontakt- und Kommunikationsstrukturen wurden die ehemaligen StipendiatInnen gebeten, sich zur Kontaktvermittlung des Studienwerks in andere Bereiche der Rosa-Luxemburg-Stiftung hinein sowie zum Stellenwert des Intranets zu äußern (Abb. 61). Bezüglich der Kontaktvermittlung zeigt sich eine ausdifferenzierte Notenlage: Gut 17 Prozent vergeben die Note «Eins», weitere gut 27 Prozent die Note «Zwei». Mit insgesamt 44 Prozent bleibt die Gruppe der Zufriedenen im Vergleich zu den vorher behandelten Aspekten in der Frage der Kontaktvermittlung relativ klein. Die Anteile verschieben sich nicht nur um jeweils ein Note nach unten, sondern erreichen auch größere Umfänge: Als «Mittelmäßig» erachten knapp 27 Prozent die Kontaktvermittlung, knapp 12 Prozent vergeben ein «Ausreichend», aber fast 17 Prozent ein «Mangelhaft». Was die Gründe für diese Bewertung sind, geht aus den Daten nicht hervor – z. B. liegt die Vermittlung nicht allein in den Händen des Studienwerks, sondern in der Entscheidung aller angesprochenen MitarbeiterInnen der Rosa-Luxemburg-Stiftung, so dass sich ein ganzer Strauß an Möglichkeiten fehlgeschlagener Kontakte ergibt, der dem Studienwerk zugeschrieben wird – egal ob berechtigt oder nicht. In dieser Frage wäre ein institutionalisiertes Feedbacksystem womöglich hilfreich.

Auch bezüglich der Möglichkeiten des Intranet zeigt sich ein relativ hohes Kritikpotenzial bei insgesamt ausdifferenzierter Notenlage (Abb. 61): Nur knapp 8 Prozent vergeben die Höchstnote, immerhin fast 37 Prozent noch die Note «Gut». Zu einem mittleren Urteil gelangen 29 Prozent der Befragten. Als «Ausreichend» empfinden fast 17 Prozent die Möglichkeiten des Intranet, und über 10 Prozent vergeben ein «Mangelhaft». Zu den Gründen dieser eher durchwachsenen Benotung kann an dieser Stelle wenig gesagt werden – angezeigt scheint aber eine Prüfung der Usability wie auch der Inhalte des Intranets aus der Perspektive der stipendiatischen NutzerInnen.

Insgesamt ist davon auszugehen, dass fachliche und soziale Kompetenzen von den Befragten honoriert wurden, sich bezüglich der Kontakt- und Kommunikationsstrukturen jedoch eine größere Anzahl an KritikerInnen einfindet – Mitbestimmungspotenziale und Selbstverwaltung sind über eine Pari-Verteilung hinaus (annähernd) überwiegend positiv bewertet und bieten eher Anlass, das Niveau zu halten als in hektische Restrukturierungen zu verfallen.

Zwei nachfolgend zitierte Interviewpassagen wenden sich einem speziellen Problem aus stipendiatischer Sicht zu, das in gewisser Weise an den Aspekt bürokratischen Aufwands anschließt: die Semesterberichte. Das erste Statement entstammt einer Gruppendiskussion und wird von dem/r Sprecher/in eigenständig thematisiert:

«Ja ja. Aber was mir noch einfällt- dass immer- man muss ja sozusagen jedes Semester dann irgendwie noch so ein Zettelchen schreiben, was hat man gemacht. Das fand ich halt irgendwie ein bisschen nervig, aber letztendlich ist es auch ganz gut, weil man hat so eine kleine Selbstkontrolle und konzeptuiert sich auch ganz gut darin. Also das fehlte noch ein bisschen. Das fand ich auch ganz gut. Ich gucke: Was habe ich gemacht? Was nehme ich mir vor? Et cetera.»

Ein/e einzeln interviewte/r Ehemalige/r führt auf eine entsprechende Nachfrage hin aus:

«I: War die Promotionsförderung speziell auch- hinderlich bei der Arbeit? Also viele klagen ja über diese Berichte, die man schreiben muss, äh- bei 2 Jahren ja auch etwas ernsthafte irgendwie begründen muss, dass man irgendwie kurz vorm Fertigwerden ist oder ging das eher so nebenbei?»

«A5: Ei na, nebenbei ging das nicht. So ne Berichte sind natürlich immer Arbeit. Ich finde das vollkommen richtig und würde da- dass es diese Berichte gibt. Ich finde es auch vollkommen- ähm nachvollziehbar, dass man- also das ist ja eine der wenigen Möglichkeiten überhaupt noch mit zu sehen, wie sich so ne Arbeiten entwickeln und da eventuell einzugreifen. Also das scheint mir als Instrument- >lacht< pädagogisch didaktisch absolut notwendig, berechtigt und wie auch immer. Ähm- das Einzige, was ich glaube- was hinderlich ist (.) ist- dass man an der- an der Illusion festhält, dass eine Dissertation in 2 oder 3 Jahren zu schreiben ist- Äh das- ich verstehe schon, dass man das angesichts der der- des Förderzeitraums, den man da einfach hat, nicht anders machen kann. Ich verstehe auch- also bei mir war das wohl damals so, dass ich- äh nach 2 Jahren nochmal das dritte Jahr separat beantragen musste und»

Beide Interviewte thematisieren die sicher nicht geliebte, in der Rückschau aber vorteilhafte, weil selbstvergewissernde Berichtspflicht gegenüber dem Studienwerk. In der Aufwand-Ertrag-Relation ist der geforderte Report ein relativ geringes Pfand für eine Verlängerung und wird nicht grundsätzlich abgelehnt – womöglich müsste die implizite Selbstvergewisserung offensiver kommuniziert werden.

6.3 IDEELLE FÖRDERUNG – EFFEKTE AUF FÄHIGKEITEN/ KOMPETENZEN DER STIPENDIATINNEN

Im Zusammenhang mit der ideellen Förderung war in der Befragung die Perspektive auf mögliche positive Effekte auf Seiten der ehemaligen StipendiatInnen von Interesse. Gefragt wurde danach, wie dadurch persönliche Kompetenzen und Fähigkeiten beeinflusst wurden. Je nach Angebot zeigen sich unterschiedliche Einschätzungen:

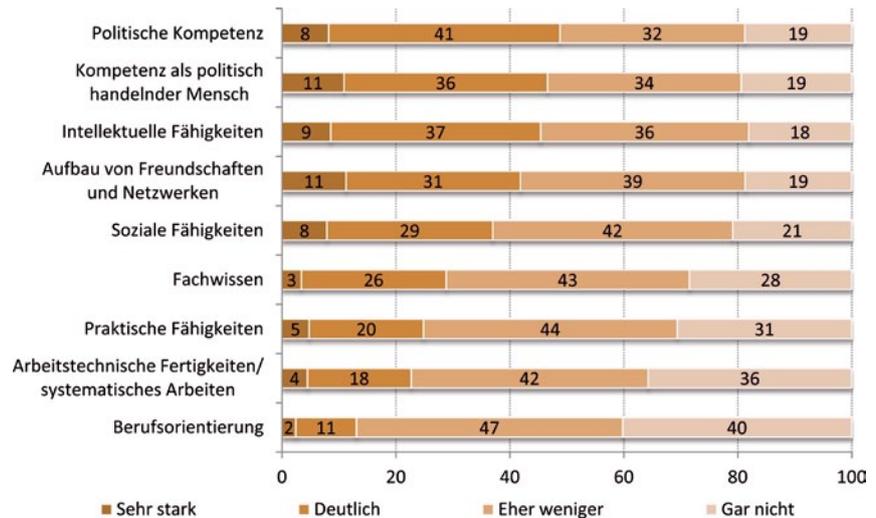


Abb. 62: Beeinflussung eigener Fähigkeiten/Kompetenzen durch die ideelle Förderung (in %)

Bezüglich des Zuwachses an politischer Kompetenz – ein grundlegendes Ziel der Stiftung insgesamt – zeigt sich ein positives Bild: Über acht Prozent geben an, durch entsprechende Angebote sehr stark beeinflusst worden zu sein, weitere fast 41 Prozent bescheinigen eine deutliche Einwirkung. 32,4 Prozent bilanzieren, in ihrer politischen Kompetenz durch Angebote der ideellen Förderung eher weniger beeinflusst worden zu sein und fast 19 Prozent weisen jegliche Wirkung von sich. Da zumindest (aber nicht nur dort) unter den beiden letztgenannten Gruppen gestandene Linksaffine zu finden sein werden, beziehen sich hinsichtlich der Wirkung der ideellen Förderung (eher) Skeptische vermutlich mehr auf das Gesamtkonstrukt linke politische Kompetenz, die womöglich schon vor der Förderphase gegeben war. Positiv Gestimmte könnten sich dagegen eher auf konkrete Themen und Fragestellungen beziehen, die ihnen eine erhöhte Kompetenz einbrachte – in jedem Falle wäre die augenscheinliche Parität an sich noch kein Hinweis auf fehlgeleitete Angebote.

Ein Hinweis darauf sind die ähnlich gelagerten Werte bezüglich der Dimension Kompetenz als politisch handelnder Mensch (Abb. 62): Knapp 11 Prozent der Befragten resümieren diesbezüglich einen starken Einfluss der ideellen Förderung, weitere fast 36 einen deutlichen Einfluss. Weniger (34 Prozent) oder nichts (über 19 Prozent) dergleichen können die übrigen Befragten erkennen. Der Einfluss auf die politische Kom-

petenz wirkt nicht im Sinne eines Nürnberger Trichters; vielmehr sind Angebote eben Angebote, die nicht auf vorbehaltlose Passung hoffen dürfen. Insofern sind die ausgewiesenen Daten insgesamt eher als Erfolg denn als Fehlschlag zu werten. In der Förderphase und/oder danach parteipolitisch Engagierte zeigen sich in ihrer Kompetenz als politisch handelnde Menschen deutlich stärker beeinflusst als parteipolitisch Inaktive, wenn auch 44 Prozent von Ersteren wenig oder gar keinen Einfluss bilanzieren. Die ideelle Förderung trifft also gerade bei den schon politisch sozialisierten Personen auf Widerhall, weniger bei politisch weniger Aktiven – auch dies ist ein Hinweis darauf, die Konzeption der ideellen Förderung hinsichtlich dieses Aspekts kritisch zu hinterfragen, scheint sie doch eher verstärkende denn initiative Effekte zu zeitigen.

Hinsichtlich ihrer intellektuellen Fähigkeiten haben die Ehemaligen ebenfalls von Angeboten der ideellen Förderung profitiert – jedenfalls gesteht dies ein Teil der Befragten zu (Abb. 62): Fast neun Prozent zeigen sich stark beeinflusst, nahezu 37 Prozent deutlich – die annähernd gleich große Gruppe derjenigen, die von geringer Bedeutung sprechen, werden noch durch eine mit über 18 Prozent große Gruppe erweitert, die gar nicht beeinflusst worden sein will. Befragte aus Elternhäusern ohne Hochschulabschluss von Vater oder Mutter zeigen sich diesbezüglich signifikant stärker beeinflusst. Vor allem aber haben VollstipendiatInnen (57 Prozent) deutlich oder sehr stark profitiert, während TeilstipendiatInnen (38 Prozent) wie auch ideell Geförderte (36 Prozent) in dieser Hinsicht kritischer urteilen (ohne Abb.).

Beim Aufbau von Freundschaften und Netzwerken attestieren die Befragten der ideellen Förderung ebenfalls eine relativ große Reichweite (Abb. 62): 11 Prozent haben davon stark profitiert, weitere fast 31 deutlich; gute 32 Prozent sehen einen solchen Effekt der ideellen Förderung eher weniger als gegeben an. Fast 19 Prozent können diesbezüglich keine Wirkung bilanzieren. Waren in der Förderphase Kinder zu betreuen, wird signifikant negativer gewertet – vermutlich sind auf die Kinder zugeschnittene weitere Netzwerke wichtiger als die durch die ideelle Förderung erreichbaren.

Im Hinblick auf soziale Fähigkeiten, deren Aufbau durch die ideelle Förderung unterstützt wurde, gelangen die Befragten wiederum zu einem ausdifferenzierten und leicht verhaltenen Urteil (Abb. 62): Nur knapp 9 Prozent erkennen solche Effekte als sehr stark, weitere gut 29 Prozent sehen deutliche Bezüge. Zur Antwortkategorie: «eher weniger» gelangen im Hinblick auf den Kompetenzzuwachs bei sozialen Fähigkeiten über 42 Prozent der Befragten. Weitere fast 21 Prozent können in dieser Hinsicht keinen Effekt ausmachen.

Im Groben liegen die Werte der bisherigen Dimensionen nahe beieinander – es ist etwas weniger als die Hälfte der Befragten, die deutliche Wirkungen der ideellen Förderung benennen kann, für die übrigen zeigt sich dieses weniger oder gar nicht. Da die Bewertung solch weicher Kriterien immer auch abhängig ist von

dem vorgängigen Kompetenzaufbau und zudem klar sein dürfte, dass Studierende wie Promovierende politisch wie sozial nicht unbedarft leben, ist der Grad positiver Bezugnahmen gleichwohl als nicht gering zu werten.

Kritischer zeigen sich die Befragten, wenn es um die Wirkung der ideellen Förderung auf ihr Fachwissen, die Ausbildung praktischer Fähigkeiten, den Einfluss auf arbeitstechnische Fähigkeiten und ihre Berufsorientierung geht (Abb. 62). Lediglich gut drei Prozent bescheinigen der ideellen Förderung, im Hinblick auf das Fachwissen sehr stark beeinflussend gewirkt zu haben. Ein gutes Viertel bilanziert deutliche Einflussnahme. Eher geringere Effekte bescheinigen fast 43 Prozent und gar keinen Einfluss resümieren fast 29 Prozent. An seiner Kernkompetenz vorbei kann das Studienwerk im Rahmen der ideellen Förderung offensichtlich nur begrenzt wirken – spezifische Fachkenntnisse können dort natürlich nur begrenzt vermittelt werden. Befragte aus nicht-akademischen Elternhäusern (also Vater und Mutter ohne Hochschulabschluss) urteilen signifikant kritischer. Auch TeilstipendiatInnen (11 Prozent deutlich bzw. stark) schätzen dies negativer ein als VollstipendiatInnen bzw. ideell Geförderte (jeweils ca. ein Drittel deutlich bzw. stark). Männer fühlen sich durch die Instrumente der ideellen Förderung wiederum stärker in ihrem Fachwissen gestärkt, als dies Frauen angeben.

Praktische Fähigkeiten zu vermitteln scheint ebenso ein Stiefkind der ideellen Förderung zu sein – oder wird von den Geförderten schlichtweg wenig benötigt (Abb. 62): Fast fünf Prozent sprechen von einer starken, weitere gut 20 Prozent von einer deutlichen Beeinflussung – für drei Viertel ist der Wert des Angebots aber begrenzt geblieben: Fast 44 Prozent bilanzieren, eher weniger vom Angebot profitiert zu haben und für fast 31 Prozent hat sich ein positiver Effekt gar nicht gezeigt.

Die ideellen Förderangebote zu arbeitstechnischen Fähigkeiten und Kompetenz zum systematischen Arbeiten erhalten ähnliche Beurteilungen (Abb. 62): Lediglich knappe fünf Prozent attestieren einen starken Einfluss, weitere gut 18 Prozent einen immerhin deutlichen. Aber fast 42 können nur geringe Spuren der Angebote im Hinblick auf ihre Arbeitstechnik und Fähigkeit zum systematischen Arbeiten erkennen; unbeflügelt davon sind fast 36 Prozent geblieben.

Lediglich der Einfluss der ideellen Förderung auf die Berufsorientierung wird noch geringer eingeschätzt (Abb. 62): Nur gute 2 Prozent sehen einen starken Einfluss, weitere knapp 11 noch einen deutlichen – für den Rest dürfte die Berufsorientierung bereits spätestens mit Eintritt in das Studium in relativ festen Bahnen verlaufen sein. Insofern bilden die insgesamt 13 Prozent möglicherweise die kleine Gruppe mit Orientierungsproblemen ab, wie es sie in jeder Kohorte gibt – auf der anderen Seite stehen diejenigen, die einen allenfalls geringen Effekt konstatieren (fast 47 Prozent) oder gar keinen Einfluss verspürten (gut 40 Prozent). Ehemali-

ge mit Betreuungspflichten gegenüber ihren Kindern während der Förderphase urteilen dabei kritischer als zu dieser Zeit kinderlose StipendiatInnen.

Nähert man sich dem Phänomen der ideellen Förderung jenseits der reinen Häufigkeitsverteilungen faktorenanalytisch, so lassen sich zwei Muster erkennen: zum einen die Orientierung auf politische und soziale Kompetenzen, zum anderen eher auf praktische und fachliche Kompetenzen.

Beeinflussung eigener Kompetenzen durch ideelle Förderung	Faktor 1	Faktor 2
Politische Kompetenz	,943	
Kompetenz als politisch handelnder Mensch	,922	
Soziale Fähigkeiten	,854	
Aufbau von Freundschaften und Netzwerken	,689	
Praktische Fähigkeiten		,822
Berufsorientierung		,805
Fachwissen		,708
Arbeitstechnische Fertigkeiten/systematisches Arbeiten		,668

- Ohne «Beeinflussung eigener Kompetenzen – Intellektuelle Fähigkeiten» (uneindeutige Ladung)
- KMO: .826; Bartlett-Test auf Sphärizität ist höchstsignifikant
- Erklärungskraft der Faktoren (Variante 3) und Reliabilitätsfaktor α :
 - Faktor 1: 53 % Varianzaufklärung, Cronbachs $\alpha = .88$
 - Faktor 2: 14 % Varianzaufklärung, Cronbachs $\alpha = .76$

Tab. 4: Faktorenanalyse Beeinflussung eigener Kompetenzen durch ideelle Förderung

In den Faktor Politische/Soziale Kompetenzen gehen die folgenden Items zur Beeinflussung eigener Kompetenzen durch die ideelle Förderung ein: a) allgemeine politische Kompetenz, b) die Kompetenz zu politischem Handeln, c) soziale Fähigkeiten und d) der Aufbau von Freundschaften und Netzwerken. Der Faktor Praktische/fachliche Fähigkeiten umfasst die Items a) praktische Fähigkeiten, b) Berufsorientierung, c) Fachwissen und d) Arbeitstechnische Fertigkeiten/systematisches Arbeiten. Beide Faktoren weisen keine Überschneidung durch Doppelladung aus.

Wie sieht es nun mit der Selbstbewertung des Einflusses auf die StipendiatInnen aus? Es zeigen sich durchaus bemerkenswerte Unterschiede:

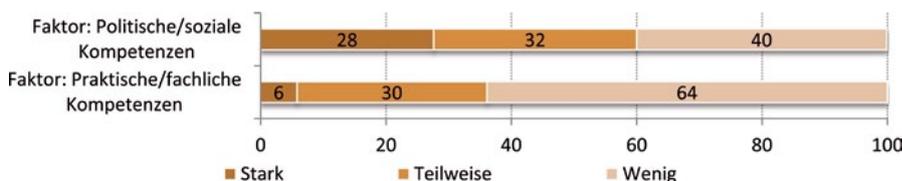


Abb. 63: Verteilung der Faktoren zur Beeinflussung eigener Kompetenzen durch ideelle Förderung (%)

Im Hinblick auf den Faktor Politische/Soziale Kompetenzen schreiben fast 28 Prozent aller Befragten dem Studienwerk eine wichtige Rolle bei der Ausbildung der Kompetenzen zu, weitere gut 32 Prozent können dies in Teilen bilanzieren. 40 Prozent vermögen eine

solche Einflussnahme durch die Instrumente der ideellen Förderung aber nicht zu erkennen. Beim Faktor Praktische/Fachliche Kompetenzen erscheint die ideelle Förderung allerdings wesentlich weniger wirksam: Lediglich sechs Prozent der Befragten geben an, in dieser Hinsicht stark beeinflusst worden zu sein, gute 30 Prozent geben immerhin partielle Einflussnahmen an; für 64 Prozent hat sich jedoch durch die Förderangebote nur wenig bis nichts an ihren fachlichen Kompetenzen geändert. Ob dies ein Anlass ist, die Zusammenstellung der Angebote oder die auf fachliche/praktische Kompetenzen zielenden Angebote insgesamt auf ihre Effizienz zu prüfen, ist abhängig von den entsprechenden Ansprüchen des Studienwerks an die eigene Förderung.

Generell scheint der Anspruch an eine eigene politische Aktivität unter den StipendiatInnen auch «diesseits» der ideellen Förderung durch das Studienwerk hoch ausgeprägt zu sein – und untereinander eine informelle Norm darzustellen. Aus Sicht eines/-er Gruppendiskussionsteilnehmers/-in stellt sich dies wie folgt dar:

«Und am Anfang habe ich immer gedacht, ähm als ich angefangen habe dort Stip zu sein, äh wenn du so mit Leuten redest: Ja, was machst du? Ja, ich habe einen Migrationsverein in Berlin. Ja, ich mach was zu äh informellen Radios in Kuba und so. Also total krasse Leute. Äh so Politikwissenschaftler, äh Kapitalismuskritik und dann sagst du so: Ja, äh- ja ich studier halt Kunstgeschichte, so. Also ich meine du machst so Kunstprojekte irgendwie, ne und arbeitest halt auf einer ganz anderen (.) Ebene irgendwie halt so. Und ich habe immer so ein bisschen- das ist vielleicht auch so eine persönliche Sache- gedacht: Was machst du dann eigentlich hier? Wieso fördern die dich?»

Ein Verlorensein angesichts der politischen und sozialen Projekte der Mit-StipendiatInnen kann offensichtlich in eine Art Minderwertigkeitsgefühl umschlagen – dies zu vermeiden sollte Ziel der einführenden Veranstaltungen sein.

Auch ist Bedarf an Orientierung für die konkrete Berufs- und Lebensplanung vorhanden, wie ein/andere/r Gruppeninterviewteilnehmer/in ausführt:

«Also gerade zum Ende meines Studiums und meiner Förderzeit, das war das erste Jahr, wo das ausprobiert wurde, mit diesem- damals hieß das Kompetenzanalyse und sonst irgendwas, Bewerbungstraining. Das waren 2 Wochenenden, die man da irgendwie machen konnte. Die fand ich eigentlich relativ instruktiv auch, weil das ein- eine kleine Gruppe war. Man hat sich irgendwie innerhalb von 3 Wochen 2 ganze Wochenenden gesehen, wo auch relativ intensiv gearbeitet wurde und wo das auch sehr nah an der- an der Problemstellung dran war, mit der ich damals einfach zu tun hatte. Also Studium ist zuende und wie geht es jetzt weiter?»

Allerdings sollten diese, wie die weiteren Ausführungen der gleichen Person zeigen, auf Doppelangebote hin überprüft werden, die insbesondere im Zusammenhang mit der Berlinzentrierung dysfunktional erscheinen:

«Ich glaub, das gab es auch für Studierende sowas zu Zeit- und Selbstmanagement und solche Geschichten. Aber das war halt bei uns so, dass man das ähm- dass das auch groß- viel Teil vom Studium irgendwie war oder dass man das ähm- irgendwie an der Uni bei diesem- hier in *[Name der Stadt]* gibt es dieses Zentrum für Weiterbildung irgendwie und für Studierende angeboten wurde für 5 Euro oder so. Und da musste man halt nicht wegfahren und man hatte das hier und ähm- das war dann viel attraktiver, als dafür dann nach Berlin zu fahren. Also das war jetzt- gerade diese technischen Sachen. Bis auf dieses tatsächlich letzte Seminar zum Ende der Studienförderung, hatte ich immer den Eindruck, das wird eigentlich von der Uni und von meinem Studium abgedeckt. Das ist nichts was ich von der Stiftung brauche.»

Ob angesichts des Doppelangebots mehr als punktuelles Scannen der Nachfrage sinnvoll ist, kann hier nicht ermessen werden – im Zweifelsfall werden die StipendiatInnen mit den Füßen abstimmen. Möglicherweise ist aber ein flexibleres Verfahren sinnvoll, das erst einmal Bedarfe bündelt, statt pauschal Angebote zu machen, und regional verteilt Problemlösungen bzw. Unterstützung anbietet. Insgesamt ist zu bilanzieren, dass die ehemaligen StipendiatInnen die unmittelbaren Inhalte positiv aufnehmen, wenn auch die individuelle Passfähigkeit immer abgewogen wird. Dass die Teilnahme jeweils an der Relation von Aufwand und Ertrag orientiert ist, sollte keinesfalls als Hinweis auf ein Überangebot gewertet werden – vielmehr ist zu schauen, ob die Passfähigkeit zwischen individuellem Bedarf und institutionellem Angebot optimiert werden kann.

6.4 IDEELLE FÖRDERUNG – BEEINFLUSSUNG DES DENKENS UND HANDELNS

Persönlichkeitsentwicklung und Vertiefung des politischen Bewusstseins gehören zur Lebensphase Studium bzw. Promotion ebenso dazu, wie es von Seiten der Stiftung angestrebt wird – und auch die Befragten hatten Erwartungen in dieser Hinsicht. Einschätzungen der StipendiatInnen zu solchen Effekten der Ideellen Förderung sind in der folgenden Übersicht zusammengefasst (Abb. 64).

Dem Statement, sich durch die Angebote ideeller Förderung neue Themenfelder erschlossen zu haben, stimmen fast 14 Prozent der Befragten zu, weitere gut 48 Prozent meinen «eher schon». Skeptischer in Be-

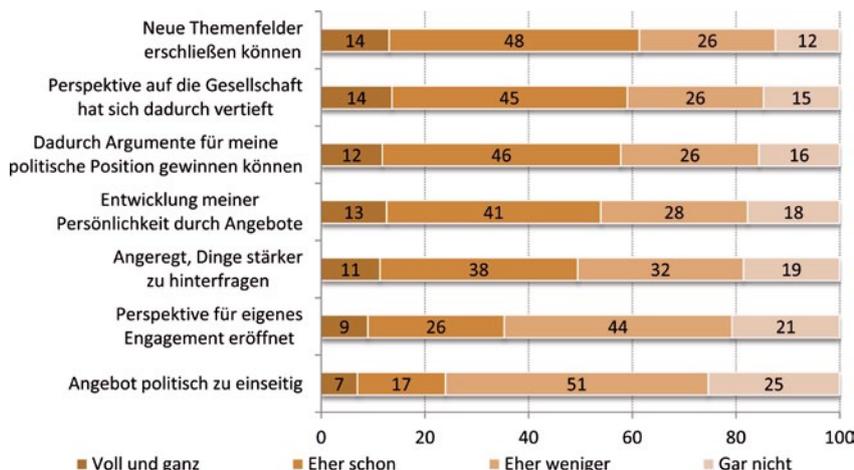


Abb. 64: Beeinflussung eigenen Denkens und Handelns durch die ideelle Förderung (in %)

zug auf diesen Transfer zeigen sich gut 26 Prozent und mehr als 12 Prozent vermögen diesbezüglich gar keinen Einfluss wahrzunehmen. Nahezu identische Werte werden in Bezug auf die Beeinflussung der individuellen Perspektive auf die Gesellschaft vergeben: 14 Prozent sehen hier den Einfluss der ideellen Förderung, weitere gut 45 Prozent eher schon. Gute 26 Prozent lehnen ein entsprechendes Statement eher ab und knapp 15 Prozent halten es für falsch. Durch die Instrumente der ideellen Förderung Argumente für die eigene politische Position gewonnen zu haben, würden fast 12 voll und ganz sowie weitere 46 Prozent eher schon unterschreiben können. Negativer (eher weniger) bilanzieren gut 26 Prozent, und fast 16 Prozent verneinen einen solchen Einfluss. Die eigene Persönlichkeit u. a. auch durch die Angebote entwickelt zu haben, resümieren in einem starken Sinn fast 13 Prozent, weitere gut 41 Prozent geben «eher schon» an und bilanzieren damit etwas vorsichtiger. Die schwach negative Einschätzung «eher weniger» teilen gut 28 Prozent der Befragten, fast 18 Prozent zeigen sich frei von Beeinflussungen hinsichtlich der eigenen Persönlichkeitsentwicklung. VollstipendiatInnen sehen sich am stärksten beeinflusst, gefolgt von ideell Geförderten und den TeilstipendiatInnen.

Dass die ideelle Förderung anregt, Dinge stärker zu hinterfragen, meinen 11 Prozent aller Befragten voll und ganz bzw. 38 Prozent eher schon; vice versa können das 32 Prozent weniger eindeutig sagen und für fast 19 Prozent stimmt es gar nicht (Abb. 64). Unterschiede zeigen sich zwischen während der Förderphase und/oder danach parteipolitisch Engagierten und ihrer diesbezüglich inaktiven Vergleichsgruppe: Zwei Fünftel der Ersteren fühlen sich weniger stark beeinflusst in der Hinterfragung der Dinge. Das allerdings unterscheidet sich signifikant auch zwischen Studien- und PromotionsstipendiatInnen: Letztere zeigen sich in der Regel kritischer als StudienstipendiatInnen. In dichotomisierter Betrachtung (gar nicht/eher weniger vs. eher schon/voll und ganz) erweist sich, dass fast

46 Prozent der ehemaligen StudienstipendiatInnen, aber mehr als 62 Prozent der ehemaligen PromotionsstipendiatInnen hinsichtlich des Aspekts der vermehrten Hinterfragung zur skeptischen Selbsteinschätzung neigen, wenig angeregt worden zu sein.

Zurück zum Gesamtsample (Abb. 64): Dem Statement «Die ideale Förderung hat mir eine Perspektive für eigenes Engagement eröffnet» stimmen neun Prozent voll und ganz zu, gute 26 Prozent eher schon; eher abgelehnt wird sie von 44 Prozent der Befragten und fast 21 Prozent können gar nicht zustimmen. Für diejenigen, die während der Förderung Kinder zu betreuen hatten, ist ein solcher Effekt signifikant weniger spürbar – ebenso wie für diejenigen, die in der Förderphase und/oder danach parteipolitisch nicht engagiert waren. Dass das Angebot an ideellen Fördermaßnahmen politisch zu einseitig sei (Abb. 64), empfinden nur knappe sieben Prozent, weitere 17 Prozent neigen dieser Perspektive noch eher zu; die große Mehrheit von 51 Prozent sieht Einseitigkeit aber eher weniger bzw. 25 Prozent als gar nicht gegeben an.

Insgesamt wird hinter diesen Daten das Bild einer weitgehend ideologisch offenen ideellen Förderung erkennbar, die den Ehemaligen in nicht geringem Umfang neue Perspektiven auf Politik und Gesellschaft nahebrachte und neue Felder eröffnete, ihre politische Positionierung fundierte und die Persönlichkeitsentwicklung beförderte. Geringfügig abfallend werden die stärkere Durchdringung von Sachverhalten und insbesondere die Perspektivenöffnung hinsichtlich individuellen Engagements gewertet – in diesen Fragen ist die ideale Förderung etwas weniger erfolgreich. Dass in vielen Fällen mehr als die Hälfte der Befragten die einzelnen Instrumente mehr oder weniger positiv bewertet, zeugt von einer relativ passgerechten Angebotsstruktur. Im Hinblick auf die Bildungsaффinität ist auffällig, dass bezüglich der Aspekte «Bereicherung», «stärkere Hinterfragung» und dem «Erschließen neuer Themenfelder» insbesondere Befragte aus Haushalten, in denen nur ein Elternteil einen Hochschulabschluss hat, die ideale Förderung positiver bilanzieren. Aus nicht-akademischen Milieus entstammenden Befragten geht dies vermutlich in ihrem generell positiveren Bild etwas unter, während diejenigen aus einem Elternhaus mit Hochschulabschluss von Vater und Mutter weniger beeinflusst worden sind – bzw. ihre den Zielen der ideellen Förderung entsprechende Beeinflussung schon im Elternhaus eingesetzt hat.

Die qualitativen Interviews verweisen darauf, dass bezüglich der Einschätzung der Veranstaltungen im Rahmen der ideellen Förderung eigene, subjektive Qualitätsmaßstäbe angelegt werden, die nicht immer als erfüllt bilanziert werden. Zum Beispiel wird in einer Gruppendiskussion ausgeführt:

«Also ähm- also ich war zum Beispiel bei bei einer Veranstaltung da, wo es darum wie man ein Buch veröffentlicht. Aber ich habe bei dem eher so- bin halt ebenso vor dem Hintergrund hingegangen: Ja, wie es halt so mit wissenschaftlichen Schriften geht.

Und äh- dann war es aber von Anfang an direkt klar: Ja, genau darum geht es nicht! Und das war auch jemand, der, glaub ich, so kommunalpolitisch irgendwie aktiv ist, der das gemacht hat (.) Und ähm- der hat einfach-einfach diese Books on demand oder Print on demand, wo man das auch online halt eben machen kann. Wo halt eben, glaub ich, je nach Nachfrage äh gedruckt wird, ja. Und der hat das halt eben erklärt, wo ich gedacht habe: Ja gut, aber die Homepage von dem Ganzen ist ja jetzt selbsterklärend. Also ich mein, die kann ich auch lesen und äh- das ist ->

Es ist zu überlegen, wie der Katalog der Veranstaltungen so zusammengestellt werden kann, dass Angebot und Erwartung zusammenfallen – möglicherweise sind intensivere Beschreibungen seitens der Anbieter schon ein hilfreicher Schritt oder auch klare Adressierung des Teilnehmerkreises.

Neben enttäuschten Erwartungen ist auch der soziale Umgang miteinander ein Feld, das gerahmt werden muss. Darauf verweisen die folgenden Sequenzen aus einer Gruppendiskussion:

«Ich glaube, man lernt immer Leute kennen, die man auch unsympathisch findet und deren- deren Meinung man einfach auch nicht trägt. Also das ähm- glaube ich, muss man einfach- Das lernt man relativ schnell, dass das auch in der Stiftung so ist und dass man dann nicht mit jedem irgendwie befreundet sein möchte. Aber ich habe auch bei mir selber die Erfahrung gemacht, dass ich ähm- eher bereit bin dann mit so Leuten, von denen ich weiß, da gibt es einen krassen politischen Dissens auch, die die kann ich eher in der Stiftung akzeptieren, als wenn man dann ab und zu mal so 2, 3 Leute trifft, von denen man genau weiß, die sind da nur so reingerutscht, die haben überhaupt gar keine politische Einstellung. (*alle lachen*) Die trifft man ja auch immer wieder. Die dann über irgendwelche anderen herziehen. Und da hatte ich dann viel eher so diesen Reflex: So, was willst du denn überhaupt hier? Also bei wenn da irgendwie so- Stalinos oder sonst irgendwie auch teilweise gekommen sind, dann denkt man halt so: Ja ok, mit dir will ich jetzt nichts zu tun haben. Aber man muss sich ja auch nicht begegnen und man muss ja auch nicht diese Auseinandersetzung führen.»

Ein anderer Teilnehmer schildert eine konkrete Situation aus einem Workshop:

«Und der wurde halt eben- also ich meine, ich konnte die Argumentation schon irgendwie nachvollziehen und äh- es kam auch teils, so wie er es rüber gebracht hat, so ein bisschen so so rüber. Aber der wurde halt eben echt derart dort äh- runter gerissen. Also ich mein, das war halt eben kein Sozial- oder Kulturwissenschaftler oder aus einem politikwissenschaftlichen Bereich, wo man das halt eben entsprechend auch oder die Möglichkeit hätte, solche Strukturen auch entsprechend theoretisch zu reflektieren ähm- das war halt eben ein Ingenieurwissenschaftler und äh- Ja, man hätte das halt eben, denke ich, ein bisschen sensibler äh angehen können. Also ich konnte die Kritik zwar nachvollziehen, würde die auch irgendwo teilen. Äh-

hab halt gedacht: War die Art und Weise jetzt ok? Also das ist jetzt das einzige Mal, wo mir echt aufgefallen ist, was mit so Diskussionskultur, wo ich es halt eben echt heftig fand so. Und ähm- ansonsten ist es mir jetzt halt eben nur mal so übern Verteiler äh aufgefallen, wo die eben echt so mit dieser Antideutsch-Antiimp-Geschichte, die manchmal ziemlich äh- heftig abgeht, wie ich finde. Naja aber es sind vermutlich- ich weiß nicht, ob das generell bei solchen Reizthemen äh der Fall ist, dass es ziemlich abgeht oder vielleicht kommt es auch wirklich, wie du sagst, auf die Gruppenkultur an und Diskussionskompetenz >lacht< die vielleicht Einzelne mitbringen.»

Ob in diesem Falle die StudienwerksvertreterInnen gefragt sind oder die StipendiatInnen selbst dafür Sorge tragen sollten, dass unterschiedliche (un-)politische Einstellungen miteinander kommunizieren können bzw. sich mit Achtung begegnen, oder ob das dem Selbstlauf der Gruppenbildung überlassen wird, ist an dieser Stelle nicht zu entscheiden. Die Situation wird – bei der im Zitat angedeuteten Toleranz – nur dann zum Problem, wenn sie manifeste Störungen der Atmosphäre hervorrufen würde. Dass wiederum scheint eher in Einzelfällen (wenn auch, wie bzgl. der Antideutschen-Debatten, durchaus längerfristig) vorzukommen, als dass es ein manifestes Problem der ideellen Förderung wäre. Zu überlegen wäre, ob ein diesbezüglicher «Ethik-Kodex» gemeinsam zu erarbeiten wäre, der zivilisierte Umgangsformen definiert.

6.5 IDEELLE FÖRDERUNG – GESAMTBILANZ DER STIPENDIATINNEN

Wie bereits vorstehend beschrieben, wird die ideelle Förderung als Ansatz wie in der Bewertung einzelner Bausteine weitgehend positiv beschrieben. Es gibt aber auch die Aus- und Abwahl einzelner Formate und Inhalte, je nach Gusto, wie exemplarisch ein/e Gruppendiskussionsteilnehmer/in formuliert:

«Also das, was mir unmittelbar für die Dissertation helfen konnte, habe ich- da wo ich es brauchte, genommen (.) Das fand ich auch gut. Aber alles, was so politisch war- das hat mich überfordert.»

Ein/e andere/r Teilnehmer/in der gleichen Gruppendiskussion schildert Probleme, für das eigene Thema Anknüpfungen bei anderen StipendiatInnen zu finden – was Einzelne wiederum auf sich selbst zurückwirft:

«Also was direkt für mein Studiengang war, also ich hab- [...] ähm da war kein Anknüpfungspunkt irgendwie gegeben und ähm- auch wenn ich sozusagen thematisch viel mit dem Stadtumbau irgendwie zu tun gehabt habe, wo es eigentlich auch ein bisschen greift in so eine Thematik mit Demografischem Wandel et cetera- ähm wo ich dachte: Vielleicht gibt es dann irgendwie ne- ja, ein paar Soziologen, die vielleicht da auch Interesse daran haben, dass man vielleicht darüber einen Austausch hat. Habe ich nicht gefunden. Das fand ich ein bisschen schade. Also wo ich dann wirklich so einzeln für mich dann war und ähm- ich auch nicht das

Gefühl hatte, dass ich einen Anknüpfungspunkt finde. Also vor allem dieses Gefühl auch nicht habe dafür. Das find ich ein bisschen schade. Also wirklich eher, ich sag mal so, Art fremde Sachen, die man irgendwie nehmen kann, als Exkursion et cetera. Aber so ähm- Studienspezifisch eher nicht. Das finde ich ein bisschen schade.»

Beide Perspektiven sprechen dafür, die derzeitige Struktur von Veranstaltungen (z. B. Regionaltreffen) zu überdenken, Bedarfe zunächst möglichst breit zu erfassen und entsprechende Angebote modular zu strukturieren (z. B. mit parallelen oder zeitlich versetzten Panels). Damit kann freilich der Effekt verbunden sein, dass nach Wissenschaftsgebieten getrennte Teilnehmer erreicht werden und es weniger als bisher zu übergreifendem Austausch kommt. Ist das nicht möglich, sollte darauf hingewiesen werden, dass die Stiftung kaum für studienspezifische Vernetzung und Debatte sorgen kann – dies würde enttäuschte Erwartungen mindern und nachhaltig an der Neugier anknüpfen, die StipendiatsnovizInnen aufbringen. Dazu finden sich in einer Gruppendiskussion die folgende Ausführung:

«Ich fand dann am Anfang- diese ideelle Förderung fand ich total spannend auch und hab mir das auch immer alles durchgelesen. Und habe dann aber schnell festgestellt, zum Einen, dass halt wirklich alles in Berlin stattfand, früher noch viel mehr als jetzt. Und das war ganz am Anfang vom Studium war das auch nicht so- also nicht so schlimm, da war auch- da konnte man mal nach Berlin fahren. Aber gerade gegen Ende ging das dann halt auch nicht mehr. Das war einfach viel zu zeitaufwendig. Und ich habe dann auch so ein paar Seminare durchprobiert, die da angeboten wurden und es waren, glaube ich, auch ein paar spannende dabei. Aber es waren aber auch Viele dabei, wo ich mir dann im Nachhinein gedacht habe: War es das jetzt Wert den langen Weg nach Berlin zu fahren?»

In diesem Beispiel wird die situative Balancearbeit spürbar, die immer schwieriger wird, je weiter man im Studium bzw. mit der Promotion vorangeschritten ist. Teilzunehmen oder nicht teilzunehmen ist von vielen Faktoren abhängig: Anfahrt, Belastung durch Studium, andere Aktivitäten und/oder Verpflichtungen. Hinzu kommt: Die Berlin-Zentrierung ist eine durchgängige Kritik derer, die nicht an diesem Standort oder in seiner Nähe studieren. Das belastet insbesondere, wenn solcher Aufwand mehrmals betrieben werden muss. Dennoch wird wenig später auf Interviewernachfrage von der gleichen Person bilanziert:

«I: Äh dass du- dass du eben vor lauter Pflichtveranstaltungen und Programm eben gar nicht mehr zum richtigen Arbeiten kommst. Ich weiß nicht- habt ihr da auch irgendwie ähnliche Erfahrungen gemacht oder würdet ihr sagen: Das ist übertrieben?»

Also ich empfinde das gerade- mh, wo du das so erzählst, ein bisschen übertrieben. Ich meine, das ist die Einführungsveranstaltung, es ist die Ferienakademie und ein DoktorandInnenseminar und mindestens einmal im Regionaltreffen. Das heißt es beschränkt sich

auf 3, 4 Tage pro Jahr. Also da hat man schon noch Zeit nebenher >lacht< an seiner Doktorarbeit- Das ist halt- das ist halt ein Termin. Also bei mir ist das oft so. Es ist dann so ein Termin. Man weiß, dass es den halt irgendwie gibt und es stört einen halt manchmal, wenn man halt weiß- so. Aber es ist (.) Also ich weiß es nicht genau. Ich hab das Gefühl, gerade wenn ich das vergleiche mit Bekannten von mir, die bei der Studienstiftung ein Promotionsstipendium haben oder woanders, ähm- glaube ich, ist das schon relativ locker.»

Der Umfang der ideellen Förderung wird hier als hinnehmbare Größe resümiert, insbesondere vor dem Hintergrund des Wissens um die Procedere anderer Stiftungen. Andere Befragte äußern diesbezüglich deutlichere Kritik, zumeist aber verbunden mit unerfüllten Erwartungen (s. u.).

Dass bei aller vorgebrachten Kritik zum Zeitpunkt der Befragung die ideelle Förderung bei den Ehemaligen ein durchaus positives Image besitzt, zeigen die folgenden Daten:

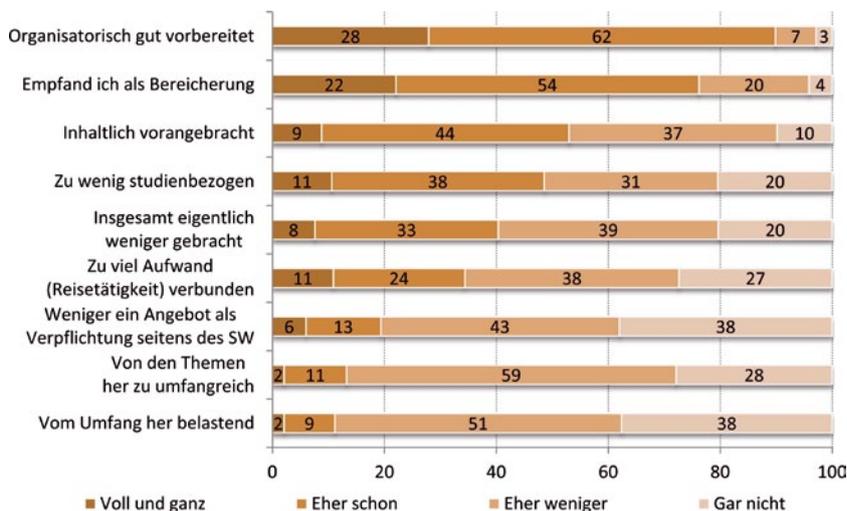


Abb. 65: Bilanz ideeller Förderung (in %)

Organisatorisch gut vorbereitet zu sein, attestieren knapp 28 Prozent der Befragten den seitens des Studienwerks durchgeführten bzw. ausgeschriebenen ideellen Förderinstrumenten voll und ganz, weitere 62 Prozent sehen dies eher als schon gegeben an. Es gibt nur wenige KritikerInnen der Vorbereitung: lediglich gute sieben Prozent sehen gute Vorbereitung eher nicht, fast 3 Prozent gar nicht. Der bilanzierenden Aussage, die ideelle Förderung als Bereicherung empfunden zu haben, können gut 22 Prozent voll und ganz sowie weitere gut 54 Prozent noch eher zustimmen. KritikerInnen sind wiederum in der Minderheit: Nahezu 20 Prozent können dem Statement eher weniger zustimmen, weitere gut 4 Prozent gar nicht. Inhaltlich durch die Förderinstrumente vorangekommen zu sein attestieren fast neun Prozent voll und ganz, weitere gut 44 Prozent eher; über 37 Prozent können dies aber eher bzw. fast weitere 10 Prozent gar nicht erkennen. Ehemalige TeilstipendiatInnen urteilen deutlich kritischer

als ideell Geförderte und VollstipendiatInnen. Zudem unterscheiden sich die Befragten nach der Bildungsfinität ihrer Elternhäuser: am kritischsten sind diejenigen mit einem akademischen Elternteil, am positivsten urteilen jene, deren Eltern keinen akademischen Abschluss besitzen.

Eine weithin geteilte Kritik ist die des mangelnden Studienbezugs, mit dem individuelle Erwartungen verbunden sind (Abb. 65): Diesbezüglich empfinden annähernd 11 Prozent eine Distanz, und weitere 38 Prozent sehen dies schon eher als gegeben an; die anders bilanzierende Gruppe ist ähnlich groß: 31 Prozent sehen den Kritikpunkt eher weniger, gute 20 Prozent gar nicht. Das unterliegt jedoch signifikanten Unterschieden zwischen Studien- und PromotionsstipendiatInnen: Dichotomisiert man wiederum die positiven und negativen Statements (gar nicht/eher weniger vs. eher schon/voll und ganz), äußern gut 55 Prozent der ehemaligen StudienstipendiatInnen Kritik, aber nur 33 Prozent der PromotionsstipendiatInnen.

Die Grundsatzkritik, dass die ideelle Förderung insgesamt an den Bedürfnissen vorbeigehe und demzufolge wenig gebracht habe (Abb. 65), wird von nur knapp 8 Prozent in harter Form vorgebracht, knapp 33 Prozent würden dem schon eher zustimmen. Sich dieser Kritik anzuschließen vermögen vice versa allerdings gute 39 Prozent eher nicht sowie weitere gut 20 Prozent auf keinen Fall. Dass mit den Angeboten der ideellen Förderung auch eigener Aufwand wie Reisetätigkeit verbunden ist, bilanzieren einige Befragte als zu hohen

Aufwand: knapp 11 Prozent stimmen diesem Statement zu, weitere fast 24 Prozent sehen dies ebenfalls eher schon so. Dagegen vermögen das gute 38 Prozent eher nicht zu erkennen und weitere gut 27 Prozent gar nicht. Die Wahrnehmung eines hohen Aufwands differiert auch signifikant zwischen Promotions- bzw. StudienstipendiatInnen: Nur gut 21 Prozent der Promotions-, aber 40 Prozent der StudienstipendiatInnen äußern diese Kritik. Auch diejenigen aus Elternhäusern ohne akademischen Abschluss kritisieren heftiger als jene, deren Vater oder Mutter rsp. beide Elternteile einen Hochschulabschluss vorweisen können.

Dem Vorwurf, dass es sich bei den Veranstaltungen eher um eine Pflicht denn um eine freiwillige Gelegenheit handele (Abb. 65), schließen sich nur sechs Prozent des Gesamtamples voll und ganz an, weitere gut 13 Prozent sehen dies als eher schon gegeben an. Eher weniger empfinden das gut 38 Prozent und für weitere gut 27 Prozent stimmt die Aussage gar nicht. Das die Bandbreite der Themen zu umfangreich ausfällt, unterstreichen nur gut zwei Prozent voll und ganz, während

gute 11 Prozent dem allenfalls noch eher zustimmen können – für die ganz überwiegende Anzahl der Befragten stimmt die Aussage eher weniger (fast 59 Prozent) bzw. gar nicht (fast 28 Prozent). Während und/oder nach der Förderphase parteipolitisch Engagierte zeigen sich auf niedrigem Niveau allerdings kritischer als die Vergleichsgruppe der parteipolitisch Inaktiven (ohne Abb.). Ganz ähnliche Verteilungen bestehen im Gesamtsample hinsichtlich der Meinung, dass die Veranstaltungen vom Umfang her belastend seien (Abb. 65) – dem können gänzlich nur gute zwei Prozent und schon eher nur neun Prozent zustimmen. Für mehr als 51 Prozent stimmt diese Aussage eher nicht und fast 38 Prozent lehnen sie rundweg ab.

Wiederum wurde zu den voranstehenden Items eine Faktorenanalyse durchgeführt, um dimensionale Skalierungen zu ermitteln. Deren Ergebnis fasst Tabelle 5 (nächste Seite) zusammen.

Es ergeben sich bei Ausschluss der drei genannten Items zwei Faktoren: Der Faktor 1 umfasst die Items «inhaltlich vorangebracht worden», «als Bereicherung empfunden» sowie «hat eigentlich weniger gebracht» (statistisch mit negativem Vorzeichen aufgenommen; d. h. der hier abgedruckte Sinngehalt der Aussage ist umzukehren); er lässt sich als Orientierung auf Inhaltliche Bereicherung durch die ideelle Förderung fassen; der zweite Faktor bündelt die Belastungsaspekte «Umfang des Angebots belastend», «mit zu viel Aufwand (Reisetätigkeit) verbunden» und «thematisch zu umfangreich».

Bilanz ideeller Förderung	Faktor 1	Faktor 2
Inhaltlich vorangebracht	,881	
Empfand ich als Bereicherung	,846	
Insgesamt eigentlich weniger gebracht	,781	
Vom Umfang her belastend		,788
Zu viel Aufwand (Reisetätigkeit) verbunden		,709
Zu wenig studienbezogen		,679

KMO: .648; Bartlett-Test auf Sphärität ist höchstsignifikant
 Ohne «Bilanz – weniger Angebot als Verpflichtung», «Bilanz – zu wenig studienbezogen» und «Bilanz – organisatorisch gut vorbereitet» (uneindeutige Ladungen, inhaltliche Passung)
 – Erklärungskraft der Faktoren und Reliabilität α :
 · Faktor 1: 35 % Varianzaufklärung, Cronbachs $\alpha = .63$
 · Faktor 2: 27 % Varianzaufklärung, Cronbachs $\alpha = .53$

Tab. 5: Faktorenanalyse Bilanz ideeller Förderung

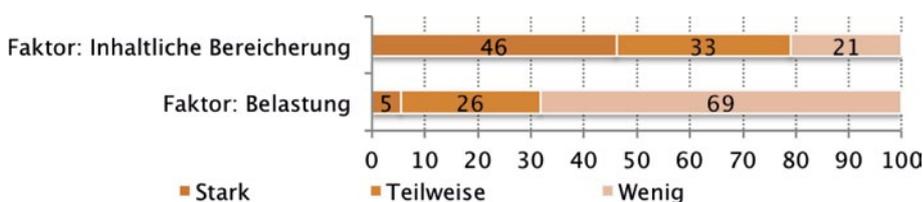


Abb. 66: Verteilung der Faktoren zur Bilanz der ideellen Förderung (in %)

Betrachtet man die Häufigkeitsverteilung der genannten Faktoren, so zeigt sich hinsichtlich des Faktors Inhaltliche Bereicherung, dass über 46 Prozent einen starken Einfluss bereichernder Veranstaltungen der ideellen Förderung bilanzieren, 33 Prozent zu einem etwas differenzierterem Bild mit teilweiser Bereicherung gelangen und nur 21 Prozent in der ideellen Förderung keinen individuellen Gewinn erkennen können. Im Hinblick auf die Belastungen zeigen sich folgende Werte: Gut 5 Prozent kritisieren implizit die mit der ideellen Förderung verbundenen Belastungspotenziale hinsichtlich Umfang und Reiseaufwand. Gut 26 Prozent sehen solche Belastungen zumindest als teilweise gegeben an, aber für mehr als zwei Drittel (fast 69 Prozent) spielen solche Ansichten keine Rolle.

Zu dem (komplementären) Problemfeld Belastung – Bereicherung finden sich auch in den Gruppeninterviews eine Reihe von Aussagen wieder. Nachfolgend wird exemplarisch eine thematisch variierende Auswahl typischer Statements wiedergegeben, um den LeserInnen die häufig ambivalenten Perspektiven auf die Thematik zu veranschaulichen.

Ein/e Teilnehmer/in einer Gruppendiskussion führt zur Problematik des Ausbalancierens verschiedener Lebensbereiche einschließlich der ideellen Förderung aus:

«Ich glaube, bei mir war immer die Schwierigkeit während der ganzen Förderzeit und das ist es jetzt auch wieder, das so auszubalancieren zwischen Studium, teilweise halt noch Arbeiten gehen, während dem Studium, ähm dem Politikram, den man eh macht, der Stiftung und dann irgendwie noch Freunde und Freizeit. Das war immer so ein bisschen: Wie viel Raum gebe ich jetzt was davon? Und ähm die Ferienakademie war, als sie noch nicht Zwang war (*lacht*), war jetzt nicht so irgendwie der Teil davon, von dem ich jetzt gedacht habe: Ich fahr da jetzt eine Woche hin und ähnehm mir jetzt die Zeit dafür. Dafür fand ich das zu unattraktiv. Jetzt diesen Sommer muss ich da irgendwie hinfahren (*lacht*) Ähm- bin ich mal gespannt. Also das empfinde ich aber als Pflicht und als- also ich freue mich da nicht drauf, sondern das ist- Ich weiß, ich muss mir irgendwie vorher und danach hab ich total viel Arbeit, um mir diese ganze Woche irgendwie frei zu schaufeln und ähm-»

Balance zu halten erscheint so als situative Leistung und wird an der inhaltlichen Attraktivität des Angebots ausgelotet.

Das Ausloten geschieht angesichts ausgelasteter Zeitbudgets meist in Konkurrenz zu anderen Aktivitäten (auch jenseits der Stiftung), wie die nachfolgende Gruppendiskussionssequenz aufzeigt:

«L1: Ich glaube vielleicht noch nicht mal, dass ich soweit gehen würde, zusagen: Die interessiert es nicht»
 «L2: /Nee, war überspitzt-»

«L1: /Also wenn man sich anguckt, wer gefördert wird. Das sind wirklich ausschließlich Leute, die sehr sehr aktiv sind in anderen Dingen- ähm, also es wird niemand gefördert, der kein- im hohen Maße gesellschaftliches Engagement in irgendeiner Form sozusagen macht, sei es im studentische Selbstverwaltung, Vereine, Verbände, Partei ähm- irgendwelche Initiativen, so. Daneben hat man noch das Studium, so. Und ich kann das wirklich nachvollziehen, dass ein relativ großer Teil sagt: Ok ich nehme nur bestimmte Angebote wahr, weil ich das Andere gar nicht schaffe.»

Eine möglicherweise entstehende Überforderung, Angebote der ideellen Förderung wahrzunehmen, ist aber nicht allein ein Problem des objektiven Zeitmangels, sondern kann auch an der Angebotsstruktur und an persönlichen Dispositionen liegen, wie das folgende Beispiel aus einer Gruppendiskussion zeigt:

«Das ist ja auch ein- also für mich war die Fülle ein Problem. Ich habe da keinen Überblick gekriegt. Und auf der anderen Seite aber auch – nix gefunden, wo ich sag: Oh ja, da muss ich jetzt dabei sein – Ich hab mich das war für mich auch immer so ein latenter Druck, weil ich eben nicht so die Ressourcen hatte. Äh ich habe immer so das Gefühl- immer ein schlechtes Gewissen gehabt: Scheiße jetzt kannste da schon wieder nicht. Jetzt machst du das schon wieder nicht und (aahr Mist). Also ich habe das eher als Druck erlebt – ist aber eher vielleicht äh meine Konstitution mit sowas umzugehen. Das liegt jetzt nicht (*lacht*) an der Stiftung.»

Nicht nur der schiere Umfang des Angebots erweist sich unter Umständen als problematisch – auch normative Anforderungen seitens der Veranstalter an eine aktive Teilnahme können belastend auf die Teilnehmenden wirken. Exemplarisch hierfür berichtet ein/e Gruppendiskussionsteilnehmer/in:

«M1: Ich entsinne mich nur- Also ich hatte damals, glaube ich, auch so einen internationalen Workshop mitgemacht, ich glaube in X-Ort. Alles war aber verknüpft damit, dass ich entweder gleich Referent, das, das, das, das machen sollte»

«M2: //(*lacht*)»

«M1: /und das hat mich echt angekotzt. Also ich wollte sozusagen das ganz gern irgendwie wahrnehmen, weil es interessante Themen waren, die da behandelt worden sind. Ich aber sozusagen mich mal ausnehmen wollte davon. Ich wollte mich ausnehmen sozusagen selbst so eine große Vorbereitungschose abzuliefern und eben einfach auch Teilnehmer sein. Und das war aber so was, wie: Nee, mach nicht- und dann schreibst du da nochmal irgendwie so einen Sachbericht noch über drei Seiten, wo ich denke: Ja prima! Also dieses Ideelle, ist dann nicht mehr ideell in dem Sinne, sondern das ist da zielgerichtet für die Stiftung oder beziehungsweise für das Studienwerk und das war dann- find ich in diesem Falle nicht nicht gut, um es mal lieb auszudrücken.»

Das kann sich zu einer eher negativen Perspektive verdichten, wenn dahinter ein Eigeninteresse der Stiftung vermutet wird – und nicht, wie von dieser intendiert, ein Angebot. Der Stress im Studium wird unter

Umständen durch als zusätzliche Belastung erfahrene Aufgaben intensiviert. Sich auf die bequeme Position eines Teilnehmers zurückzuziehen, war in den Augen des Interviewten nicht möglich. Auch diesbezüglich wäre sicher eine Debatte um Reziprozität zu führen, die eventuell mit dem Stand des Studien- bzw. Promotionsverlaufs abzugleichen wäre.

Das kann auch zu grundsätzlichen Überlegungen zur Sinnhaftigkeit des Programms bzw. der Organisation führen. Exemplarisch hierfür wird in einem Einzelinterview ausgeführt:

«Äh und das was ich wahrgenommen habe- jetzt in den in den letzten Jahren auch über den Verteiler, den manchmal so bekommt- ist das Angebot deutlich breiter geworden. Das ist überhaupt gar keine Frage. Ähm (.) kommt auch dem viel näher, was man sich als politische Bildung im im ureigensten Sinne vorstellt (.) Bleibt meine- mein Zweifel oder mein leises Unbehagen, ob das (.) den Stellenwert haben soll in der Förderung, den es meines Erachtens im Moment hat, weil ich sagen würde: Worum es doch in allererster Linie geht ist, den Leuten ein intensives Studium und eine intensive Promotion zu ermöglichen und die nicht aus der- vom sozusagen aus der Bibliothek abzuhalten. Also das heißt, ich würde sagen, wenn eine Stiftung- sozusagen perspektivisch nachhaltig ähm- aufbauen will, also eine neue Art- also sozusagen die zukünftige Generation beeinflussen will, dann macht sie das besser, indem sie die in die Bibliothek schickt, ähm anstatt ähm sie auf Workshops rum- äh sozusagen diskutieren lässt. Aber ich weiß, das ist eine ausgesprochen umstrittene Position, aber- ähm und ich glaube auch, dass ehrlich gesagt, wenn man denn (.) eben nicht nur das rein akademische Lernen befördern will ähm gäbe es ja auch die Möglichkeit, viel stärker in Kooperation mit den Universitäten Workshops abzuhalten. Und ich glaube, es macht einen großen Unterschied ob- ähm jemand an mich, wenn ich jetzt Lehrende bin, wenn die Stiftung an mich ran treten würde und sagen würde: Sie sind hier bei einem Institut, was Globalisierung erforscht. Sie haben Studenten, den sie eh erzählen. Könnte man nicht da mal einen Workshop machen, der auch für unsere Stipendiaten offen ist. Wäre erstens, glaube ich, die Bereitschaft da und zweitens würde man da eben eine- ne Verbindung hinkriegen zwischen äh rein akademische Debatte und politischem Nachdenken, aber eben angesiedelt (.) in der Hoheit, der sozusagen der der Universitäten. Und das schadet so- so manchen Diskussionen, glaube ich, nicht unbedingt.»

Die angesprochene Perspektive einer stärkeren Verschränkung von Wissenschaft und ideeller Förderung will Zusatzbelastungen vermeiden und professionsbezogen zielgerichtete Weiterbildungen ermöglichen – sprich also ganz im Sinne der bisher angeführten Zitate auch anderer Abschnitte. Das wäre in der Tat für die Zukunft zu überlegen, soweit sich eine kritische Masse an geeigneten Unterstützern in den Hochschulen finden lässt. Zuvor ist dies aber sicher auch in Einzelveranstaltungen bereits denkbar.

7 ENGAGEMENT IN GESELLSCHAFT UND STIFTUNG

Sich gesellschaftspolitisch zu engagieren, erfordert auch während Studium und Promotion hinreichende Freiräume und Chancen. Diesbezüglich gibt das folgende Zitat aus einem Einzelinterview mit einer/-m Promotionsstipendiatin/-en die dilemmatische Lage von ehemals Geförderten gut wieder und zeichnet damit einführend eine grundlegende Position um Themenkomplex des Engagements in Gesellschaft und Stiftung:

«Das Schöne war eigentlich dieses selber in der Stiftung Politik machen können und zwar Bildungs- und Wissenschaftspolitik (.). Während der Promotion habe ich das, bis auf wirklich ganz wenige Ausnahmen, außer- aus dem Blick verloren- oder de facto beendet, was viel damit zu tun hat, dass (.). ich (.). in der Promotion und von Anfang an sehr stark hier an der Uni mit eingebunden war in dieses Institut, in dem ich jetzt schon bin. Und wie ich finde zu Recht mein Professor, also mein Betreuer von Anfang an gesagt hat: Ich möchte, dass sie das akademische Leben kennenlernen. Ich möchte, dass sie auf Konferenzen fahren. Ich möchte, dass sie ähm- mit in der Editionspraxis mit drin sind. Ähm sie sollen zu allererst mal Wissenschaftlerin werden und nicht sozusagen- im- im politischen Feld- ähm da viel Zeit auch für Dinge verwenden, die, wenn sie denn versuchen wollen eine Wissenschaftlerin oder eine Aka- also Wissenschaftlerin zu werden oder eine akademische Karriere, ihnen am Ende relativ wenig nützt. Äh- das- hätte die Stiftung nie wissen dürfen, als sie mir das Promotionsstipendium gegeben hat. Äh- ich halte es nach wie vor für einen- das ist mir auch bei dem Fragebogen aufgefallen- für einen Punkt, der, glaube ich, im Denken der Stiftung überhaupt nicht präsent ist. Das ähm- die denken ganz stark von ähm: Wir wollen politisch aktive (.). jetzt mal scharf formuliert, Mitglieder für die Partei oder für die Stiftung oder allgemein gesellschaftlich engagierte Leute ähm fördern. Dass ähm aber Wissenschaftspolitik und äh und eine neue Form, der sozusagen Gesellschaftsanalyse auch innerhalb der Universitäten entstehen muss, das haben die überhaupt nicht auf dem Schirm. Und ich habe- in regelmäßigen Abständen treffe ich mit einem guten Freund, der jetzt im- für die SP- PD- ähm PDS im Landtag- ähm und frage: Wann fängt eigentlich mal die PDS- oder PDS sag ich schon- ähm die Linke sozusagen- äh beziehungsweise die Luxemburg-Stiftung an, eine ordentliche Wissenschaftspolitik zu machen.»

Erklärtes Förderziel der Stiftung ist der Abschluss des Studiums bzw. der Promotion – insofern stehen sich (im Zitat kritisch bilanzierte) Ziele der Stiftung und Interessen der StipendiatInnen weniger stark gegenüber als im Zitat angesprochen. Vielmehr gibt die im Zitat *angenommene* Diskrepanz Anlass zu Überlegungen, ob diese Ziele insbesondere im Zusammenhang mit dem Verweis auf erwünschtes stiftungs- oder gesellschaftsbezogenes Engagement besser kommuni-

ziert werden können. Dass sie als widerstreitende Zielsetzungen wahrgenommen werden, dürfte jedenfalls nicht intendiert sein.

Das Spannungsfeld zwischen Studium einerseits sowie gesellschaftspolitischem Engagement und der Beteiligung an Angeboten des Studienwerks andererseits steht auch im Zentrum der folgenden Sequenz aus einer Gruppendiskussion:

«N1: Parallel dazu habe ich mich eben auch politisch engagiert, da aber eher in einer Partei. Und da war schlicht und ergreifend null Zeit um diese ganzen Angebote, die ich wohl wahrgenommen habe über Mails und so- (.). aber (.). Ich hatte weder die Zeit, noch die Kraft, da mich einzubringen. Und ich hatte aber auch nicht das Bedürfnis. Also es hat mir auch nicht gefehlt. Ich habe jetzt immer ein bisschen schlechtes Gewissen, dass ich da natürlich auch relativ wenig in die Stiftung zurückgegeben habe, aber- also auf meine Bedürfnisse war das nicht zugeschnitten. Auch die Seminare- also immer am Wochenende, das äh- also das hat halt mit meinem Lebensrhythmus überhaupt nicht zusammen gepasst.»

«N2: Wobei ich sagen muss, an den zentralen Geschichten hab ich jetzt auch wirklich weniger ähm teilgenommen, auch teilnehmen können, weil zum Einen das Studium war und zum Anderen ähm dafür, wofür ich ja auch gefordert- gefördert wurde, ein politisches Engagement, was natürlich auch sozusagen zeitaufwendig ist und oft genau auch an den Terminen stattfindet, wenn die Sachen in Berlin stattgefunden haben. Wobei das jetzt- ich dem Studienwerk da sozusagen keinen Vorwurf machen will: Ihr müsst das irgendwie besser terminieren. Weil das direkt in die Studienzeit jetzt sozusagen mitten in die Woche zu legen auch nicht gepasst hätte, also.»

«N3: Ähm, das sind ja letzten Endes auch immer die Schnittmengen, also wenn ich überlege, was jetzt mit einer Stiftung irgendwie angeboten wird, an irgendwelchen, keine Ahnung, Workshops, Seminare und so weiter, da wo ich auch denke: Nee, das passt auch alles nicht für mich, also ich fühl mich gar nicht angesprochen. Und ähm- ich glaube, dass diese Ausrichtung in der Stiftung schon recht speziell in irgendeine Richtung geht, sie aber sagen: Nee, wir machen ein breites Spektrum. Das ist so marginal ganz einfach und ist so speziell dann wieder, dass ich denke, das greift einfach nicht für mich. Und bestimmte Veranstaltungen, so was wie Regionaltreffen einmal im Jahr, also da schaffe ich es auch mal hin –»

Sich für etwas zu engagieren, muss demnach auf intrinsischer Motivation, auf eigenem Interesse gründen. Ist das nicht gegeben, kann auch ein noch so gutes Angebot wenig locken – zumal Engagement immer gegen andere Verpflichtungen (s. o.) abgewogen wird. Insofern stehen stiftungsbezogene und allgemeine gesellschaftspolitische Aktivitäten immer auch in Konkur-

renz zueinander und drängen die StipendiatInnen, sich für etwas zu entscheiden, ohne damit gegen das andere zu sein. Dass so ein rationaler Umgang mit Studium, Engagement und weiteren Aktivitäten möglich wird, sollte eher positiv aufgenommen werden – es verhindert nicht zuletzt einen burn-out-Effekt im engagierten Aktionismus.

Dass im Hinblick auf stipendiatische Aktivitäten weiterer Klärungsbedarf besteht, lässt sich auch aus der folgenden Sequenz aus einer Gruppendiskussion ableiten:

«Aber bei dem Engagement quasi, also bei dem stipendiatischen Engagement, da bin auch damals gar nicht reingekommen, weil ich die Strukturen damals nicht verstanden habe am Anfang und dann war es schon absehbar, jetzt brauchst dich auch nicht mehr engagieren für anderthalb Jahre und wenn du anfängst biste schon wieder raus. Das würde ich vielleicht jetzt auch anders machen, aber ich bin mir nicht mal sicher, weil es eben auch schwierig ist, gerade wenn man nicht zentral ist in Berlin, dieses Engagement, wenn ich das so von außen beurteile, kommt es mir sehr aufwändig vor. Dann die Fahrten zu haben.»

Der Zugang zu stipendiatischem Engagement – also der Selbstverwaltung als Ausdruck demokratischer Partizipation – scheint demnach nicht so selbstverständlich zu sein: Als Novize/Novizin verwirren neue Strukturen, danach drängt die Studienleistung, und für Engagement bleibt wenig Zeit. Stiftungsbezogenes Engagement ist nun aber jenes, das der Stiftung selbst am stärksten auffällt, während andere Bereiche weniger eindeutig zu bilanzieren sind.

Daher war es ein wichtiger Teilbereich der Befragung, die Entwicklung des gesellschaftlichen Engagements der Befragten zu unterschiedlichen Zeitpunkten ihres Lebens zu erfragen; genauer gesagt: vor, während und nach der Förderphase. Abbildung 67 stellt dies für vier politisch spezifische Arbeits- und Themenfelder dar. Auf einer siebstufigen Skala wurde nach der Selbsteinschätzung der Stärke des Engagements in den verschiedenen Bereichen gefragt. Die Angaben der Befragten lassen sich zueinander ins Verhältnis setzen, dies wird im Folgenden im Durchgang von links nach rechts unternommen.

Es kann kaum überraschen, dass das Engagement vor der Förderphase am wenigsten durch eine Aktivität bei der Rosa-Luxemburg-Stiftung geprägt war – schließlich ist diese nicht überall vertreten und die meisten Befragten dürften erst durch ihren Stipendienantrag in näheren Kontakt gekommen sein. Während und/oder nach der Förderphase parteipolitisch Engagierten ist ein solches Engagement eher möglich – räumliche Distanz wird hier offensichtlich durch die

Nähe zur Partei und den sich damit einstellenden Gelegenheiten überwunden. Während der Förderphase ist insgesamt ein deutlicher Zuwachs des Engagements im Kontext der Rosa-Luxemburg-Stiftung zu verzeichnen; relativ gesehen verdoppelt es sich nahezu – und wieder sind die parteipolitisch Aktiven stärker involviert. Nach der Förderphase nimmt es zwar wieder ab, bewegt sich aber aktuell auf einem höheren Niveau als vor der Förderphase; wiederum deutlicher bei den in der LINKEN Engagierten. Insofern ist davon auszugehen, dass nicht allein die materielle Förderung, sondern auch die ideelle Förderung und die Möglichkeiten der Rosa-Luxemburg-Stiftung zu einer beachtlichen Verstetigung des Engagements in deren Umfeld führen – gewissermaßen handelt es sich um eine Art Geschäft auf Gegenseitigkeit. Der Rückgang dürfte nicht zuletzt mit dem Eintritt in den Beruf und den daraus entstehenden Belastungen zusammenhängen. Wie lange sich der Verstetigungseffekt halten lässt, kann nicht abgeschätzt werden – gerade in dieser Hinsicht wird es auf eine aktive Alumni-Betreuung der Rosa-Luxemburg-Stiftung ankommen.

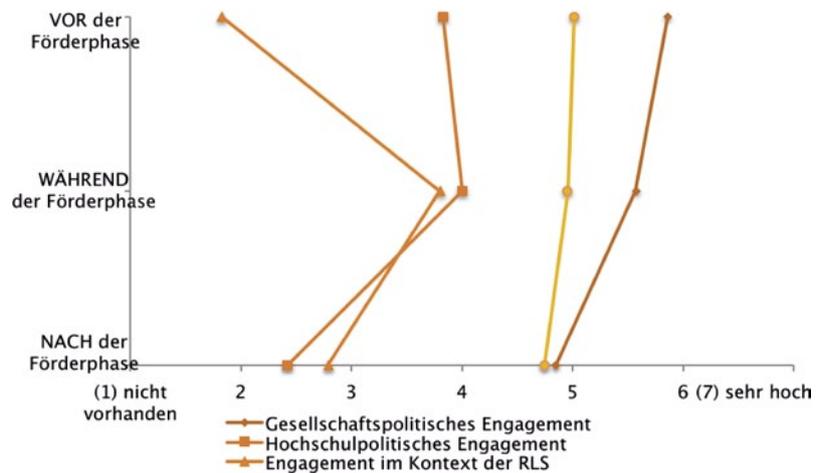


Abb. 67: Entwicklung des gesellschaftlichen Engagements (jew. Durchschnittswert aller Befragten)

Eine ganz ähnliche Ausgangslage besteht im Bereich des (hoch)schulpolitischen Engagements (Abb. 67): Es bestand vor der Förderphase insgesamt ein mittleres Niveau – lediglich Geförderte mit Kindern (ohne Abb.) haben signifikant weniger über entsprechende Aktivitäten sowohl vor wie während der Förderung berichtet. Männer sind in der Förderphase im hochschulpolitischen Bereich deutlich aktiver als Frauen und finden eher ein Betätigungsfeld. Während der Förderphase – und damit während des Studiums/der Promotionsphase – wächst das Niveau des Engagements generell stark an; die Befragten – und insbesondere die während und/oder nach der Förderung parteipolitisch Aktiven (ohne Abb.) – haben hier ganz offensichtlich ein (weiteres) Betätigungsfeld gefunden, das einerseits politisches Engagement begünstigt, aber andererseits auch eine politische Bearbeitung der eigenen

Situation erlaubt. Es kann kaum überraschen, dass das hochschulpolitische Engagement nach der aktiven Phase an Universität oder Fachhochschule rapide abnimmt (Abb. 67) – das Umfeld der Hochschulen bildet nur noch für Wenige einen zentralen Lebensbereich ab. Im Vergleich mit dem Engagement im Kontext der Rosa-Luxemburg-Stiftung fällt das hochschulpolitische Engagement stärker zurück und belegt nach der Förderphase im Mittelwert den letzten Platz unter den abgefragten Bereichen. Befragte, deren Eltern einen bildungsaffinen Status durch Hochschulabschluss eines oder beider Elternteile nachweisen können, engagieren sich während der Förderung signifikant weniger als StipendiatInnen aus nicht-akademischen Elternhäusern (ohne Abb.) – womöglich ein Verhältnis reziproken Tauschs, das Letztere ihr Engagement als Gegengabe für die erhaltene Förderung einschätzen lässt. TeilstipendiatInnen sind vor der Förderung vergleichsweise stärker engagiert als spätere VollstipendiatInnen bzw. ideell Geförderte. Deren Anstieg im Engagement fällt während der Förderphase wiederum stärker aus, auch wenn es insgesamt das Niveau der TeilstipendiatInnen nicht mehr erreicht (ohne Abb.).

Hinsichtlich des Engagements im sozialen und/oder kulturellen Bereich (Abb. 67) ist auffällig, dass sich im Zeitverlauf nur ein geringfügiger Rückgang ergibt – ausgehend von einem relativ hohen Niveau. Sich in den dazugehörigen Feldern zu betätigen, ist vielen der Befragten unabhängig von der Lebensphase wichtig. Die hohe Bedeutung wird auch dadurch unterstrichen, das trotz des Aufwuchses der Engagements im Kontext der Rosa-Luxemburg-Stiftung oder den Hochschulen der Rückgang in der Förderphase sehr moderat verläuft – soziales und kulturelles Engagement wird nicht im Sinne einer Kompensation höheren Engagements in anderen Bereichen zur Disposition gestellt. Der leichte Rückgang nach der Förderphase dürfte mit der Aufnahme der Erwerbsarbeit und einer möglicherweise damit einhergehenden Verlagerung des Lebensmittelpunktes zu tun haben, die Einfluss auf die Gelegenheitsstruktur für soziales und kulturelles Engagement nehmen. Frauen engagieren sich signifikant häufiger im sozialen Bereich als Männer – allerdings nur in der Vor-Förderphase, während die statistische Differenz mit Eintritt in die Förderung eingeebnet wird.

Gesellschaftspolitisches Engagement ist das Hauptbetätigungsfeld der freiwilligen Aktivitäten der Befragten (Abb. 67). Das belegt, dass die Auswahl der StipendiatInnen ganz offensichtlich eine hohe Treffgenauigkeit hinsichtlich politisch aktiver Menschen erreicht, die einen hohen Aktivitätsgrad vor der Förderphase aufweisen. Bei den ehemaligen Vollstipen-

diatInnen ist das gesellschaftliche Engagement vor der Förderphase auf hohem Niveau im Vergleich zu den ideell Geförderten; bei den TeilstipendiatInnen ist es am geringsten ausgeprägt (ohne Abb.). Dass gesellschaftspolitisches Engagement in der Förderphase generell zurückgeht, dürfte nicht zuletzt mit einer Umorientierung auf politische Betätigung im aktuell zentralen Lebensbereich zu tun haben. Häufig durch Umzug in die Studienstadt aus den bisherigen Kontexten des eigenen Engagements herausgelöst, bieten sich das hochschulpolitische Feld und Aktivitäten im Kontext der Rosa-Luxemburg-Stiftung zudem besonders an. Hier deuten sich klare Kompensationen an, die alltagspraktische Gründe haben dürften. Sie bedeuten jedoch in der Summe keinen generellen Rückgang des Engagement-Volumens. Hier entsteht unter dem Strich keine Reduktion des Engagements; wohl aber insgesamt mit Eintritt in die Berufsphase, die generell zu einem Rückgang führt.

7.1 ENTWICKLUNG DES GESELLSCHAFTLICHEN ENGAGEMENTS – AKTIVITÄTSBEREICHE

Neben dem Aktivitätsgrad in den obigen, relativ breit gefassten Engagement-Bereichen wurde detailliert abgefragt, wo genau die Befragten sich engagierten und engagieren. Insgesamt zeigen die Angaben der Befragten, dass fast 94 Prozent bereits vor der Förderphase, 88 Prozent in der Förderphase und 91 Prozent nach der Förderung in der einen oder anderen Weise engagiert waren. Die Transitionspunkte scheinen zwar Anlass zu sein, das Engagement zu überdenken, aber es zeichnet sich keine generelle Aufgabe des Engagements ab.

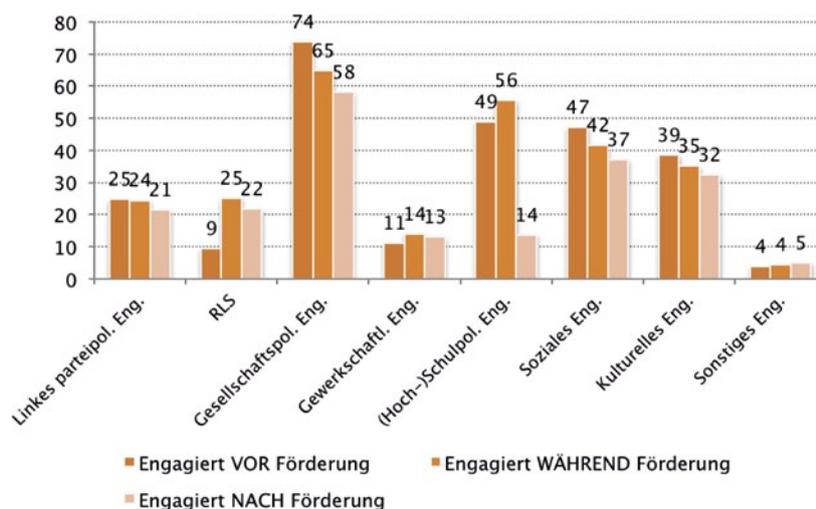


Abb. 68: Entwicklung des gesellschaftlichen Engagements (in %)

Abbildung 68 differenziert die Felder des Engagements vor, während und nach der Förderung weiter aus.

Linkes parteipolitisches Engagement zeigt sich im Zeitverlauf relativ stabil, allerdings im Vergleich zu anderen weniger eng gefassten Bereichen auf niedrige-

rem Niveau. Es ist jedoch mit 20–25 Prozent deutlich höher als der durchschnittliche Betätigungsgrad der Bürger/innen in Parteien – und wird von gut einem Viertel der männlichen Befragten, aber nur einem Sechstel der weiblichen Befragten nach der Förderphase in signifikant unterschiedlichem Umfang weitergeführt. Während sich die Werte vor bzw. in der Förderungsphase nur um 0,3 Prozentpunkte unterscheiden und damit ein statistisch unbedeutend sind, erkennt man nach Abschluss der Förderphase einen deutlicheren Einbruch, der vermutlich mit der Berufsfindungsphase einhergeht. Wie im Zusammenhang mit der vorherigen Abbildung auch schon bemerkt, ist das RLS-nahe Engagement vor der Förderphase gering ausgebildet und steigt im Förderzeitraum auf 25 Prozent an, um dann wieder auf einen Wert von immerhin noch fast 22 Prozent leicht abzusinken – aus ähnlichen Gründen wie zuvor ausgeführt.

Dabei existieren aber unter Umständen auch Vorbehalte prinzipieller Natur, wie folgendes Zitat aus einem Einzelinterview belegt:

«Aber natürlich sehe ich auch, dass man dieses-dass die Stiftung viele Sachen, viele Programme hat, die sich in dieselbe Richtung bewegen und sowas auch fördert und ich das auch mit nutzen könnte. Aber trotzdem ist da irgendwie so eine kulturelle Sache, wo ich das irgendwie- ja, also- hab ich auch so ein- komisch, eigentlich komische persönliche Berührungsgänge, (*lacht*) die mich davon weghalten. Das ist irgendwie so-so ein Statusding, diese, wie der eine neulich meinte, der größte linke Thinktank Europas, aber (.) meinte der eine Stiftungsmitarbeiter (.) Ja- gut- nun sitze ich hier und weiß auch nicht, ob das die beste Lösung ist, weil ich sehe ja auch, die machen da echt gute Programme, wo ich so denke: Ah, da kann ich sowohl persönlich was lernen, als auch dass es politisch strategisch intelligent ist. Äh, aber trotzdem, also- ist so meins- ist zu-institutionell.»

Die Passung zwischen institutioneller Form und individuellen Präferenzen ist in diesem Fall nicht gegeben – ein grundlegendes Problem, das die Stiftung kaum lösen kann, da sie als Organisation bestimmten Spielregeln ausgesetzt ist. Woher die Berührungsgänge stammen – ob sie Vereinnahmung meinen, die generelle Ablehnung staatlich finanzierter Strukturen oder die dezidiert parteinahe Position – ist dafür unerheblich, da sie vermutlich tiefer gründen als die ggf. zeitliche befristete Kooperation zwischen interviewter Person und Stiftung.

Zurück zu den quantitativen Daten der Abbildung 68: Allgemeines gesellschaftliches Engagement sinkt kontinuierlich im Zeitverlauf. Einerseits erklärt sich das durch den Bedeutungszuwachs des stiftungsnahen Engagements. Zum anderen ist gesellschaftspolitisches Engagement in Phasen der Berufsfindung möglicherweise belastend, so dass die Entscheidung zur Aufgabe oder zum Stillstellen naheliegen kann. Gewerkschaftliches Engagement weist – allerdings auf sehr niedrigem Niveau – einen bogenförmigen

Verlauf auf, bewirkt aber offenbar auch einen Klebeeffekt, so dass nach Abschluss der Förderung mehr Personen im gewerkschaftlichen Umfeld tätig sind als vor der Förderphase. Ein Fünftel der männlichen Ehemaligen, aber nur gut 8 Prozent der Frauen bleiben auch nach der Förderphase aktiv. Beim (hoch-)schulpolitischen Engagement ist mit 49 Prozent bereits vor der Förderphase ein hoher Wert erreicht (bei StudienstipendiatInnen signifikant höher als bei PromotionsstipendiatInnen). Womöglich wird selbiges als Eintrittskarte in den Klub der Geförderten wahrgenommen, und es steigert sich während der Förderung weiter (wiederum signifikant höher bei StudienstipendiatInnen), um nach der Förderung jäh abzustürzen. In diesem Falle ist davon auszugehen, dass es sich dabei mehr oder weniger um ein zeitliches Zusammenfallen von Förderphase und Studienende handelt und der sachliche Grund für ein weiteres Engagement für viele entfällt. Soziales Engagement ist ebenfalls vor der Förderphase höher ausgeprägt als während dieser und danach – auch hier kann ein Zusammenhang mit den Voraussetzungen für ein Stipendium dergestalt vermutet werden, dass sich auf Grund der bekannten Auswahlkriterien insbesondere Engagierte bei der Rosa-Luxemburg-Stiftung bewerben, Engagement aber wegen Belastungen im Studium reduziert oder in andere Bahnen gelenkt wird. Kulturelles Engagement zeigt dagegen abnehmende Tendenzen auf mittlerem Niveau. Ehemalige TeilstipendiatInnen (13 Prozent) sind auf diesem Feld am seltensten engagiert, während zwei Fünftel der VollstipendiatInnen und ideell Geförderten Interesse zeigen. «Sonstiges» Engagement ist eher gering ausgeprägt. Hinsichtlich des RLS-bezogenen Engagements, der gesellschafts- und der hochschulpolitischen Aktivitäten zeigen sich während und/oder nach der Förderung parteipolitisch Engagierte bereits vor der Förderphase aktiver (ohne Abb.). Während der Förderphase gilt das für stiftungsbezogenes Engagement, danach für eben dieses und für gewerkschaftliche Aktivität. Lediglich kulturelles Engagement ist in der Gruppe derjenigen, die nicht parteipolitisch aktiv sind, in allen Phasen etwas höher als das der parteipolitisch Aktiven.

Im Hinblick auf hochschulpolitisches Engagement wurde ergänzend nach dessen Verankerung gefragt:

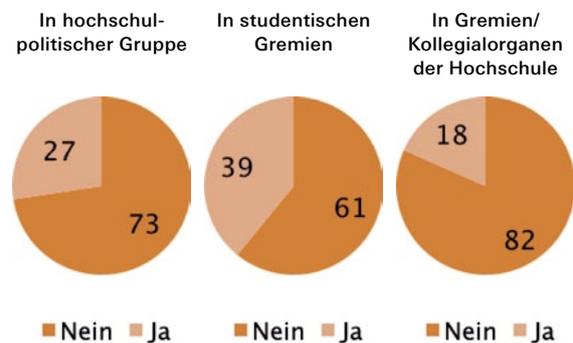


Abb. 69: Hochschulpolitisches Engagement während der Förderphase (in %)

27,4 Prozent der Befragten – vor allem TeilstipendiatInnen, gefolgt von ideell Geförderten und schließlich den VollstipendiatInnen – engagierten sich während der Förderphase in einer hochschulpolitischen Gruppe und damit vermutlich im parlamentarischen System der Selbstverwaltung der Hochschulen. Studierende engagieren sich signifikant häufiger als die PromotionsstipendiatInnen – sicherlich ein Effekt der unterschiedlichen Einbindung in die Hochschulen. Ebenso sind während und/oder nach der Förderung parteipolitisch Engagierte aktiver als die Vergleichsgruppe der parteipolitisch Inaktiven. Und Männer sind in hochschulpolitischen Gruppen mit einem Fünftel fast doppelt so häufig aktiv wie Frauen.

In den studentischen Gremien selbst mitgewirkt haben vier Fünftel der Befragten (Abb. 69) – ein weiterer Hinweis sowohl auf hohes Engagement als auch die Auswahlkriterien, die Engagement hoch bewerten und so zwar keine Homogenisierung, aber gemeinsame Erfahrungswelten der Geförderten bündeln – in diesem Falle die studentische Gremienarbeit. Es zeigen sich signifikante Differenzen nach dem Status als Promotions- bzw. StudienstipendiatIn: Studierende engagieren sich eher als Promovierende, was an der Verankerung im Hochschulbetrieb liegen dürfte. Geförderte mit Kindern während der Förderphase zeigen ein signifikant niedrigeres Engagement in studentischen Gremien – vermutlich aus Zeit- und Überlastungsgründen.

Auch in den Kollegialorganen der Selbstverwaltung der Hochschulen haben sich einige der Befragten engagiert (Abb. 69): Über 18 Prozent haben dort für ein oder mehrere Semester ihren Sitz gehabt. Dabei engagieren sich StudienstipendiatInnen signifikant mehr als PromotionsstipendiatInnen; vermutlich ist die relative Isolierung der Letztgenannten vom Universitätsbetrieb eine Ursache.

Insgesamt erscheint damit das hochschulpolitische Engagement der Befragten breit gefächert und sämtliche Refugien der lokalen Hochschulpolitik zu umfassen. Darüber hinausgehendes Engagement wurde nicht detaillierter erfasst.

7.2 BESCHRÄNKUNGEN DES ENGAGEMENTS WÄHREND DER FÖRDERUNG

Jedwedes Engagement stellt einen Aufwand dar, der zum Einen für sich persönlich legitimiert werden, zum Anderen neben weiteren Aufgaben und Tätigkeiten bestehen muss – es handelt sich um einen Balanceakt, der erheblichen Belastungen ausgesetzt sein kann, aber auch wechselnden Interessen unterliegen dürfte. Auch die persönliche Situation der StipendiatInnen spielt hier eine wichtige Rolle. Dazu wurden die ehemaligen StipendiatInnen eingehender befragt:

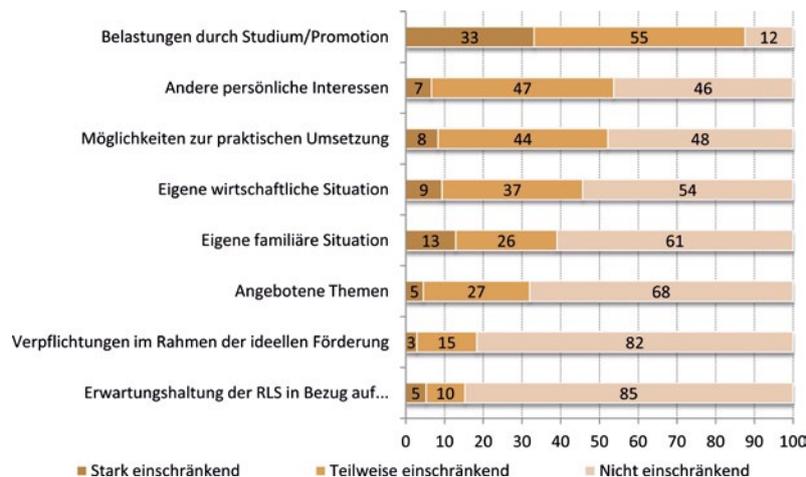


Abb. 70: Beschränkende Faktoren des Engagements während der Förderung (in %)

Nur gut 12 Prozent erleben die Belastungen durch Studium bzw. Promotion als nicht einschränkend für die Möglichkeiten ihres gesellschaftlichen Engagements. Partielle Einschränkungen nehmen fast 55 Prozent wahr und stark eingeschränkt fühlen sich gut 33 Prozent – insgesamt sind also bei fast neun Zehnteln Gründe für eine Beschränkung des Engagements gegeben, die im Studium liegen. Damit rangiert der Anlass für die Förderung mit weitem Abstand vor anderen einschränkenden Aspekten – das zeigt aber auf der anderen Seite die Ernsthaftigkeit, mit der das Studium bzw. die Promotion angegangen wird. Interessanterweise unterscheiden sich die Stipendientypen signifikant voneinander (ohne Abb.): StudienstipendiatInnen verspüren zu gut 30 Prozent starke Einschränkungen ihres Engagements, weitere 55 Prozent noch teilweise, während sich bei den PromotionsstipendiatInnen 40 Prozent stark und 54 Prozent teilweise eingeschränkt fühlen.

Andere persönliche Interessen spielen nur bei einem geringen Anteil der Befragten eine Rolle im Hinblick auf eine Beschränkung des Engagements (Abb. 70): Nur knapp sieben Prozent geben das an. Für weitere 47 Prozent ergeben sich aus ihren individuellen Interessenlagen zum Teil solche Einschränkungen – offensichtlich handelt es sich um einen Abwägungsprozess, der mal zugunsten und mal zuungunsten des Engagements ausfällt und damit einen motivationalen Aspekt verdeutlicht, den immerhin gut 46 Prozent für sich als nicht einschränkend klassifizieren. Ob in diesen Fällen Interessenkonvergenz vorliegt, also Engagement und persönliches Interesse zusammenfallen oder aber eine gelungene Balance existiert, die ein Missverhältnis der konkurrierenden Bereiche ausschließt, muss an dieser Stelle offenbleiben. Männliche Befragte geben Einschränkungen durch andere Interessen häufiger an als Frauen, weisen aber zugleich seltener starke Einschränkungen auf als Frauen. Zugleich erleben Frauen ihr Engagement in stärkerem Maß als Männer zugleich als nicht einschränkend – sie scheinen belastbarer zu sein als Männer.

Dass die vorhandenen Möglichkeiten zur praktischen Umsetzung einschränkend auf tatsächliches Engagement wirken, erscheint gut acht Prozent als gegebenem Umstand (Abb. 70) – sie rekurren damit vermutlich auf die Sinnhaftigkeit eines Engagements in spezifischen Feldern, in denen nach ihrem Urteil die Voraussetzungen dafür nicht gegeben sind. Für weitere knapp 44 Prozent ist dies gelegentlich ein Grund, Engagement zurückzufahren. Knapp 48 Prozent lassen sich von defizitären Möglichkeiten eines praktikablen Engagements nicht beirren in ihrem Handeln – es ist zu vermuten, dass sie von Zielen her denken und mangelnde Möglichkeiten eher als Herausforderung denn als Barriere empfinden. Ehemalige mit migrantischem Hintergrund sehen sich überdurchschnittlich eingeschränkt (ohne Abb.): 60 Prozent sehen das zumindest in Teilen als gegeben an, weitere neun Prozent erleben starke Einschränkungen in der praktischen Umsetzung. Auch ideell Geförderte bilanzieren Einschränkungen stärker als Voll-, insbesondere aber deutlicher als TeilstipendiatInnen.

Die eigene wirtschaftliche Situation als stark beschränkend erleben gut neun Prozent der Befragten, weitere fast 37 Prozent nehmen dies partiell als Grund für eingeschränktes Engagement wahr (Abb. 70). Das meint natürlich keinesfalls einen Verzicht auf Engagement, sondern misst das eigene Tun vermutlich eher am ideell Vorstellbaren und registriert daraufhin Defizite, die unter Umständen dem Aufwand für Erwerbsarbeit geschuldet sind. 54 Prozent verspüren keinerlei Einschränkungen des Engagements durch ihre wirtschaftliche Situation.

Engagement setzt personale Ressourcen voraus, die aber an anderer Stelle gebunden sein können (Abb. 70) – insbesondere die familiäre Situation kann hier ein Grund für Einschränkungen sein. Fast 13 Prozent der Befragten sehen diesbezüglich einen hohen Einfluss, weitere 26 Prozent spüren partiell Auswirkungen. Keinerlei Beschränkung erleben 61 Prozent der Befragten – das Ergebnis korreliert mit der familialen Situation der Befragten, und es unterscheidet sich signifikant nach Stipendentyp (ohne Abb.): 9 Prozent der StudienstipendiatInnen erleben die familiäre Situation als stark einschränkend, weitere gut 26 Prozent als teilweise einschränkend in Bezug auf das eigene Engagement. Bei den PromotionsstipendiatInnen lauten die Referenzwerte gut 22 Prozent bzw. fast 26 Prozent. Wie zu erwarten, geben diejenigen, die während der Förderung Kinder zu betreuen hatten, signifikant häufiger diesen Grund an.

Dass angebotene Themen einschränkend auf das eigene Engagement wirkten, geben nur knapp fünf Prozent an, für weitere gut 27 Prozent gilt dies teilweise (Abb. 70). Damit erreicht die Themenpalette der Stiftung rund ein Drittel der Befragten nicht oder nur unzureichend – dies wird als Motivationshemmnis wahrgenommen. 68 Prozent lassen die darin durchscheinende Kritik in Bezug auf das eigene Engagement allerdings nicht gelten. Zu hinterfragen wäre in Zukunft, ob die

Möglichkeiten, eigene Themen zu setzen, von den beiden erstgenannten Gruppen geringer eingeschätzt werden, während die Letztgenannten hier Ressourcen zu aktivieren vermögen und sich damit in Bezug auf die Angebote des Studienwerks eine passive von einer aktiven Gelegenheitsstruktur unterscheiden ließe.

Die Verpflichtungen im Rahmen der ideellen Förderung jedenfalls scheinen wenig dazu angetan, Engagement in relevantem Umfang einzuschränken (Abb. 70): Nur knapp 3 Prozent empfinden die daraus entstehenden Belastungen als zu hoch, weitere knapp 16 Prozent sehen das zeitweise als gegeben an. 82 Prozent attestieren dem ideellen Förderprogramm jedoch, in keiner Weise einschränkend zu wirken. Vermutlich ist es vor allem der zeitliche Umfang, der als einschränkend auf andere Aktivitäten erlebt wird, sind doch damit zum Teil auch Reisetätigkeiten verbunden.

Die Erwartungshaltung der Rosa-Luxemburg-Stiftung schränkt eigene Aktivitäten ebenfalls nur bei einem relativ kleinen Teil der Befragten stark ein (Abb. 70) – gerade einmal gut fünf Prozent nehmen dies generell so wahr, weitere 10 Prozent teilweise. Die ganz überwiegende Mehrheit der Befragten kann darin aber keine Einschränkung sehen: 85 Prozent fühlen sich durch die Erwartungen, die die Rosa-Luxemburg-Stiftung an sie heranträgt, nicht in ihrem Engagement beschränkt – das gilt aber für männliche Befragte signifikant häufiger als für weibliche. Vermutlich fokussieren die Betroffenen in Hinblick auf diese Erwartungen vor allem die regelmäßigen Phasen der Berichterlegung über den Fortschritt des Studiums bzw. der Promotion. Dies wird von PromotionsstipendiatInnen einschränkender wahrgenommen als von StudienstipendiatInnen (ohne Abb.): Während gut 11 Prozent der ersteren starke Einschränkungen angeben und weitere gut 11 Prozent teilweise, lauten die Referenzzahlen der StudienstipendiatInnen gut 3 Prozent bzw. knapp 10 Prozent.

Werden die Daten einer Faktorenanalyse unterzogen, ergeben sich folgende Strukturmuster:

Einschränkende Faktoren beim Engagement während der Förderung	Faktor 1	Faktor 2
Angebotene Themen	,810	
Möglichkeiten zur praktischen Umsetzung	,663	
Andere persönliche Interessen	,639	
Verpflichtungen im Rahmen der ideellen Förderung	,602	
Belastungen durch Studium/Promotion		,735
Eigene familiäre Situation		,697
Eigene wirtschaftliche Situation		,648

- KMO: .658; Bartlett-Test auf Sphärizität ist höchstsignifikant
- Erklärungskraft der Faktoren (Variante 3) und Reliabilitätsfaktor α :
 - Faktor 1: 30% Varianzaufklärung, Cronbachs α = .62
 - Faktor 2: 19% Varianzaufklärung, Cronbachs α = .47

Tab. 6: Faktorenanalyse Einschränkende Faktoren beim Engagement während der Förderung

In den ersten Faktor gehen die Items Angebotene Themen, Möglichkeiten der praktischen Umsetzung, andere Interessen sowie Verpflichtungen im Rahmen der ideellen Förderung ein. Er wird im Folgenden als Inhaltliches Passungsverhältnis bezeichnet. In den zweiten Faktor gehen die Items Belastungen, Eigene familiäre Situation sowie eigene wirtschaftliche Situation ein. Er wird mit der Bezeichnung Äußere Faktoren versehen. In der nachstehenden Abbildung sind die Häufigkeitsverteilungen zu beiden Faktoren dargestellt:

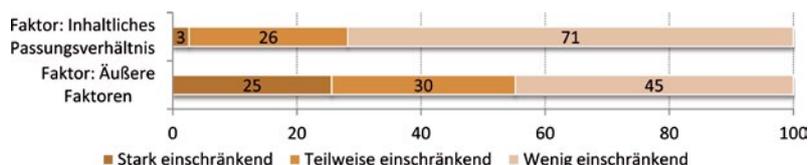


Abb. 71: Verteilung der Faktoren zu den beschränkenden Faktoren (in %)

Durch Differenzen im Passungsverhältnis von angebotenen Themen und eigenem Interesse sowie der beschränkten Möglichkeit der Umsetzung eigener Themen und Einschränkungen durch Verpflichtungen im Rahmen der ideellen Förderung fühlen sich nur knapp drei Prozent der Befragten stark eingeschränkt, bei weiteren knapp 26 Prozent wird eine teilweise Einschränkung empfunden. Mit gut 71 Prozent empfinden hier fast drei Viertel der Befragten keine größeren Beschränkungen für die eigene Person, sich zu engagieren.

Im Hinblick auf äußere Faktoren sieht es in dieser Hinsicht schon deutlich anders aus: Gut 25 Prozent nehmen starke und weitere fast 30 Prozent partielle Beschränkungen ihres Engagements durch Studium, familiäre und wirtschaftliche Situation wahr. Beide Teilgruppen dürften angesichts multipler Belastungen in den ausgewiesenen Feldern Aktivitäten in anderen Lebensbereichen reduzieren. Nur fast 45 Prozent bilanzieren einen solchen Druck nicht; sicherlich Grund genug für Überlegungen, ob es geeignete Mittel und Wege geben kann, mit der sozialen Lage in Bezug auf das ja durchaus gewollte Engagement anders umzugehen – sowohl von Seiten der Stiftung wie von Seiten der Befragten. Zu bedenken ist dabei natürlich, dass Druck immer persönlich bearbeitet wird und die Entscheidung zur Reduktion des Engagements sicher nicht leichtfertig getroffen wird – einfache Lösungen kann es, wenn überhaupt, diesbezüglich nicht geben. Im Mittelwertvergleich zwischen Studien- und PromotionsstipendiatInnen zeigt sich ein signifikanter, wenn auch nicht dramatischer Unterschied: Erstere (Mittelwert 1,7) fühlen sich leicht stärker eingeschränkt als Letztere (Mittelwert 1,9) – vermutlich ein Effekt anwachsender Erfahrung im Leben als Akademiker wie auch als StipendiatIn der Rosa-Luxemburg-Stiftung: Man weiß Anforderungen und Erwartungen besser einzuschätzen und findet seine Position, ohne immer gleich ein schlechtes Gewissen zu haben, sich Aktivitäten versagt zu haben.

Wie diffizil dieses Verhältnis sein kann, verdeutlicht folgendes Zitat aus einer Gruppendiskussion, das eine

Zerrissenheit zwischen Aufforderung und Bereitschaft zu stiftungsbezogenem Engagement thematisiert:

«Also ich habe nicht gesagt- ansonsten würde ich ja nicht sowas wie AK-Tätigkeit machen und irgendwie Ansprechpartner sein und sowas auch noch gründen- oder neu gründen. Ähm- aber sozusagen Sachen, die mich interessieren, die ich ganz gern machen will, was ich auch schön finde sozusagen durch die ideelle Förderung. Das aber nicht so ohne Weiteres machen zu können, also nicht ideal-ideell, sondern sowas wie: Du darfst es machen, aber- und dieses Aber hätte ich manchmal gerne irgendwie in eine andere Richtung gehabt. Ich möchte nicht ähm- Ich möchte nicht als Arbeitnehmer irgendwie das Gefühl haben sozusagen: Ich komme dahin, um das zu tun für euch. Ich möchte sozusagen ganz gerne das machen, weil ich das möchte, aber in der Form vielleicht, die ein bisschen freier ist von der Teilnahme nur. Und das meine ich ein bisschen. Also nicht als Verpflichtung selbst, weil ich könnte ja sagen: Nee, ok dann nicht.»

Möglichkeiten zu nutzen und die ideelle Förderung als Freiraum nutzen zu können, der eventuell dem vorgesehenen Rahmen nicht entspricht, aber gerade dadurch neue Formen des Engagements gebiert – das ist das Spiegelbild einer in den Augen der/des Interviewten offensichtlich zu stark gerahmten Veranstaltung, die ihn als Quasi-ArbeitnehmerIn, als Anweisungen empfangende/n Teilnehmer/in deklassiert. Solche Hinweise sollten nicht als Einzelmeinungen abqualifiziert werden, sondern zur Überprüfung der angebotenen Formate dienen – die sich allerdings insgesamt, das sei hier nochmals betont, in den quantitativen Daten einer überwiegend positiven Bewertung erfreuen.

Dennoch gibt es auch weitere Hinweise auf ein nicht reibungsloses Funktionieren; so in der folgenden Sequenz aus einer Gruppendiskussion:

«O1: Also ich finde das ganz spannend, weil ich ja nie in den Arbeitskreisen war und wenn ich das jetzt am Anfang diskutiert habe, ob Stammtische eigentlich Etikettenschwindel waren oder nicht. Ob man da nicht einfach ein Netzwerk herstellen sollte, frag ich mich mittlerweile, wenn das nicht mal in den Arbeitsgruppen passiert, die nicht zumindest ein gemeinsames Thema haben, wo man etwas gemeinsam hat, außer dass man hier gerade ausgewählt würde für diese Förderung, die ja im Bewerbungsprozess kommt, individualistisch, aus ganz unterschiedlichen Motiven und wegen dahin geführt hat, stell ich mir gerade die Frage, naja, wenn man nichts macht Außer dass man mal 4 Stunden in »nem Raum verbringt, das gibt es auch in anderen Kontexten. Also n längerer Kinofilm vielleicht. Dann habe ich ja auch nicht das Bedürfnis mit jedem ein Netzwerk aufzubauen, weil wir haben echt alle zusammen einen Film geguckt, sondern es wäre vielleicht wenn wir alle zusammen einen Film produzieren, quasi was gemeinsam erreichen wollen, dann baut sich logischerweise ein Gruppendynamik auf. Ob man

nicht der Stiftung empfehlen müsste, denn auch stärker nahezulegen, mit Finanzierungsmöglichkeiten auf Veranstaltungen hinzuarbeiten. Ich weiß ob das passiert aber du hast es ja gerade gesagt, ihr habt das gemacht und ich würde gerne wissen wie das war, dass dieser Teil der Gruppe der das organisiert hat wahrscheinlich immer noch so eine Art Netzwerk ist oder?»

«O2: Ja das hat sich dann politisch auseinander gelauten. Aber in der goldenen Phase war es super. Und da hat man sich gerade gut verstanden und dann war das gerade der vereinende Moment.»

Die Angebote treffen auf individuelle Erwartungen – und es ist kaum anzunehmen, dass alle StipendiatInnen sie annehmen oder gar für gut befinden. Das verweist darauf, dass es sinnvoll sein könnte, die Angebote in regelmäßigen Abständen auf ihre jeweils aktuelle (formale, thematische) Passfähigkeit hin zu überprüfen und zur Kritik zu stellen, sie bei Bedarf zu modifizieren oder auch zur Disposition zu stellen, soweit dies organisatorisch geht. Das könnte auch beinhalten, Angebote zurückzuziehen – was wiederum enttäuschte Erwartungen nach sich ziehen würde. Ob die damit einhergehende relative Unberechenbarkeit der Angebote die Nachfrage verringert oder nicht im Gegenteil erhöht, ist ungewiss – bekannt sind aber immerhin unterschiedliche Frequentierungen der diversen Angebote, wie der folgende Abschnitt zeigt.

7.3 TEILNAHMEHÄUFIGKEIT AN EINZELNEN VERANSTALTUNGSARTEN

Traditionell wird eine ganze Reihe unterschiedlicher Angebote an die StipendiatInnen seitens der Rosa-Luxemburg-Stiftung gemacht. In Abbildung 72 werden die entsprechenden Aktivitäten aufgeführt, an denen die Befragten teilnehmen konnten und von denen sie in unterschiedlichem Ausmaß Gebrauch gemacht haben.

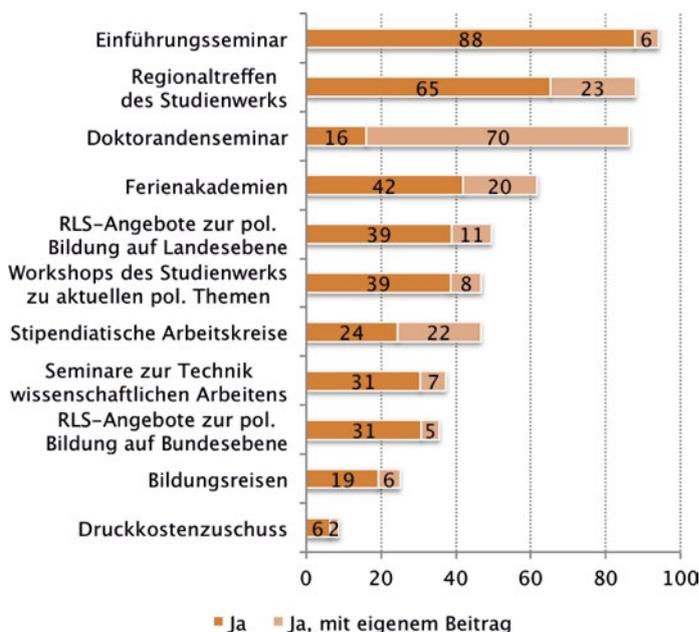


Abb. 72: Nutzung der Angebote des Studienwerks während Förderphase (in %)

Nur knapp sechs Prozent der Befragten haben in ihrer Förderphase das (obligatorische) Einführungsseminar nicht besucht. Die ganz überwiegende Anzahl der Befragten – fast 88 Prozent – nahm als reine/r Teilnehmer/ in teil und weitere gut sechs Prozent haben einen eigenen Beitrag eingebracht. Ferienakademien haben fast 62 Prozent der Befragten besucht, fast ein Drittel davon war mit einem eigenen Beitrag aktiv und hat so zum Erfolg beigetragen. Deutlich niedriger ist das Engagement bei der Beteiligung an der *Organisation* von Ferienakademien (ohne Abb.) – sie können aber auch gar nicht sehr viele Organisatoren binden. Gut 11 Prozent der Befragten haben sich einmal an der Organisation von Ferienakademien beteiligt, weitere gut 2 Prozent mehrmals.

Die Promovierenden haben in sehr hohem Maße an dem für sie vorgesehenen Doktorandenseminar teilgenommen (Abb. 72): Rund 86 Prozent nutzten es; 70 Prozent durch einen eigenen Beitrag, indem sie ihr Thema zur Diskussion stellten.

Die Seminare zu Techniken wissenschaftlichen Arbeitens sind dagegen nur bedingt angenommen worden (Abb. 72): Knapp 31 Prozent geben eine Teilnahme an, weitere fast sieben Prozent haben einen eigenen Beitrag eingebracht. An Bildungsreisen hat nur ein Viertel der Befragten teilgenommen – zu berücksichtigen ist dabei sicher die relativ «frische» Etablierung des Instruments selbst – und knappe sechs Prozent haben darin einen eigenen Beitrag vor- und zur Diskussion gestellt. In und/oder nach der Förderung parteipolitisch Engagierte zeigen sich hier weniger aktiv (ohne Abb.), insbesondere hinsichtlich der bloßen Teilnahme, während Beiträge von ihnen in gleichem Volumen wie von den parteipolitisch Inaktiven angeboten werden. Das kann als Hinweis auf eine notwendige Priorisierung verstanden werden, mit der Belastungen aus Wissenschaft und Politik abgemildert werden sollen. An stipendiatischen Arbeitskreisen – auch diese wurden erst relativ spät etabliert – haben fast 47 Prozent partizipiert, fast die Hälfte von ihnen mit eigenen Angeboten (Abb. 72). Ehemalige mit migrantischem Hintergrund (ohne Abb.) werden dadurch eher angesprochen und sind auch deutlich aktiver, wenn es um einen eigenen Beitrag geht (ein Drittel bei dieser Gruppe vs. ein Fünftel bei Ehemaligen ohne migrantischen Hintergrund) – wiederum erscheinen Arbeitskreise (wie schon Ferienakademien, s. o.) als eine gute Möglichkeit zur Vernetzung, die gerne angenommen wird. Workshops des Studienwerks zu aktuellen politischen Themen erreichten ebenfalls fast 47 Prozent, insgesamt haben aber nur gut acht Prozent dort etwas Eigenes beigetragen (Abb. 72). Hier sind während und nach der Förderphase parteipolitisch Engagierte insgesamt aktiver als die parteipolitisch Inaktiven – insbesondere mit eigenem Beitrag.

Die Regionaltreffen der StipendiatInnen und des Studienwerks finden dagegen einen überaus großen Anklang (Abb. 72): Gut 65 Prozent haben passiv teilgenommen und weitere fast 23 Prozent haben einen eigenen Beitrag geleistet. Die Angebote zur politischen Bildung durch die Gesamtstiftung auf Landes- bzw. Bundesebene wurden unterschiedlich wahrgenommen: Auf Landesebene haben knapp 39 Prozent Veranstaltungen besucht und weitere fast 11 Prozent etwas vorgestellt. Auf der Bundesebene geht der Anteil der eher passiven Besucher auf fast 31 Prozent zurück, der der aktiv Vortragenden auf knappe fünf Prozent – vermutlich ein Effekt der mit solchen Aktivitäten verbundenen zeitaufwändigen Reisetätigkeiten. Während und/oder nach der Förderung parteipolitisch Engagierte sind – bei identischer genereller Tendenz – in beiden Feldern (Bundes- wie Landesebene) aktiver als die diesbezüglich Inaktiven (ohne Abb.). Druckkostenzuschüsse schließlich haben gute 6 Prozent in Anspruch genommen, weitere 2 Prozent für die eigene Publikation (Abb. 72).

In Bezug auf die Regionaltreffen herrscht eine ambivalente Bewertung vor, wie sie das folgende Zitat aus einer Gruppendiskussion verdichtet wiedergibt:

«P1: Also diese Regionaltreffen zum Beispiel ähmfand ich- am Anfang dachte ich auch: Total cool! Irgendwie zweimal im halben Jahr, man sieht dann irgendwie so alle, auch aus dem Bundesland. Vom Ansatz her auch alles total richtig, aber wie die dann konkret waren, war meistens auch so ein bisschen unbefriedigend.»

«I: Aha, wieso?»

«P1: Man kam da hin. Es war irgendwie- man hatte das Gefühl, alle kommen eher so: Oah, ist schon wieder Regionaltreffen? (*alle lachen*) Dann hat irgendjemand einen Vortrag gehalten. Wenn man Glück hatte, hat das was mit dem zu tun gehabt, für das man sich interessiert. Wenn man Pech hatte, war es was, wo man so dachte, man findet gar keinen Anknüpfungspunkt. Dann gab es so eine kurze Runde. Es wurde kurz erzählt, was in der Stiftung ist. Und dann waren alle froh, dass es vorbei war. Also so war mein Eindruck. Das war manchmal ein bisschen schwierig einfach.»

Grundsätzlich wird die Institution «Regionaltreffen» begrüßt, die faktische Durchführung aber punktuell bemängelt – demnach wäre insbesondere daraufhin eine kritische Reflexion der vergangenen Treffen angezeigt, um ggf. konzeptuell Nachbesserungen vorzunehmen oder z. B. die ReferentInnen auf Bedarfe der TeilnehmerInnen besser vorzubereiten.

Insgesamt ist jedoch zu erkennen, dass instruierende und zum Teil verpflichtende Angebote zur Förderung (Einführungsseminar, Regionaltreffen) sowie bei DoktorandInnen inhaltlich auf die eigene Arbeit zugeschnittene Formate sich großer Nachfrage erfreuen. Im oberen Mittelfeld rangieren die Ferienakademien, während stipendiatische Arbeitskreise, Work-

shops des Studienwerks zu politischen Themen, aber auch Stiftungsangebote auf Landesebene eher das zentrale Mittelfeld abbilden. Stiftungsbezogene Veranstaltungen auf Bundesebene fallen dagegen zurück und bilden gemeinsam mit den noch schwächer frequentierten Bildungsreisen das untere Mittelfeld; dem schließlich nur noch der Druckkostenzuschuss als sehr selten abgefragtes Angebot folgt. Sind für dieses «Ranking» sicherlich auch Zeit- und Reiseaufwand verantwortlich, stellt sich doch die Frage, warum etwa Ferienakademien so stark differieren – der Datensatz kann darauf aber keine letztgültige Antwort geben, zumal die Umstände im Einzelnen nicht bekannt sind.

Nach dem Status als ehemalige Studien- bzw. PromotionsstipendiatIn unterscheidet sich die Nutzung hinsichtlich einiger weniger Angebote signifikant (ohne Abb.): So nutzen Letztere das Angebot der Ferienakademien häufiger als StipendiatInnen, ebenso sieht es in Bezug auf stipendiatische Arbeitskreise und das Einwerben des Druckkostenzuschusses aus; auf der anderen Seite ist die Bedeutung der Seminare zur Technik wissenschaftliche Arbeitens während des grundständigen Studiums höher als während der Disertationsphase. Geförderte mit Kindern während der Förderphase nutzten das Instrument signifikant häufiger als kinderlose StipendiatInnen.

Den StipendiatInnen ist auch ein über die Wahrnehmung von Angeboten der ideellen Förderung hinausgehendes Engagement im Studienwerk möglich. Dazu gehören insbesondere die Übernahme von Funktionen im Rahmen der stipendiatischen Selbstverwaltung und als stipendiatische/r Vertreter/in im Auswahlausschuss. Die Zahl der Plätze ist hier allerdings beschränkt; aufgrund dieses Flaschenhalseffekts sind die Anteile derer, die über eine Beteiligung berichten, eher niedrig.

Im SprecherInnenrat waren insgesamt vier Prozent der Befragten während einer und ein weiteres Prozent während mehrerer Wahlperioden aktiv (ohne Abb.). PromotionsstipendiatInnen sind signifikant häufiger im SprecherInnenrat aktiv gewesen als StudienstipendiatInnen.

Nur unwesentlich höher ist die Zahl von MandatsträgerInnen im Auswahlausschuss (ohne Abb.). Fünf Prozent der Befragten waren hier eine Wahlperiode lang Mitglied und knapp 2 Prozent über mehrere Wahlperioden. Auch für den Auswahlausschuss zeigen sich signifikante Unterschiede nach dem Stipendiumstyp: Ehemalige Promovierende stellen signifikant häufiger Mitglieder. Ein überproportionales Engagement findet sich diesbezüglich bei ehemals Geförderten mit migrantischem Hintergrund (ohne Abb.): fast 13 Prozent haben sich mindestens einmal eine Wahlperiode lang engagiert. Auf niedrigerem Niveau (acht Prozent) gilt das für während und/oder nach der Förderphase parteipolitisch Engagierte gegenüber ihrer Vergleichsgruppe der parteipolitisch Inaktiven.

7.4 NUTZUNG DER ANGEBOTE DES STUDIENWERKS NACH DER FÖRDERPHASE

Die Angebote der Rosa-Luxemburg-Stiftung stehen prinzipiell auch ehemaligen StipendiatInnen offen, und so ist es von Interesse gewesen, deren Nutzung durch die Ehemaligen *nach* der Förderphase ebenfalls zu erheben: Ganz generell geben knapp 48 Prozent der Befragten an, Angebote auch nach der Förderphase genutzt zu haben. Die Frequentierung der unterschiedlichen Formate nimmt dabei ganz spezifische Formen an, die Abbildung 73 ausweist.

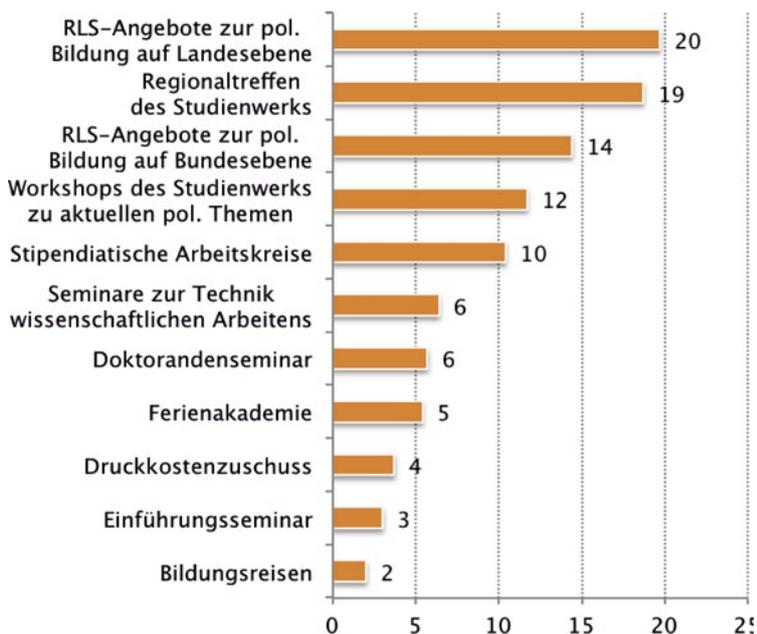


Abb. 73: Nutzung der Angebote des Studienwerks nach der Förderphase (in %)

Wenig überraschend stehen Stiftungsangebote auf Landesebene an der Spitze des Rankings; ganz generell ist aber von einem eher schwachen Klebeeffekt auszugehen, wenn es um die langfristige Bindung und das nachhaltige Interesse an Veranstaltungen der Rosa-Luxemburg-Stiftung geht. Landesspezifische Angebote genutzt haben knappe 20 Prozent. Zunächst überraschend stehen an zweiter Stelle die Regionaltreffen des Studienwerks mit einer Quote von fast 19 Prozent nach der Förderphase; hier ist zu vermuten, dass insbesondere die Gelegenheit zu einem Treffen mit anderen StipendiatInnen kurz nach Auslaufen der Förderung genutzt wurde. Angebote der Stiftung zur politischen Bildung auf der Bundesebene werden von gut 14 Prozent frequentiert – vermutlich ist für den Abfall gegenüber den Landesstiftungen vor allem die räumliche Entfernung zur Bundesstiftung der Grund. Einen doch interessanten Klebeeffekt verdeutlichen die Workshops zu aktuellen politischen Themen: hier haben sich fast 12 Prozent nach Förderende beteiligt, evtl. mit eigenen Beiträgen. Stipendiatische Arbeitskreise werden nach der Förderphase noch von gut 10 Prozent der Ehemaligen besucht – hier dürften insbesondere gewachsene soziale Beziehungen unter den StipendiatInnen eine große Rolle zur Fortführung des Engagements führen.

Die weiteren Angebote fallen dagegen mehr oder weniger deutlich ab: Seminare zu Arbeitstechniken, Doktorandenseminare und auch die Ferienakademie werden von jeweils sechs bis sieben Prozent besucht – erstere im Rahmen einer gewissen Professionalisierung der eigenen Arbeit, letztere wahrscheinlich unter dem Termindruck des Erwerbslebens etwas erschwert. Druckkostenzuschuss, Einführungsseminar wie auch Bildungsreisen sind für Ehemalige nach der Förderphase eher marginal bedeutsam. Hinsichtlich Druckkostenzuschuss und den Seminaren zu Techniken wissenschaftlichen Arbeitens bestehen auf niedrigem Niveau signifikante geschlechtsspezifische Differenzen in gegenläufiger Richtung: Männer nutzen den Druckkostenzuschuss mehr, Frauen besuchen stärker die Seminare. Bildungsreisen sowie die Angebote zur politischen Bildung auf Landes- wie Bundesebene werden von den während und/oder nach der Förderung parteipolitisch Engagierten signifikant häufiger auch nach der Förderphase genutzt als dies bei der Vergleichsgruppe der parteipolitisch Inaktiven der Fall ist. Die Angebote stellen offensichtlich ein für parteipolitisch Aktive attraktiveres Angebot dar, könnten aber auch Teil einer Vernetzungs- oder Karrierestrategie sein.

Wiederum findet sich bei grundsätzlicher Zustimmung zu den Formaten in den Interviews auch vereinzelt Kritik, die sich zumeist an konkreten eigenen Erfahrungen verallgemeinert:

«Q1: Aber ich finde schon- also du hast jetzt gerade gesagt: Das ist so speziell- Das finde ich schon auch. Also die Angebote der- der Themen oder so, die sind aus meiner Sicht, also die jetzt das Studienwerk hat, ähm immer, ich sag jetzt mal, so freakig gewesen, dass die mit dem, also ich kann es nur noch einmal sagen, mit meiner Lebenswirklichkeit und mit den auch politischen Themen, mit denen ich mich auseinandersetze- sicher punktuell gibt es da Schnittmengen, aber die Schnittmengen sind doch relativ klein. Also ich kam mir auch- also es war immer so eine Ferienlagerstimmung, so beschreibe ich es mal, in der ich mich- nun war ich auch schon ein bisschen, also ich meine nicht uralt, aber doch schon ein bisschen älter»

«Q2: /keine 17 mehr (lacht)»

«Q1: /Ja. Hab ich mich einfach nicht wohl gefühlt »

«Q3: /Also ich finde das nicht»

«Q1: /Ja, das kann ich total verstehen. Ich will da auch niemandem sagen, dass das jetzt ähm- Aber für mich, kann ich nur sagen, hat das nicht gepasst (.) Also ich habe niemanden gefunden (.) wo ich- wo ich mit meinem Thema hätte Anschluss finden können.»

«Q2: (zustimmend:) m-hm»

«Q3: (zustimmend:) m-hm»

«Q1: Also mit meinem Promotionsthema nicht und auch mit meiner Lebenswirklichkeit nicht.»

Da Ferienakademien thematisch nicht festgelegt sind, bilden sie eine Art thematischen «Jahrmarkt» – was für die Einen eine Bereicherung und ein offenes Format darstellt, wirkt auf Andere allzu beliebig. Konzeptionell ist das von Bedeutung: Zu überlegen wäre, ob ein Format beide Seiten befriedigen kann und wie es gestaltet sein müsste – ggf. im Wechsel der Akademien, oder im Wechsel während einer Ferienakademie.

7.5 AKTIVITÄT IM RAHMEN DER ROSA-LUXEMBURG-STIFTUNG WÄHREND DER FÖRDERPHASE

Während der Förderphase besteht für die StipendiatInnen die Chance, in der Rosa-Luxemburg-Stiftung auch jenseits des Studienwerks aktiv zu werden und sich z. B. als ModeratorIn, AutorIn oder ReferentIn zu engagieren. Die faktische Übernahme solcher Aufgaben geschieht jedoch relativ selten, wie die folgende Tabelle belegt.

	Häufigkeit	Prozent
Nein	222	76
Ja, zeitweise	49	17
Ja, ständig	22	7

Tab. 7: Engagement in der Rosa-Luxemburg-Stiftung außerhalb des Studienwerks während der Förderphase (in %)

Ständig engagierten sich nur sieben Prozent der Ehemaligen innerhalb der Stiftung (im Folgenden: Aktivpool), wenn das Studienwerk außen vor ist. Der Transfer erhöht sich auf immerhin gut 24 Prozent, wenn die zeitweilig Engagierten hinzugezählt werden. Zudem zeigt sich eine signifikante Differenz zwischen Studien- und PromotionsstipendiatInnen (ohne Abb.): Letztere waren in der Stiftung etwas stärker präsent als StudienstipendiatInnen. Das dürfte zum einen an erst zu erlernenden Routinen im Umgang miteinander, an mit wissenschaftlicher Befähigung wachsendem Angebot seitens der StipendiatInnen und vice versa an der Nachfrage durch die Stiftung selbst liegen. In diesem Zusammenhang wäre zu überlegen, ob niedrigschwellige Angebote an StudienstipendiatInnen (ggf. mit geschlossenem Teilnehmerkreis, halböffentlich etc.) eine sinnvolle Möglichkeit wären, frühzeitiger Ressourcen für die Stiftung zu öffnen und damit StipendiatInnen einen Lernraum bereit zu stellen. Unterschiede existieren aber auch zwischen während und/oder nach der Förderphase parteipolitisch Aktiven und Inaktiven: Erstere sind deutlich engagierter in der Rosa-Luxemburg-Stiftung.

Angaben zu spezifischen Bereichen des Engagements innerhalb der Stiftung, die dieses Gesamtbild eher geringen Engagements stützen, weist die folgende Tabelle aus:

Aktivitätsbereich	Zahl der Aktiven	Anteil Aktiver in %
Gesprächskreise	24	8
Akademie für politische Bildung	14	5
IfG Bereich Politikanalyse	11	4
Stiftungsverbund der Landesstiftungen	35	12
Zentrum für internationalen Dialog und Zusammenarbeit	6	2
Andere Bereiche	28	9

Tab. 8: Bereiche des Engagement in der Rosa-Luxemburg-Stiftung außerhalb des Studienwerks während der Förderphase (Absolute Zahlen und Prozentanteile an allen Befragten)

24 Befragte, also 8 Prozent von Allen, waren während des Förderzeitraums in Gesprächskreisen der Rosa-Luxemburg-Stiftung aktiv – Männer nutzen diese Möglichkeit signifikant häufiger als Frauen – bzw. werden eher angesprochen. Ehemals geförderte Promovierende sind mit 16 Prozent deutlich präsenter als ehemalige StudienstipendiatInnen mit knapp 5 Prozent, vermutlich auf Grund der mit wachsenden Kompetenzen steigenden Nachfrage bzw. Bereitschaft zum Engagement. In der Akademie für Politische Bildung waren 14 Befragte aktiv, also knapp 5 Prozent Aller. 9 Ehemalige traten hier als ReferentInnen für spezifische Themen auf, drei waren als ModeratorInnen aktiv und zwei übernahmen die (voraussetzungsvolle) Aufgabe als TeamerIn (ohne Abb.; Mehrfachnennungen waren möglich, d. h. es könnte auch eine Person mehrere dieser Funktionen ausgeübt haben.) Im Institut für Gesellschaftsanalyse/ Bereich Politikanalyse waren 11 Befragte, also knapp 4 Prozent, aktiv. 6 der befragten Ehemaligen waren als ReferentInnen, 4 als AutorIn und eineR als ModeratorIn tätig (ohne Abb., Mehrfachnennungen möglich). Wiederum sind PromotionsstipendiatInnen diesbezüglich aktiver als StudienstipendiatInnen.

Etwas höher ist der Anteil im Stiftungsverbund der Landesstiftungen: 35 Befragte, also 12 Prozent, waren hier aktiv; 22 davon als ReferentInnen und 6 als ModeratorInnen (ohne Abb., Mehrfachnennungen möglich). Die im Vergleich zu den anderen Formen hohe Beteiligung in diesem Bereich erklärt sich vermutlich durch eine stärkere regionale Verankerung, aber auch aus reisetechischen Gründen – man wird lieber im erweiterten Nahraum aktiv. Daher kann es auch nicht überraschen, dass das Zentrum für Internationalen Dialog und Zusammenarbeit ebenfalls kaum von der Beteiligung der ehemaligen StipendiatInnen profitieren kann: Nur 6 Befragte, also 2 Prozent, sind während der Förderphase für das ZIDZ tätig gewesen; 4 Befragte als ReferentInnen, zwei als AutorInnen (ohne Abb.).

In den übrigen Bereichen der Stiftung jenseits des Studienwerks waren 28 ehemalige StipendiatInnen, also gut 9 Prozent der Befragten, tätig. 6 davon waren als ReferentInnen, 3 als ModeratorInnen und 3 als AutorInnen aktiv; die übrigen übernahmen andere Tätigkeiten in den jeweiligen Bereichen.

Die Bedingungen dafür, sich als StipendiatIn in die Arbeit der Stiftung aktiv einzubringen, werden in einer Gruppendiskussion wie folgt reflektiert:

«R1: Man ist dann Stipendiat oder Stipendiatin und im besten Fall identifiziert man sich mit der Arbeit der Stiftung und möchte gerne auch irgendwie das produktiv umsetzen. Und da würde ich mal überlegen, wie funktioniert diese Umsetzung?»

«R2: Das man nachhaltig zusammenkommt?»

«R1: Das man vielleicht auch nicht immer so ein Fremdojekt irgendwo nebenbei ist, sondern in den Stiftungsstrukturen auch mehr Resonanz erfährt vielleicht. Also bei einigen von diesen Gesprächskreisen, ist es ja wirklich so, dass die dann irgendwo sich treffen, aber da kommen dann auch keine Leute, die jetzt mal über diesen Stipendiatenkreis hinausgehen. Und das ist dann ja auch schade, wenn man immer so im eigenen Saft schmort.»

Sich stärker zu integrieren wird mit dem Wunsch nach Resonanz jenseits der StipendiatInnenschaft verbunden; ob dahinter auch der Wunsch nach Anerkennung oder die Chance auf eine Vergewisserung der eigenen Leistungen steht, ist offen. In jedem Fall wäre dies aber eine Art umgekehrte Bilanzierung der Unterstützung: Die Stiftung würde die wissenschaftliche Fähigkeit anerkennen und nutzen wollen.

Für eine nachhaltige Bindung der ehemaligen StipendiatInnen ist es ein probates Mittel, sie für Arbeit der Stiftung als ReferentInnen zu gewinnen – schließlich haben sie aktuelle Themen bearbeitet und kennen sich im Umfeld der Rosa-Luxemburg-Stiftung aus. Es ist daher von Interesse zu schauen, wie es um diese Form der Bindung bestellt ist:

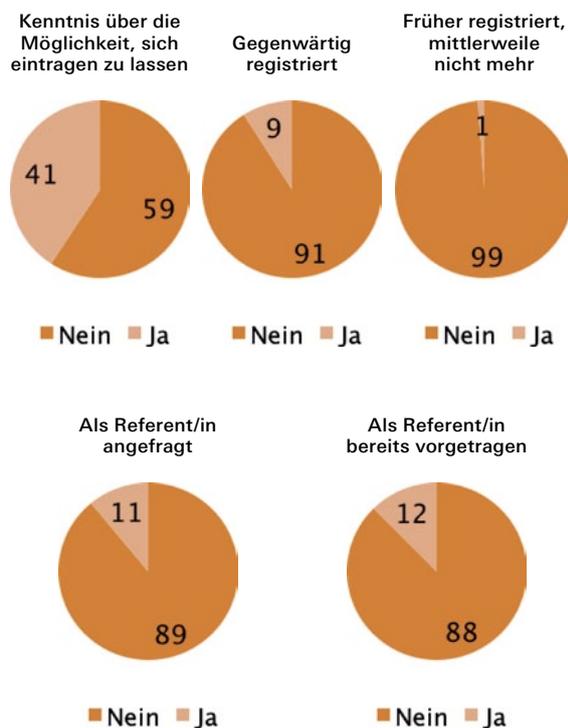


Abb. 74: Statements zum Engagement als Fachreferent/in (in %)

Nur etwa zwei Fünftel der Befragten wussten überhaupt von der Möglichkeit, sich als ReferentIn eintragen zu lassen – offenbar geht diese Information während der instruktiven Einführungsseminare etc. im Wust der Informationen unter, so dass es angezeigt ist, hier regelmäßig darauf hinzuweisen. Die ehemaligen PromotionsstipendiatInnen zeigen sich dabei informierter als ihr Pendant. Von allen Befragten sind dennoch in der Folge insgesamt nur knapp 11 Prozent als ReferentInnen registriert – auch dies signifikant unterschiedlich nach Stipendientyp: Promovierte sind dreimal so häufig angemeldet wie die KommilitonInnen mit Studienabschluss und werden ebenso häufiger angefragt – insofern also ein sich selbst perpetuierender Effekt, der aber in Unterschieden der fachlichen Expertise bei beiden Gruppen begründet sein dürfte.

Offensichtlich werden aber auch jenseits solcher Listen ReferentInnen um einen Beitrag angefragt; jedenfalls berichten fast 17 Prozent davon (ohne Abb.). Das dürfte auf Basis persönlicher Beziehungen von statten gehen. Eine Institutionalisierung in Form der Registrierung ist in jedem Fall die bessere Lösung. Anfragen sind nach Stipendientyp ungleich verteilt: Promovierte tragen signifikant dreimal häufiger vor – sie dürften u. a. ihre Expertise im eigenen Forschungsbereich einbringen (ohne Abb.). Als ReferentIn bereits vorgelesen haben sogar über 19 Prozent (ohne Abb.) – anscheinend besteht eine leichte Unschärfe im Hinblick auf den hier relevanten Fragekatalog bezüglich Registrierung bzw. dem Status als ReferentIn.

Sich aus der aktiven ReferentInnentätigkeit zurückgezogen zu haben, geben nur gut zwei Prozent der Befragten an – welche Gründe dafür bestanden, wurde nicht erfragt. Auch hier bestehen die oben referierten Unterschiede nach Stipendientyp. Insgesamt aber scheint das ReferentInnennetzwerk ebenso wie das ModeratorInnennetzwerk und dasjenige der AutorInnen noch relativ dünn ausgebildet zu sein, so dass sich hier eine Aufgabe für das Studienwerk, die Stiftung insgesamt und/oder den Alumni-Verein stellt. Zu beachten ist dabei, dass offensichtlich nach Abschluss der Förderungsarbeit das Interesse an einer Mitwirkung steigt – entweder, weil sich die ehemaligen StipendiatInnen nun mehr zutrauen, ihnen die Formalia besser bekannt sind oder sie erst zu diesem Zeitpunkt als ausgewiesene WissenschaftlerInnen für die Rosa-Luxemburg-Stiftung attraktiv werden. Jedenfalls sollten die Gründe dafür genauer untersucht werden, als dies mit dem vorliegenden Datensatz gelingen kann.

Dass es diebezüglich durchaus zu einem «Fremden» zwischen Stiftung und ehemals Geförderten kommen kann, wird in der folgenden Interviewsequenz deutlich:

«S1 Aber was ich mich schon wundere ist, dass es dass ich auch keinen (.) Also ich meine, man müsste ja theoretisch sich, auch wenn die Themen unterschiedlich sind, auf so einer – ähm wissenschaftstheoretischen Ebene sich eigentlich begegnen, ja- also im

Diskurs. Aber auch das, hab ich- da wird dann- gibt's, gefühlt jetzt- ich habe das nicht nachgeprüft, aber so wie es wahrgenommen habe- 27 Debatten über Gender und äh- so, aber das was- äh- was mich bewegt hat, wissenschaftstheoretisch, das habe ich dort nicht gefunden. Ähm nun habe ich mich da auch nicht eingebracht, dass muss man dann immer dazu sagen, also weil»

«S2: /Man muss sich da auch immer selber ans Näschen greifen»

«S1: /Ja, weil- Ja- Ja, aber da muss es ja irgendwie»

«S2: /Man wirft sich das immer selber so vor, dann- ja»

«S1: /Ja, das sollte man vielleicht auch tun, wenn -wenn man es kritisiert, aber ich habe dort keinen Punkt gefunden, wo ich hätte anschließen können (.) das ist- und das- Da frag ich mich so ein bisschen: Ist die Stiftung jetzt dafür da, so die- die Randbereiche abzudecken, weil die exkludiert werden? Das ist ja auch ein- ein sehr ehrenwerter Ansatz (.) dann ist aber der Randbereich Mainstream innerhalb der Stiftung- was ja als Gegenentwurf auch zu akzeptieren ist, aber dann hat man, wenn man nicht aus dem Randbereich kommt (.) Schwierigkeiten sich eben einzubringen und das hat, führt aus meiner Sicht auch ein bisschen dazu, dass die Stiftung sich selber ein bisschen, ich sag mal, gesellschaftlichen Randbereich macht. Und das ähm- also wenn ich es vergleiche mit der Friedrich-Ebert-Stiftung, wo ich äh- ich will jetzt gar nicht über Mittel- die haben wahrscheinlich, ich weiß auch nicht warum und ob die, das wisst ihr vielleicht besser, mehr Mittel haben, aber- was die an an Studien bringen, das ist jetzt nicht

das Studienwerk, aber die Stiftung selber an Studien, die wirklich gesellschaftlich relevant sind, die auch breit rezipiert werden- äh- und das ist ja jetzt auch nicht totaler Mainstream, was die machen. Da staune ich immer und denke: Mensch, wie kriegen die das hin? Oder auch die Böll-Stiftung. Äh, aber bei der Friedrich-Ebert-Stiftung fällt es mir eigentlich am stärksten auf, dass die wirklich Themen, die brisant sind, die woanders nicht vorkommen und trotzdem wurde Punkte in der gesellschaftlichen Debatte aufgreifen, so zu platzieren, dass sie breit wahrgenommen werden. Das schafft die Rosa-Luxemburg-Stiftung nicht. Warum nicht?»

Die Situation wird im Beispiel nicht – wie von S2 eingebracht – auf sich selbst bezogen, sondern von S1 als Stiftungsproblem adressiert: die Stiftung agiere an den Rändern der politisch relevanten Zonen und besetze dort Themen – eine wichtige, aber womöglich überpronounced Zielstellung, die jedenfalls nicht in einer übergroßen Reichweite mündet. Das minimiert zugleich die Chancen für ehemalige StipendiatInnen, über die Stiftung gesellschaftlich relevante Positionen verbreiten zu können. Über diese Kritik nachzudenken, dürfte Aufgabe der Stiftung insgesamt sein – vermutlich wird

eine Antwort kein Entweder-Oder-Kalkül transportieren, sondern graduelle Annäherungen ohne Identitätsverlust transportieren müssen. Die Fremdheit im eigenen Haus ist den StipendiatInnen auch nicht abzunehmen – sie ist vielmehr Zeichen einer pluralen Linken, die ein breites Spektrum abdeckt und insofern ihr Zuhause auch, aber nicht nur, in der Rosa-Luxemburg-Stiftung hat.

7.6 AKTIVITÄT IM RAHMEN DER ROSA-LUXEMBURG-STIFTUNG NACH DER FÖRDERUNG

Um Aktivitätsbereiche der ehemaligen StipendiatInnen im Umfeld der Rosa-Luxemburg-Stiftung nach der Förderphase zu erfassen, wurde den Teilnehmern eine Liste ihrer Aktivitäten vorgelegt, die sowohl gegenwärtige Tätigkeiten als auch nach der Förderphase aufgenommene, aber gegenwärtig nicht fortgesetzte Aktivitäten erfasste.

Dass Aktivitäten für die Förderinstitution nach einer Förderphase abnehmen, dürfte natürliche Entwicklung sein. Die genauen Daten zeigen folgende Trends:

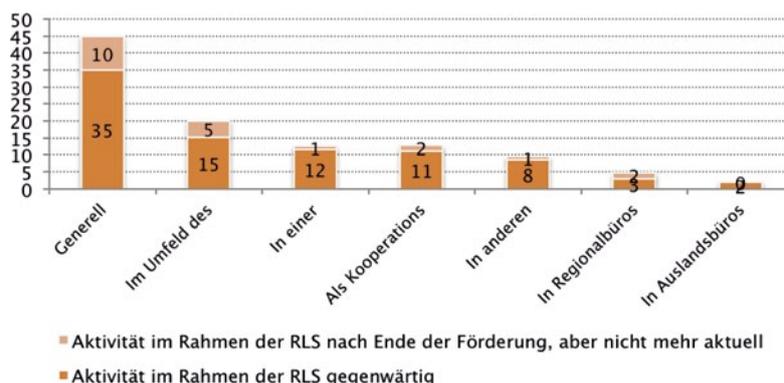


Abb. 75: Aktivität im Rahmen der Rosa-Luxemburg-Stiftung nach der Förderung (in %)

Insgesamt addiert sich der Anteil derjenigen, die nach der Förderung im Rahmen der Stiftung und deren Umfeld tätig werden und es zum Zeitpunkt der Befragung weiterhin sind, auf über ein Drittel (fast 35 Prozent). Beachtet man auch diejenigen, die ihr zwischenzeitliches Engagement nach der Förderung mittlerweile eingestellt haben, so steigt der Anteil auf 45 Prozent. Dabei bestehen Unterschiede nach dem Stipendientyp (ohne Abb.): Ehemalige PromotionsstipendiatInnen sind etwa eineinhalbmal so aktiv wie ihre Vergleichsgruppe. Ebenso sind während und/oder nach der Förderphase parteipolitisch engagierte doppelt so stark involviert wie ihre parteipolitisch inaktive Vergleichsgruppe. In einer Landesstiftung, als KooperationspartnerIn oder in anderen Bereichen in der Bundesstiftung sind männliche Befragte doppelt so häufig engagiert wie weibliche.

Wie sieht es nun in den ausgewählten Bereichen aus (Abb. 75)? Im Umfeld des Studienwerks ist naheliegender Weise die umfassendste Expertise gebunden: Über 15 Prozent aktuell Aktive und knappe 5 Prozent,

die inzwischen ihr Engagement (zumindest vorübergehend) eingestellt haben. Hier scheint das Studienwerk gegenüber anderen Bereichen der Stiftung einen Heimvorteil generieren zu können, der vermutlich auf die eigene gute Arbeit zurückzuführen ist, wie selbst der Transfer in andere Bereiche ja durch das Studienwerk unterstützt wird. In einer Landesstiftung agieren derzeit fast 12 Prozent; die Abwanderung an früher Tätigen beläuft sich auf eineinhalb Prozent. Für die Landesstiftungen dürfte der regionale Bezug vorteilhaft sein, wenn es um Rekrutierung Ehemaliger (zumal parteipolitisch Engagierter, die diesbezüglich aktiver sind als parteipolitisch inaktive KommilitonInnen) geht. Allgemein als KooperationspartnerIn oder ReferentIn geben sich gute 11 Prozent zu erkennen, ergänzt durch ehemals Aktive im Umfang von gut 2 Prozent. Ehemalige PromotionsstipendiatInnen sind etwa doppelt so aktiv wie ehemalige StudienstipendiatInnen (ohne Abb.). Interessanterweise sind ehemalige TeilstipendiatInnen dreimal so häufig aktiv wie ehemalige VollstipendiatInnen bzw. ideell Geförderte.

In anderen Bereichen der Bundesstiftung zeigen sich aktuell fast neun Prozent aktiv. Ein Prozent aller Befragten hat dies nach vorübergehender Aktivität gegenwärtig eingestellt (Abb. 75) – wiederum sind während und/oder nach der Förderphase parteipolitisch Engagierte aktiver als die Vergleichsgruppe. In den Regionalbüros der Stiftung agieren zum Zeitpunkt der Befragung 3 Prozent aller TeilnehmerInnen der Studie, hinzu kommen eineinhalb Prozent ehemals hier Aktiver. Schließlich gibt es auch in Auslandsbüros VertreterInnen der ehemals Geförderten: sie machen 2 Prozent der Befragten aus. Es zeigt sich also eine große Bandbreite der Einsatzgebiete – insgesamt auch eine erfreuliche Stärke der Engagierten nach der Förderung, mit einem quasi-natürlichen Spitzenreiter Studienwerk: Grund dafür dürfte u. a. sein, dass Erfahrungen an nachfolgende Kohorten vermittelt werden sollen, um so etwas für die erhaltene Unterstützung zurück zu geben.

Es besteht aber auf Seiten der Ehemaligen offenbar auch Ungewissheit darüber, ob das angezeigte Interesse an einem weiteren Engagement in der Stiftung auch wahrgenommen wird. Diese Unsicherheit dürfte erst mit Berichten von erfolgreichen Projekten einzudämmen sein. Eine Ursache davon ist die Art, wie die Stiftung mit den Ehemaligen kommuniziert – darauf verweist etwa die folgende Ausführung aus einem Einzelinterview:

«Ja, aber ansonsten gab es auch keine- keine persönlichen Zugriffe auf mich von der Stiftung, außer diese pauschalen Anschreiben an Ehemaligen, aber ansonsten. Wobei, was ich mir jetzt denken könnte, was- wenn sie. Wenn ich hier irgendwo verzeichnet wäre als: Ist Spezialist für- Oder: Hat schon mal la la la. So und mich dann auch vielleicht mal anrufen würde. Das ist nicht passiert. Also habe ich auch nicht vermisst, aber- hätte ich mir denken können oder habe ich mir früher so vorgestellt, dass es dann so darauf hinausläuft»

Die Stiftung tritt als Nachfragende jenseits pauschaler Anfragen zumindest nicht für alle gleich sichtbar auf – es scheint damit von Netzwerken wie auch von der eigenen Aktivität abzuhängen, ob man für die erhaltene Unterstützung im Sinne eines Reziprozitätsansatzes etwas zurückgeben bzw. im Generationenvertrag nachfolgende StipendiatInnen unterstützen kann. In dieser Frage scheint die Stiftung Kapazitäten und Potenziale ungenutzt zu lassen.

7.7 ORIENTIERUNGEN AUF ALUMNI-ARBEIT UND AUSTAUSCH MIT EHEMALIGEN

Ein weiterer Bereich von Interesse sind die Bedarfe der Ehemaligen selbst im Hinblick auf die Alumni-Arbeit. Ehemalige TeilstipendiatInnen zeigen sich (auf hohem Niveau) hier vergleichsweise partiell interessiert (59 Prozent); ehemalige VollstipendiatInnen schon stärker (66 Prozent) und insbesondere ideell Geförderte (76 Prozent) drücken ganz überwiegend ein Interesse aus (ohne Abb.).

Dazu eingehender befragt wurden jene 65 Prozent aller Befragten, die ein Interesse an der Alumni-Arbeit angaben. Diese annähernd zwei Drittel können zugleich als Response-Potenzial der Alumni-Arbeit angenommen werden; ein Drittel hat daran zum gegenwärtigen Zeitpunkt kein Interesse. Die folgende Darstellung wichtiger Aspekte der Orientierung auf die Ehemaligen-Arbeit bezieht sich nur auf die Interessierten:

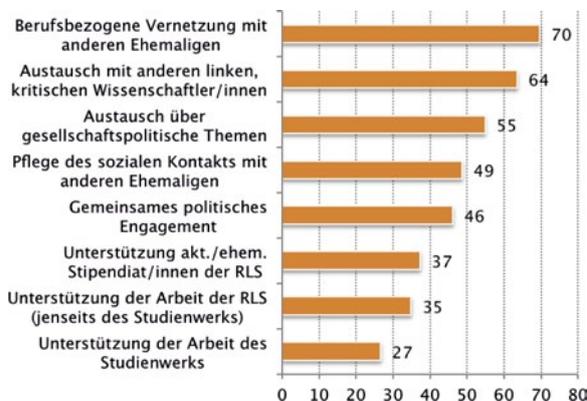


Abb. 76: Wichtige Aspekte des Ehemaligen-Austauschs (Zustimmung, in %)

Fast 70 Prozent der Alumni-InteressentInnen zeigen sich interessiert an berufsbezogener Vernetzung mit anderen Ehemaligen – vermutlich vor allem, um eigene berufliche Chancen zu erhöhen oder um linke Netzwerke in dem jeweiligen Beruf zu festigen. Mit fast 64 Prozent ist der Anteil derjenigen, die den Austausch mit anderen linken, kritischen Wissenschaftlern pflegen wollen, annähernd gleich hoch. Den Austausch gesellschaftspolitischer Themen finden fast 55 Prozent erstrebenswert, und fast 49 Prozent möchten den Kontakt mit anderen Ehemaligen aufrecht erhalten. Gemeinsames politisches Engagement ist gut 46 Prozent wichtig – bei

den während und/oder nach der Förderphase parteipolitisch Engagierten stärker ausgeprägt als bei parteipolitisch Inaktiven. Jenseits dieser zum einen eng beruflichen, zum anderen politisch-sozialen Kriterien fällt der direkte Support etwas zurück: Im Sinne eines Aktes der Gegenseitigkeit zeigen noch gut 37 Prozent der ehemaligen StipendiatInnen Interesse an der Unterstützung aktueller oder ehemaliger Geförderter. Dieses Interesse ist bei Befragten aus Elternhäusern, in denen beide Elternteile einen akademischen Abschluss haben, am stärksten ausgeprägt, gefolgt von Befragten aus nicht-akademischen Elternhäusern. Auch während und/oder nach der Förderphase parteipolitisch Engagierte sehen darin deutlich häufiger einen wichtigen Aspekt als ihre Vergleichsgruppe. Für 35 Prozent der an Alumni-Arbeit interessierten Befragten erstreckt sich das etwas allgemeinere auf die Arbeit der Stiftung (ohne Studienwerk). Diesbezüglich drückt die Hälfte der positiv zur Alumni-Arbeit eingestellten TeilstipendiatInnen daran Interesse aus, aber nur ein Drittel der relevanten VollstipendiatInnen und nur ein gutes Zehntel der ideell Geförderten (ohne Abb.). Fast 27 Prozent der an Alumni-Arbeit Interessierten wollen die Arbeit des Studienwerks unterstützen.

Die Interviewten berichteten ganz überwiegend positiv über die mit der Förderung einhergehenden Chancen zum Aufbau eines Netzwerkes und verlängern sie prospektiv in die Zeit nach einer Förderung in Richtung eines Alumni-Netzwerkes, wie die folgende Gruppendiskussionssequenz verdeutlicht:

«T1: Ich habe auf jeden Fall neue Leute kennengelernt. Ich habe auf jeden Fall neue Leute kennengelernt, die ich sonst so wahrscheinlich nicht kennengelernt hätte. Die aus anderen Städten gekommen sind und die dann noch was anderes studiert haben oder sonst irgendwas. Ich würde nicht sagen dass ich mir ein so unglaubliches Netzwerk aufgebaut habe, dass mir jetzt für meine berufliche Zukunft wahnsinnig viel hilft, aber nichtsdestotrotz, weiß ich wenn ich mal in [A-Stadt] bin oder in [B-Stadt] könnte ich mal die oder den vorher anmailen und man kann mal »nen Kaffee trinken oder so. Oder weiß der Teufel dass dann irgendwo eine Stelle ausgeschrieben ist, könnte ich mal nachfragen, taugt das was?»

«T2: Also soweit glaub ich schon. Also bei mir muss ich ganz ehrlich sagen, ich habe auch immer wieder interessante Perspektiven kennengelernt, lustige Themen von denen man nichts gehört hat. Da habe ich situativ Leute kennengelernt, aber das daraus irgend ne Beziehung entstanden ist, das ich irgendwen anrufen könnte Null. Und ich find's sehr schade, weil ich glaube so ne Stiftung bietet die Möglichkeit zu so ner Community und das man sagt: Ey warst und nicht auch und das man sich eben gerade im beruflichen Umfeld hilft, ich war auf einigen Ehemaligen Treffen, das findet so nicht statt, ob das nun am junge Alter der Studenten liegt oder auch an gewissen kulturellen Sachen liegt, weiß ich nicht, aber ich finde der Moritz mach ja ganz viel in Richtung Berufssachen und so, finde ich aber

super und ich finde schade dass es dieses Bewusstsein nicht gibt. Und das finde ich schade, weil man kennt sich, man hilft sich.»

«T1: Aber ich glaube das geht jetzt auch erst so langsam los mit den Ehemaligenvereinen und so weiter, wahrscheinlich liegt es an dem jungen Alter der Stiftung. So was braucht ein bisschen Zeit und es braucht ein bisschen Bewusstsein und es braucht halt auch erst mal eine Reihe Ehemaliger die irgendwo angekommen sind und nicht die ganze Zeit am rumhetzen sind um ihre Existenz zu sichern, weil dann kannst du dich erst mit so Fragen auseinandersetzen und kannst sagen. Ich hätte auch etwas zu bieten zum Netzwerken und ich bin ja nicht nur in der Situation etwas haben zu wollen.»

«T2: Ich war schockiert, als ich das erste Ehemaligentreffen hatte und die einzige die bei nem Unternehmen gearbeitet hat, ich war eine einzige Person von 25 fand ich schon krass muss ich sagen und ich glaube aus beruflich Gründen, ich weiß nicht ob die Stiftung da so der, wenn nicht andere, selbst wenn man an der Uni bleiben will, es gibt irgendwie in Berlin sollt jemand zum Professor ernannt werden und wurde nicht, weil er im Auswahlausschuss von der Rosa-Luxemburg-Stiftung sitzt. Also ich glaube nicht dass es positiv ist, also offiziell nicht, wenn man es veröffentlicht, aber auch hinter den Kulissen glaube ich dass es noch nichts, leider, bringt. Aus rein sozialen Gründen zum Ehemaligentreffen fährt und dann nen lustigen Tag mit Leuten hat, weil lustigerweise da die Leute sind die keine Gefechte ausfechten wollen, sondern nur echt nette interessante Sachen.»

Auch in diesen Beiträgen scheint immer wieder der Reziprozitätsgedanke des (zeitlich versetzten) Gebens und Nehmens durch – gerahmt durch die Erkenntnis, dass der Zeitraum für einen Aufbau erst kurz war, weitere Zeit benötigt und so gegenwärtig eher eine reale Utopie in den Startlöchern denn ein schon eingeschliffenes Netzwerk ist. Deutlich wird auch, dass die materielle Absicherung der Ehemaligen eine fundamentale Voraussetzung ist.

Eine Voraussetzung für die oben angesprochenen Aspekte und Vorstellungen vom Austausch mit Ehemaligen ist die Alumni-Arbeit der Stiftung und im Weiteren auch des Alumni-Vereins. Als relativ neue Einrichtungen leisten sie gegenwärtig Aufbauarbeit. Inwieweit dabei schon eine Verankerung gelungen ist, zeigen die Daten zur Kenntnis der Ehemaligen-Arbeit des Studienwerks auf Seiten der Befragten:

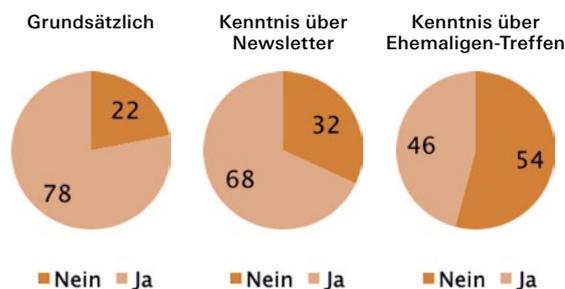


Abb. 77: Kenntnis über die Ehemaligen-Arbeit des Studienwerks

Mit gut 78 Prozent sind mehr als drei Vierteln der ehemaligen StipendiatInnen die Bemühungen des Studienwerks um einen Austausch bekannt – ein überaus guter Wert, bedenkt man die relativ kurze Zeitdauer des Programms. In und/oder nach der Förderphase parteipolitisch Aktive zeigen sich deutlich informierter, was zu einer Reflexion der Kommunikation des Angebots an die Ehemaligen Anlass geben sollte, will man nicht auf parteipolitisch homogenisierte Alumni-Arbeit orientieren. Zur guten Verbreitung beigetragen hat mit großer Sicherheit der Newsletter: In Relation zur allgemeinen Kenntnis der Ehemaligen-Arbeit des Studienwerks ist der Bekanntheitsgrad des Newsletters allerdings deutlich geringer, wenn auch auf einer beachtlichen Höhe. Er allein kann demnach nicht die Quelle des Wissens um die Ehemaligen-Arbeit sein.

Noch etwas ungünstiger sieht es in Bezug auf ein Instrument aus, das direkten Austausch geradezu fördert: die Ehemaligentreffen. Als Gelegenheit, andere Alumni mehr oder weniger regelmäßig zu treffen, durch Anwesenheit von VertreterInnen des Studienwerks auch hinsichtlich der Entwicklungen dort wie auch in der Rosa-Luxemburg-Stiftung insgesamt informiert zu werden und einige der oben stehenden Zielsetzungen und Partizipationswünsche an die Alumni-Arbeit zu realisieren, sind Ehemaligentreffen extrem wichtig – allerdings sind sie nur knapp der Hälfte der Befragten bekannt: Knapp 46 Prozent haben Kenntnis über die Treffen.

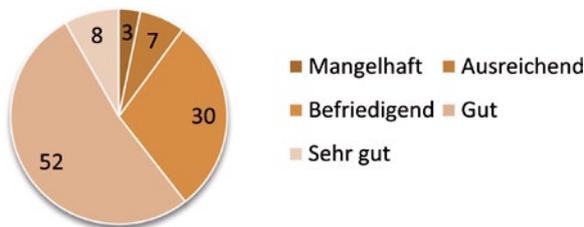


Abb. 78: Generelle Bewertung der Ehemaligen-Arbeit (in %)

Vor diesem Hintergrund muss auch die in Abbildung 78 (nächste Seite) dargestellte generelle Bewertung der Alumni-Arbeit gelesen werden: Offensichtlich wurde darüber auch von denjenigen abgestimmt, die wenig oder keine Kenntnis besitzen. Das muss jedoch das Votum nicht abqualifizieren – der eigenen Meinung nach nicht informiert zu werden, mag ja eine berechtigte Kritik sein, selbst wenn sie auch auf die eigenen Rezeptionsmuster zurückzuführen ist. Angebot und Nachfrage passen in diesen Fällen offensichtlich nicht zueinander, was wiederum konzeptionelle Überlegungen evozieren sollte.

Eine kleine Minderheit von gut 3 Prozent vergibt die Note «mangelhaft» und drückt damit mehr oder weniger völlige Unzufriedenheit mit der Alumni-Arbeit des Studienwerks aus. Weitere fast 7 Prozent zeigen sich nicht begeistert, werten aber die Bemühungen als «ausreichend». Zu vermuten ist, dass damit ebenso wenig Motivation zur individuellen Unterstützung

ausgelöst wird, wie die bei der Note «befriedigend» passiert. Diesen Wert vergibt mit fast 30 Prozent eine doch große Gruppe von Ehemaligen, so dass neben der zwar spärlichen, aber doch relevanten deutlichen Kritik (Noten «ausreichend» und «mangelhaft») eine noch relativ große Gruppe eine allenfalls mittlere Qualität der Alumni-Arbeit erkennt. Dem stehen mit gut 52 Prozent mehr als die Hälfte der ehemaligen StipendiatInnen gegenüber, die die Alumni-Arbeit als gut bilanzieren, erweitert um jene gut acht Prozent, die gar eine sehr gute Leistung der VertreterInnen des Studienwerks in dieser Hinsicht sehen. Frauen tendieren hier zu einem freundlicheren Urteil als Männer. Insgesamt 60 Prozent hohe Zufriedenheit mit der Alumni-Arbeit verdeutlichen, dass die bisherigen Formate breite Teile der Befragten erfassen – strategisch gilt es für das Studienwerk zu entscheiden, ob man es bei diesem insgesamt positiven Eindruck belässt oder Restrukturierungen angeht, um die Qualität noch weiter zu verbessern. Ehemalige TeilstipendiatInnen zeigen sich am kritischsten (ohne Abb.): Fast 17 Prozent vergeben die Note Vier oder schlechter, ein Drittel eine Drei und 46 Prozent eine Zwei – lediglich vier Prozent vergeben die Höchstnote. Ideell Geförderte nehmen diesbezüglich eine mittlere Position ein: Fünf Prozent benoten mit Ausreichend, zwei Fünftel mit einer Drei, 45 Prozent urteilen Gut und zehn Prozent vergeben eine Eins. Am besten bilanzieren die ehemaligen VollstipendiatInnen: Ebenfalls fünf Prozent vergeben eine Vier, ein Fünftel eine Drei, 63 Prozent ein Gut und 13 Prozent die Höchstnote.

Jenseits des Newsletters und der allgemeinen Bewertung der mehr oder weniger bekannten regelmäßigen Alumni-Arbeit bieten verschiedene Formate Gelegenheit für Ehemalige, ihren Bedarf an Austausch zu verwirklichen. Befragt nach ihrer Teilnahme, antworteten die Ehemaligen wie folgt:

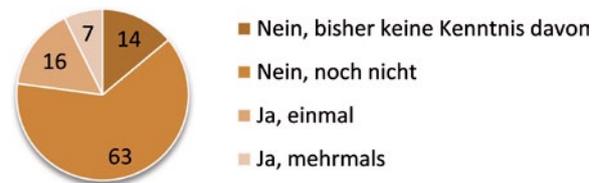


Abb. 79: Teilnahme an Ehemaligenveranstaltungen (in %)

Fast 14 Prozent besaßen bis zum Zeitpunkt der Erhebung keine Kenntnis über solche Treffen, weitere 63 Prozent haben nicht teilgenommen. Fast 16 Prozent haben eine solche Veranstaltung einmal besucht, und über sieben Prozent mehrmals. Mithin wurde bislang ein knappes Viertel durch diese Angebote erreicht, drei Viertel haben das Format so (noch) nicht angenommen.

Ein deutlich positiveres Bild ergibt sich, wenn man die Angaben hinzuzieht, wer sich eine Mitwirkung bei einer Ehemaligenveranstaltung vorstellen kann (siehe Abb. 80 nächste Seite):

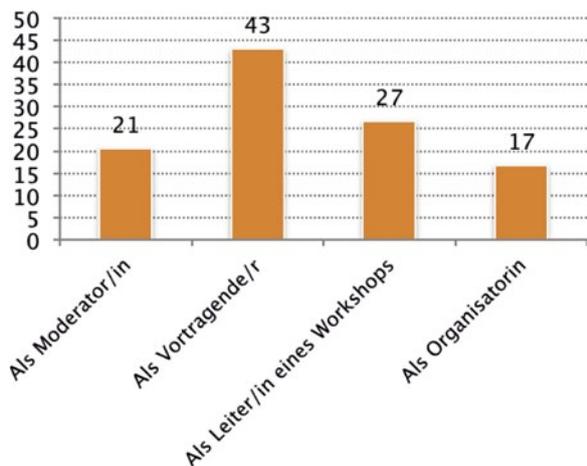


Abb. 80: Vorstellbarkeit der Mitwirkung an einer Ehemaligenveranstaltung in verschiedenen Funktionen (in %)

An Ehemaligen-Treffen mitzuwirken, können sich fast drei Fünftel der Befragten – genauer: fast 58 Prozent – vorstellen. Fast 21 Prozent aller Ehemaligen orientieren dabei auf das Amt eines Moderators/einer Moderatorin, insgesamt 43 Prozent sehen sich als Vortragende (Männer deutlich häufiger als Frauen) und fast 27 Prozent würden einen Workshop leiten. 17 Prozent sehen sich in der Funktion eines Organistors/einer Organistatorin. Dieser Wert differiert signifikant nach dem Stipendiumstyp (ohne Abb.): Ehemalige StudienstipendiatInnen (nahezu 20 Prozent) können sich dies doppelt so häufig vorstellen wie ehemalige PromotionsstipendiatInnen (gut 10 Prozent).

Funktionierende Alumni-Arbeit setzt zum einen entsprechende Strukturen (Newsletter, Personal, Verein) voraus, zum anderen aber auch die Bereitschaft, sich als Alumnus/-a einbringen zu wollen. Auch dazu wurden die Teilnehmer der Studie befragt, wie Abbildung 81 ausweist.



Abb. 81: Vorstellbarkeit einer Mitwirkung in der Ehemaligen-Arbeit der Rosa-Luxemburg-Stiftung (%)

Kenntnisse aus der eigenen beruflichen Praxis in die Alumni-Gemeinde einzuspeisen, können sich fast zwei Drittel der Befragten vorstellen (drei Viertel der männlichen Befragten gegenüber nur drei Fünfteln der weiblichen). Diese Möglichkeit sehen die Ehemaligen als realistische Möglichkeit eines Gebens und Nehmens

an und setzen sie in ihrer Bedeutung weit vor allen anderen Formaten. Ein zwar wesentlich weniger gewählter, aber dennoch gerade für aktuelle wie ehemalige StipendiatInnen wichtiger Aspekt ist die Vergabe von Praktikumsstellen: diesbezüglich können sich fast 28 Prozent vorstellen, aktiv zu werden und entsprechende Stellen zu vermitteln. Darüber hinaus ist es für gut 17 Prozent (die über entsprechende Möglichkeiten verfügen) vorstellbar, in der Vermittlung von Jobs an StipendiatInnen und Ehemalige aktiv zu werden. Das gilt auch für diejenigen 10 Prozent unter den Befragten, die die Vergabe von Forschungsaufträgen in Erwägung ziehen können, um damit ehemalige wie aktuelle StipendiatInnen im Rahmen der Alumni-Arbeit zu unterstützen. Ganz eigene individuelle Wege stellen sich knapp 4 Prozent der Befragten vor, fast 3 Prozent denken an die Vermittlung von Sponsoren sowie knapp 2 Prozent an eine Spendensammlung. Während die ersten vier Punkte zum Teil sehr zeitintensive und inhaltlich aufwändige Formen des Engagement darstellen, die auch eine gewisse Stetigkeit und Nachhaltigkeit bedürfen, sind die letztgenannten Formen eher punktuelle Aktivitäten, mit denen gleichwohl die Arbeit des Alumni-Netzwerkes wirkungsvoll unterstützt werden kann. Insgesamt stellen Vorträge mehr als die Hälfte der in Frage kommenden Aktivitäten in der Ehemaligen-Arbeit der RLS.

Eine nachhaltige Alumni-Arbeit basiert auf vielen Kontaktstrukturen und -wegen; insbesondere das Internet spielt hier eine zunehmend zentrale Rolle. Die Teilnehmer wurden danach gefragt, welche internetbasierten Formate sie in dieser Hinsicht wichtig, welche weniger wichtig finden:

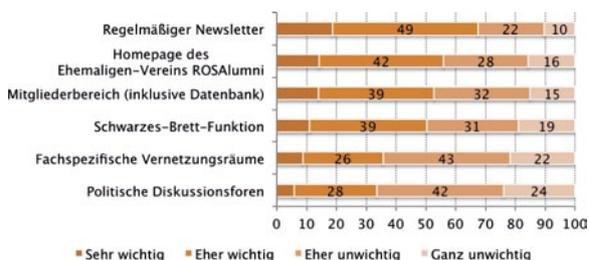


Abb. 82: Relevanz des Internetangebots für Ehemalige (in %)

Einen regelmäßigen Newsletter zu aktuellen Entwicklungen im Studienwerk wie auch in Bezug auf StipendiatInnen und Ehemalige halten über zwei Drittel der Ehemaligen für sehr wichtig oder eher wichtig – ihnen geht es damit um stetige Informationen zum Bereich und zu Personen. Mit 56 Prozent begrüßt mehr als die Hälfte die Homepage des Alumni-Vereins als sehr oder eher wichtiges Angebot im Internet – beide Formate zusammen verdeutlichen die medienaffine Zusammensetzung der ehemaligen StipendiatInnen, die zumeist im Internetzeitalter sozialisiert worden sind. Dies wird auch in den Fragen nach weiteren Angeboten bestätigt: ein geschlossener Mitgliederbereich inklusive Datenbank, mit denen sowohl Austausch als auch Erhalt der Kontaktstruktur möglich wäre, halten fast

53 Prozent für sehr oder eher wichtig, ergänzt um eine Schwarze-Brett-Funktion zum schnellen Info-Austausch: Hier zeigt sich die Hälfte von der Wichtigkeit mehr oder weniger eindeutig überzeugt, während die andere Hälfte dies nicht zu erkennen vermag.

Weitere angebotene Möglichkeiten zur digitalen Kommunikation fallen dagegen in ihrem Bedeutungsgehalt für die Befragten etwas ab: Fachspezifische Vernetzungsräume halten nur knapp neun Prozent der Befragten für sehr wichtig, weitere gut 26 Prozent für eher wichtig – die überwiegende Zahl der Befragten spricht diesem Instrument die Bedeutung mehr oder weniger klar ab. Auch politische Diskussionsforen würden offensichtlich nur eine Minderheit erreichen: Nur knapp sechs Prozent erachten sie als sehr wichtig im Austausch mit anderen Ehemaligen, fast 28 Prozent noch als eher wichtig. Bei Befragten mit migrantischem Hintergrund (ohne Abb.) steigt die Bedeutung leicht an: Knapp zwei Fünftel empfinden solche Foren als wichtig oder sehr wichtig. Insgesamt scheint damit für die Mehrheit der TeilnehmerInnen die soziale Funktion von Internetangeboten bei Weitem wichtiger zu sein als die Funktion als beruflich-professioneller oder politischer Kommunikationsraum. Eine zusätzliche offene Abfrage in der Online-Befragung wurde nur von Wenigen zur Kritik am medienbasierten Austausch genutzt (2 Personen kritisch, 6 weitere Befragte positiv). Geäußert wurde hier, er sei z. B. zu zeitschluckend, könne den direkten Austausch nicht ersetzen, und es wurde eine bessere Vernetzung mit VertrauensdozentInnen in diesem Rahmen angemahnt. Angesichts dieses Feedbacks ist davon auszugehen, dass medienbasierte Kommunikation anerkanntes Mittel ist.

Dass die soziale Komponente keineswegs auf das Internet beschränkt sein soll und ebenso wenig einen Gegensatz zu politischen Aspekten in Bezug auf die Ehemaligen-Arbeit darstellt, belegen die folgenden Daten:

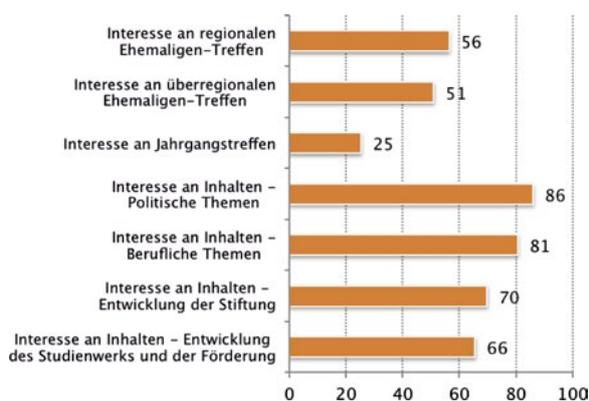


Abb. 83: Interesse an Ehemaligen-Treffen – Ebene und Inhalt der Treffen (in %)

Regionale Ehemaligen-Treffen werden von einer leichten Mehrheit der Befragten präferiert – ganz offensichtlich spielen hier Aufwand und Ertrag eine Rolle: Wenn zu Treffen weite Wege zurückgelegt werden müssen, reicht die Funktion eines Stammtisches nicht mehr

hin, um Attraktivität zu erzeugen. Die Angaben differieren nach Stipendiumstyp (ohne Abb.): Zwei Drittel der ehemaligen PromotionsstipendiatInnen sind eher skeptisch, umgekehrt verhält es sich bei den ehemaligen StudienstipendiatInnen – ob das mit Einkommensverhältnissen zusammenhängt, scheint allerdings fraglich. Diejenigen mit Kindern während der Förderphase sind nochmals signifikant distanzierter als dieser Durchschnitt, Ehemalige mit migrantischem Hintergrund sind dagegen interessierter: 70 Prozent von ihnen begrüßen ein solches Treffen. Die bereits angeschnittene Thematik der als günstig eingeschätzten Vernetzungsoption wird hier offensichtlich über die Förderphase hinaus verlängert. Eine etwas geringere Anzahl an ehemaligen StipendiatInnen ist interessiert an überregionalen Treffen: Dazu wären insgesamt 51 Prozent bereit. Die Präferenz für regionale bzw. überregionale Treffen muss sich dabei keinesfalls ausschließen: Wer überregionale Treffen besucht, ist dazu auch auf regionaler Ebene bereit, andersherum gibt nur wenig größere Vorbehalte. So gesehen handelt es sich eher um eine Grundsatzentscheidung zur (Nicht-) Teilnahme. Der Grund dafür könnte in den zu erwartenden Kontakten liegen. Schließlich sind nur ein gutes Viertel der Befragten bereit, an Jahrgangstreffen teilzunehmen – immerhin die Kohorte, mit der sie ihre intensivsten Erfahrungen im Rahmen der Förderinstrumente machen konnten. Ehemaligen-Treffen gewinnen so ein in die Zukunft gerichtetes Timbre, das abseits reiner Nostalgie zu liegen scheint.

Das belegen auch die präferierten Themen auf solchen Veranstaltungen (Abb. 83): Zuvorderst wird Interesse an politischen Themen signalisiert: Für 86 Prozent (und fast 96 Prozent derjenigen mit migrantischem Hintergrund) ist das ein wichtiger Inhalt der Ehemaligen-Treffen, knapp gefolgt von Themen, die sich um Beruf und Erwerbsleben ranken (fast 81 Prozent, wobei Befragte mit Kindern in der Förderphase noch stärker interessiert sind) – hier präsentiert sich erneut der leicht funktional anmutende Charakter, der solchen Treffen häufig zu Grunde liegt: Auch wenn Freundschaften gepflegt werden, scheint es immer auch um Networking zu gehen. Das Interesse an der Stiftung und ihrer Entwicklung fällt dagegen etwas zurück, wird aber immerhin von fast 70 Prozent vorgetragen – ob hier Prozesse der sozialen Erwünschtheit eine Rolle spielen, kann ebenso wenig abgeschätzt werden, wie dies in Bezug auf das Interesse an der Entwicklung des Studienwerks bzw. der Förderung gesagt werden kann. Bei den beiden letztgenannten Aspekten zeigen sich während und/oder nach der Förderung parteipolitisch Engagierte deutlich interessierter als die KommilitonInnen ohne parteipolitische Aktivität. Insgesamt erscheint das Interesse an Alumni-Treffen als Bindung hinreichend unterstützt, so dass nicht von einem nur vorgeblichen Bedarf an Kenntnissen um Stiftung und Studienwerk auszugehen ist.

Die Gründe der Nichtteilnahme liegen nicht allein in Desinteresse, sondern auch in den knappen Zeitres-

sourcen der Ehemaligen, wie die folgende Sequenz aus einem Einzelinterview dokumentiert:

«U1: Und ich überleg jetzt auch tatsächlich zu diesen Ehemaligentreffen zu fahren, aber manchmal passt es auch nicht. Aber nicht weil das Angebot nicht gut ist, aber man hat ja 1.000 Sachen noch vor. Aber ich find's sehr positiv.»

«I: Ist das in Berlin dann immer oder wechseln dann die Orte mit den Ehemaligentreffen?»

«U1: Letztes Jahr war es in Berlin. Und dies Jahr ist es irgendwo anders und das ist genau was du sagst. Das ist nicht die erste Priorität, und natürlich habe ich auch überlegt da einzutreten. Ich wüsste auch nicht was dagegen spricht, hab's aber bis lang einfach nicht gemacht. Also generell ist es ja so'n bisschen also ich weiß ja nicht ob es so extrem ist, aber die Berlinlastigkeit ist ja nicht von der Hand zu weisen und ich persönlich meine Lust immer nach Berlin zu eiern ist begrenzt. Also in [A-Stadt] ist die [x.-]größte Uni Deutschlands und wir waren 2 Leute. In Berlin 50 oder so oder 100. Aber ich hatte immer den Eindruck dass viele Veranstaltungen in Berlin sind oder Berlin nah sind.»

Die räumliche Zentrierung von Treffen auf Berlin wurde an verschiedenen Stellen des Berichts als Problem der Ehemaligen aus entfernteren Landesteilen angesprochen. Jenseits physischer Treffen, so legt es das obige Zitat nahe, könnte sich der Blick auch auf alternative Formen der Bindung richten: Alumni-Arbeit dürfte damit insbesondere auch auf medialer Grundlage weiterentwickelt sein.

Die Ehemaligen, so lässt sich resümieren, interessieren sich also mehr für die Alumni-Arbeit, als das ihre Teilnahmehäufigkeit an den Angeboten nahelegen scheint. Aber nicht Allen ist der Verein ROSALumni ein Begriff:

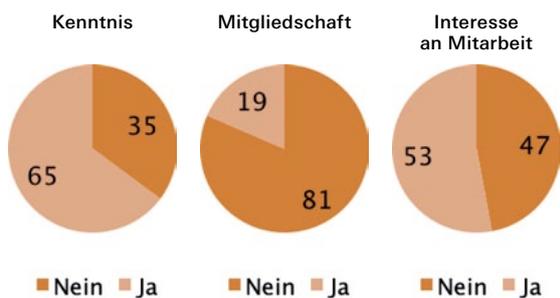


Abb. 84: Statements zum Ehemaligen-Verein ROSALumni (in %)

Fast zwei Drittel der Befragten geben an, den Verein zu kennen – angesichts der relativ kurzen Zeit des Bestehens sicherlich ein beachtenswerter Erfolg – allerdings muss zunächst unklar bleiben, was «Kenntnis» denn eigentlich bedeutet. Sie hängt in den wenigsten Fällen mit Einblicken durch Mitgliedschaft zusammen. Von denjenigen, die Kenntnis von ROSALumni haben, sind nur 18,5 Prozent zum Zeitpunkt der Befragung Mitglied – hier besteht ein erhebliches Potenzial nach oben zu einer Verbreiterung der Ehemaligen-Arbeit auf selbstorganisierter Basis, also auch jenseits der Betreuung durch das Studienwerk.

Insgesamt mehr als die Hälfte aller Befragten interessiert sich für eine Mitarbeit im Verein – ein großes Reservoir an zu aktivierenden potenziellen Mitgliedern, das die Außenwirkung nochmal verstärken dürfte und den Verein allein schon auf Grund der Überwindung einer kritischen Masse an zu wenigen Protagonisten eine Art moderierten Selbstläuferstatus zuweisen könnte – solange die Förderung besteht, ist der Zufluss neuer Mitglieder quasi garantiert, wenn die Arbeit des Vereins anerkannt wird.

Unabhängig vom Status als Mitglied sehen sich die Befragten, die den Verein kennen, nicht generell in der Lage, ihn auch zu bewerten – oder wollen das nicht tun. Es sind nicht alle dazu zu bewegen gewesen, in dieser Frage in Votum abzugeben. Insgesamt verwehrt sich knapp die Hälfte: 34 Prozent, weil sie keine Kenntnis besitzen und weitere 14 Prozent, weil sie nicht bewerten können oder wollen. Das schließt aber einen Notenspiegel nicht aus, wie ihn Abbildung 85 (nächste Seite) wiedergibt, und mindert auch keinesfalls dessen Aussagekraft:

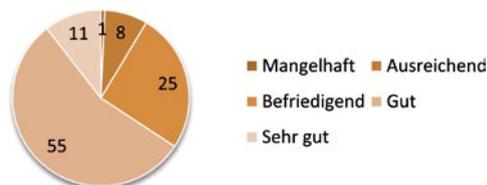


Abb. 85: Bewertung der Arbeit des ROSALumni-Vereins (in %)

Mit der Arbeit von ROSALumni zeigen sich von denen, die um den Verein wissen, fast 11 Prozent vollständig zufrieden und erteilen die Note «sehr gut»; weitere gut 55 Prozent vergeben die immer noch hohe Bewertung «gut» – insgesamt eine hohe Anerkennung der geleisteten Arbeit. Die etwas kritischeren Beobachter des Vereinslebens machen ein gutes Viertel aus. Diese sind überwiegend männlich, während Frauen die Arbeit positiver einschätzen und nur wenig Kritik üben. Deutlichere Kritik bilanzieren insgesamt knapp acht Prozent mit der Vergabe der Note «ausreichend», und nur eine Person kommt zum Ergebnis, die Arbeit des Vereines ROSALumni sei als mangelhaft zu bewerten. Insgesamt also eine erfreuliche Bilanz des noch kleinen und jungen Vereins, der sich den Daten zu Folge in einer Art Aufbruchphase befinden dürfte – das Interesse daran scheint jedenfalls breit gestreut.

Darauf deuten auch die nachfolgend aufgeführten Interviewzitate zum Themenbereich der Bindung(en) der Ehemaligen an die Stiftung und die anderen Ehemaligen in der Zusammenschau hin:

«Ja die eine Frage war ja, wie ging es weiter nach dem Studium und was sind jetzt die Anknüpfungspunkte zur Stiftung. Ich arbeite jetzt seit x Jahren in der [hauptamtliche Tätigkeit im Kontext der LINKEN]. Und es gibt jetzt habe ich eine neue Chefin und das Team ist ein bisschen umgestellt und auf unserer Klausur im Januar habe ich festgestellt, dass was uns alle miteinander verbindet ist unsere Verbindung zur Rosa Lu-

xemburg Stiftung. Dass wir alle auf die ein oder andere Art dahin einen Draht haben. Die eine Kollegin ist Vertrauensdozentin, der andere hat gerade seine Promotion abgeschlossen und ist hier sehr eng verknüpft und verwoben und die andere Kollegin schreibt auch noch über ihre Dis und ist hier auch vielfältig angebunden. Die andere Kollegin auch über ein Stipendium. Und ich bin halt über ein Bildungswerk für politische Jugendbildung noch hier im Rahmen der politischen Jugendakademie über ein Jugendnetzwerks noch angedockt und kenn daher viele Leute und mach da auch noch so ein Seminar im Jahr und das heißt es war ganz spannend zu sehe, dass obwohl wir aus sehr unterschiedlichen Regionalen, wie politisch, strategisch Hintergründen kommen. Dass es halt doch alles in der Stiftung Platz hat, was wir vorhin auch so ein bisschen als Problem vielleicht identifiziert hatten. Aber das ist durchaus so ein Peerwiedererkennungswert linker akademischer Anbindung.»

Bindung und Netzwerkbildung geschieht nicht beiläufig, sondern muss aktiv betrieben werden – selbst in so fokussierenden Bereichen wie im Kontext der LINKEN. Dabei ist es über den Ehemaligenstatus hinaus die grundsätzliche Verbindung zur Stiftung – auch zu VertrauensdozentInnen –, die Gemeinsamkeiten erschafft.

«Du kannst da auch produktiv sein, dass hat die Stiftung immer geboten, dass es halt Möglichkeiten gab, so. Und das fand ich immer- immer schön. Und das ist war auch sehr traurig, dann da nicht mehr zu sein, weil man relativ schnell dann, bis auf die paar, die einem eng sind, den Zugang so auch ein bisschen verliert, so. Das ist dann immer so die- Ich meine, ich arbeite auch so jetzt nebenbei noch in der Rosa-Luxemburg-Stiftung ehrenamtlich im Arbeitskreis, aber so an die große Studienstiftung jetzt die Bindung, die geht schnell weg. Genau, aber es war toll. Also ich bin sehr froh drüber, so.»

Erodierende Bindungen werden dagegen als Verlust erlebt – einzig die persönlichen Beziehungen haben dann Bestand, nicht aber die Einbindung in ein politisches und sozial-kulturelles Netzwerk, das erweiterte Optionen bereithält. Selbst ehrenamtliche Aktivität kann das nicht auffangen – das spricht für eine professionalisierte Alumni-Arbeit, die auch das leistet.

Diese muss allerdings auch Erwartungen erfüllen und sich hinreichend offen zeigen, um nicht abschreckend zu wirken, wie die folgende Gruppendiskussionssequenz belegt:

«V1: Also ich habe [Name] sozusagen noch zwei Jahre kennengelernt und dann war er- ich glaube, vielleicht Promotionsstipendiat, aber ich bin mir unsicher und ähm- dann war aber sozusagen auch dieses Ehemalige für mich schon so ein kleines Geklügel, das für sich funktioniert hat. Und ähm, wo aber sozusagen diese Struktur schon gesetzt war und man quasi neuer Ehemaliger ist, wo ich dann auch denke: Also tut mir leid, also ich will mich da jetzt auch nicht in irgendwelche gesetzten Strukturen reinsetzen, wie ihr seid jetzt

die Ersten von Irgendwas und- da hab ich auch eine Schwierigkeit ranzukommen, ganz einfach.»

«V2: Aber- dass man so ein bissl den Eindruck hat, es handelt sich um so- äh äh selbsternannte exklusive Kreise, das kann ich schon teilen.»

Befürchtungen, dass Exklusivität sich bereits eingeschlichen habe, sind zwar nicht belegbar, werden aber thematisiert und haben von daher eine gewisse Realität. Die neue Struktur wird bisweilen als Fortführung alter Strukturen angesehen – und damit einher geht u. a. auch die Befürchtung, dass entsprechende Organisationsstile (hier: Exklusivität) fortgeführt werden. Dem kann augenscheinlich nur offensiv durch eine entsprechend breite Basis der Entscheidungsgremien der Alumni-Arbeit begegnet werden – was aber zugleich die Grundvoraussetzung für deren Gelingen zu sein scheint.

Wie für den Status als Geförderte gilt auch für die Alumni-Arbeit der Anspruch, einem elitären Charakter auf jeden Fall entgegenzutreten – bis hin zur «Verweigerung»:

«Bei der Stiftung, das ist jetzt Schwenk zu der- zu dem anderen großen Thema, das ich in der Mail auch schon anklingen lassen hab- musste ich natürlich auch schon ein bisschen drüber nachdenken: Warum kenne ich hier weiter keinen? Und so. Und- ja, das hat auf jeden Fall stark damit zu tun, dass einem diese Identität als als Elite überhaupt nicht gefällt (*lacht*) und deshalb will man hier jetzt irgendwie keine Freundeskreise aufbauen, die- Wir waren halt alle mal Stipendiaten. Wir waren halt alle mal die Hochbegabten und so. Und das äh- spielt auf jeden Fall bei mir eine- da sicherlich eine Übervorsicht- da (.) hier keine Lust drauf zu haben so, das so vor sich herzutragen: Ich ja Stipendiat. Und deshalb sich nicht so damit identifizieren, deshalb ähm (.) bin ich auch nicht in dem Alumniverein, den es gibt- [...] Und deshalb kann ich das auch nicht so leiden oder so- äh, weil das dann vom Gefühl her so eine Art Seilschaft ist. Man ist- äh wie heißt das- privilegiert, hier da so ein Stipendium zu bekommen und dann das so noch noch auszureizen und mit den anderen Privilegierten sich zu verketteten- (.) hrrrr, das ist so ein bisschen unschön. Gleichzeitig ist das schon so ist natürlich schade. Da sind viele andere, fitte Leute, sympathische Leute einfach und- natürlich auch schade. Naja, dazu kommen natürlich die- die soziale Seite. Man sieht dann die anderen selten und da entstehen natürlich auch keine Freundschaften oder so. Es sei denn man macht wieder ein Projekt zusammen.»

Aus dem Dilemma, keine Seilschaften an sich unterstützen zu wollen und zugleich die gewonnenen Bindungen hochzuschätzen, gibt es kaum ein Entrinnen – allenfalls konkrete Projekte könnten hier aktivierend wirken. Diese sind aber gerade in der Aufbauphase kaum umstandslos zu realisieren, zeigen aber immerhin eine Möglichkeit für einen konsolidierten Alumni-Verein auf, auch Ehemalige mit Bedenken zu gewinnen.

Wie für die ideelle Förderung besteht auch für die Alumni-Arbeit ein Zeit- und Raum-Dilemma, das in der

folgenden Gruppendiskussionssequenz thematisiert wird:

«W1: Und ich glaube- das war sogar ganz am Anfang meiner Stipendienzeit fand ich das noch ein bisschen besser, weil da waren die Regionaltreffen immer alle in [A-Stadt]. Fand ich sowieso besser (*lacht*), aber auch in der Rosa-Luxemburg-Büro von der- hier. Und da konnte man den äh Mitarbeiter, da hatte man irgendwie Kontakt. Und der war so ein ganz super aufgeschlossener Typ und der hat nicht nur, wie das immer alle sagen, so gesagt: Man kann auch gerne mit mir zusammen Veranstaltungen machen, die euch interessieren. Sondern der halt das auch wirklich gemacht. Und das war dann so eine ganz gute Geschichte, weil das war halt- das hatte halt mehr Kontinuität. Jetzt wechselt das in [Bundesland Z] immer zwischen den unterschiedlichen Städten. Das organisieren die Stipendiaten. Das heißt, man hat eigentlich keine Anknüpfungspunkte mehr, zu den Regionalbüromitarbeiterinnen von der Stiftung. Und ähm- also ich weiß zwar auch, wer das jetzt gerade macht. Aber ich weiß nicht ob ich schon mal jemals mehr als 3 Wörter irgendwie mit dem geredet hab. Ähm- und das führt dann halt auch dazu, dass man oder das ich jetzt als Stipendiatin die die- seitdem das gewechselt hat, eigentlich auch gar keinen Einfluss versucht habe zu nehmen, auf das Veranstaltungsprogramm in [Bundesland Z] und in [A-Stadt]. [...]»

«W2: Also ähm- das hätte zum Beispiel irgendwie gut gefunden, wenn sowas auch immer mal so ein bisschen regionaler ähm- angeboten worden wäre. Das fand ich ein bisschen schade, weil an sowas wäre ich durchaus mal so äh interessiert gewesen und hoffe, vielleicht auch als Ehemaliger da mal noch reinzukommen. Also ich glaube, für dieses Jahr gab es schon sowas mit Zeitmanagement, sowas, ein Workshop. Der war aber, glaube ich- noch in die Zeit reingefallen, als irgendwie noch mit der Masterarbeit beschäftigt war und folglich dessen nicht teilnehmen konnte. Aber das würde ich einfach cool finden, wenn sowas echt vielleicht mal so regionaler organisiert werden könnte-»

Andere argumentieren ganz ähnlich:

«I: Wie sieht es denn überhaupt aus mit der Bindung an sie Stiftung? Fühlt ihr euch da verpflichtet? Bei dir habe ich etwas Protestantisches rausgehört, wer sich verpflichtet fühlt zu den Regionaltreffen zu gehen, der hat wahrscheinlich auch sich generell sich verpflichtet zu fühlen.»

«X1: Ach ne. Verpflichtet nicht also ich bin Mitglied hier in der Regionalstiftung hier in [A-Stadt] und mach hier auch Sachen und biete selber an. Und von daher ist die Verbindung sowieso da. Über meinen Uni Job gibt es da auch Kooperationen, weil wir da gemeinsame Veranstaltungreihen machen, das heißt die Verbindung zur Rosa Luxemburg Stiftung ist über die Landes-Stiftung gegeben. Zur Bundesstiftung ist es tatsächlich eher wenig. Ich les dann auch schon mal so jede Dritte E-Mail die dann so kommt. Das schaff ich nicht alle zu lesen, aber ich guck schon mal in die Betreffzeile rein, aber ich fühle mich jetzt nicht verpflichtet, zu sonem Ehemaligentreffen zu fahren. Das nicht. Weil ich politische Bildung spannend finde und ich glaube dass ich etwas dazu beitragen kann und dann ist sicher auch die Verbindung zur Stiftung hier in Hamburg bestimmt auch über meine Stipendiaten Schaft irgendwie mitbegründet. Das will ich nicht in Abrede stellen. Aber es ist nicht aus dem Pflichtbewusstsein heraus.»

«X2: Aus dem Pflichtbewusstsein sicherlich nicht, da sind die Regionaltreffen sicher auch ein gutes Beispiel für Pflichtveranstaltungen, das mit dem Protestantischen Gottesdienst finde ich sehr schön. Ich muss ganz ehrlich sagen dass es innerlich eine Art gibt, manche Sachen die da vertreten werden finde ich gut, gerade Sachen mit denen man sich vorher beschäftigt hat und sich engagiert hat. Ich muss ganz ehrlich sagen, dass die Mitarbeiter sich sehr engagiert haben. Mit was die Zuschüsse betrifft. Was Toleranz betrifft, wenn man mal nicht zu einer Ferienakademie kann und die alles getan haben. Die hätten auch sagen können, du verlierst jetzt dein Stipendium. Das hätten sie auch machen können. Nichts dergleichen. Sehr toll und da interessiert mich was die machen und wie es weitergeht und mich freuts dass es so aufwärts geht und die ne neue Anschrift bekommen haben und zum Ehemaligentreffen würde ich nur nochmal fahren, weil es letztes Mal so nett war. Wegen den Leuten und einfach weil es nett und anders ist interessante Leute kennenlernen. Allerdings würde das dann wieder ausarten mit Gremien und komischen ideologischen Diskussionen. Aber die tauchen da merkwürdigerweise nicht mehr auf.»

Es wäre zu überlegen, ob der Alumni-Verein regionale Strukturen aufbauen könnte – im Idealfall spiegelbildlich zu den RLS- Landesstiftungen und möglicherweise sogar infrastrukturell von diesen unterstützt.

8 LEBENSWELTLICHE ORIENTIERUNGEN DER STIPENDIATINNEN

Gefördert zu studieren oder zu promovieren ist sicher ein nicht zu unterschätzender Vorteil gegenüber anderen KommilitonInnen – Hochschulen machen aber nur einen Teil der Lebenswirklichkeit der Geförderten aus. Die ehemaligen Studien- und PromotionsstipendiatInnen wurden auch nach anderen wichtigen Lebensbereichen und -orientierungen gefragt, um einen Einblick in die Lebenswelt der heutigen Ehemaligen zu gewinnen.

8.1 RELEVANZ WICHTIGER LEBENSBEREICHE

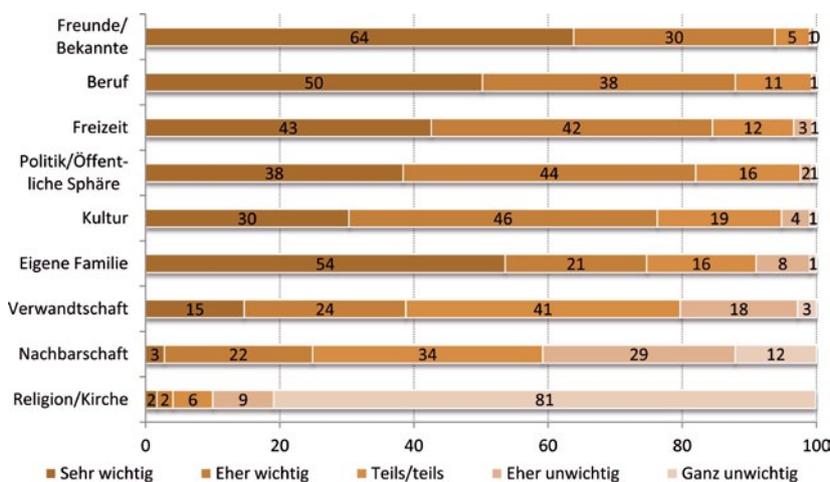


Abb. 86: Relevanz verschiedener Lebensbereiche (in %)

In der Rangfolge der wichtigen Lebensbereiche rangiert das Netzwerk aus Freunden und Bekannten für die Befragten an erster Stelle: Fast 64 Prozent empfinden den Kontakt zu anderen als sehr wichtig, weitere 30 Prozent als eher wichtig. Darauf zumindest in Teilen verzichten können gut 5 Prozent, und wenige Einzelne erklären Freunde und Bekannte zu unwichtigen Personen im eigenen Leben. Die Verankerung in einem sozialen Netzwerk ist damit wichtiges Lebenselixier. Freunde und Bekannte sind vor allem denjenigen ohne Kinder wichtiger als ihrem Pendant, denjenigen mit Kinderbetreuung während der Förderphase. Weibliche Befragte votieren in dieser Hinsicht generell stärker zustimmend als Männer.

Das gilt in fast ebenso hohem Maß für das Erwerbsleben: Die Hälfte der Befragten misst dem Beruf einen hohen Wert für das eigene Leben zu, weitere fast 38 Prozent noch einen eher wichtigen. Für vier Fünftel stellt damit das Erwerbsleben einen zentralen – wenn auch im Gegensatz zu dem Netzwerk aus Freunden und Bekannten- vergleichsweise fremdbestimmten – Bereich dar, der Identität und Selbstwertgefühl vermitteln dürfte. Frauen betonen die Bedeutung des Berufs als relevanten Lebensbereich vergleichsweise deutlicher als Männer.

Sozialwissenschaftliche Analysen zur Wertesymbiose haben vielfach gezeigt, dass der Freizeit ganz allgemein ein hoher Stellenwert für das eigene Leben zugesprochen wird. So auch bei den Befragten: Für mehr als zwei Fünftel ist Freizeit ein sehr wichtiger Lebensbereich, für weitere gut zwei Fünftel immer noch ein eher wichtiger; nur 12 Prozent können dem allenfalls teilweise eine hohe Bedeutung zusprechen. Daran weniger interessiert ist wiederum nur eine kleine Minderheit von insgesamt knapp 4 Prozent – ob dies temporär oder auf Dauer gestellt ist, kann nicht geklärt werden.

Auch denjenigen mit Kinderbetreuung während der Förderphase ist Freizeit ein hohes Gut und nur geringfügig, aber signifikant weniger wichtig als denjenigen ohne die Aufgabe der Kinderbetreuung.

Ein weiterer, den Befragten insgesamt eher wichtiger Bereich ist das Feld der Politik und die öffentliche Sphäre: Gut 38 Prozent ist die politische bzw. öffentliche Sphäre ein sehr wichtiger Lebensbereich, in dem an der Gestaltung auch des eigenen Lebens mitgewirkt werden kann. Weitere fast 44 Prozent sprechen

dem ebenfalls einen wichtigen Status zu. 15 Prozent können eine solche Relevanz für sich aber nur in Teilen entdecken; die Summe derjenigen, die dies gar nicht tun können, ist wiederum verschwindend gering. Sich in die politische Öffentlichkeit einzubringen bzw. deren Dynamiken zu verfolgen, ist überwiegend gesetzter Wert bei den Befragten.

Kulturellen Belange gegenüber offen zeigt sich die Mehrheit der Befragten: Gut 30 Prozent messen diesem Lebensbereich eine hohe Bedeutung zu, für weitere 46 Prozent ist er wichtig und noch gut 18 Prozent können darin teilweise eine Ressource für die eigene Lebensgestaltung sehen. Jeder Zwanzigste der Befragten ist aber nur wenig kulturaffin: gut vier Prozent halten diesen Lebensbereich für eher unwichtig, ein Prozent für völlig unwichtig. Kulturelle Präferenzen stehen damit hinter allgemeiner Freizeitgestaltung, aber auch der politischen öffentlichen Sphäre relativ zurück. Frauen bezeichnen Kultur signifikant häufiger als Männer als wichtigen Lebensbereich.

An sechster Stelle im Ranking, wenn sehr wichtig und wichtig zusammengefasst wird, aber an zweiter, wenn nur die Kategorie sehr wichtig betrachtet wird, steht die Herkunfts- und/oder eigene Kernfamilie. Die eigene Familie ist mehr als der Hälfte der Befragten ein höchst wichtiger Lebensbereich, weiteren gut 21 Prozent ist er noch eher wichtig. Insbesondere diejenigen, die wäh-

rend der Förderphase Kinder zu betreuen hatten, ist die Familie ein signifikant wichtigeres Gut. 16 Prozent zeigen sich der eigenen Familie gegenüber ambivalent. Kritisch im Hinblick auf die familiäre Welt zeigen sich insgesamt neun Prozent mehr der weniger stark.

Mit weitem Abstand zu den zuvor genannten Lebensbereichen folgt die erweiterte Familie: Knapp 15 Prozent der Befragten ist die Verwandtschaft jenseits der Herkunfts- und Kernfamilie ein sehr wichtiger Lebensbereich; ein weiteres knappes Viertel misst ihr einen wichtigen Stellenwert zu – Frauen wiederum stärker als Männer. Für fast 41 Prozent ist das nur in Teilen gültig und für weitere fast 18 Prozent ist sie eher unwichtig. Eine noch gesteigerte Distanz lassen dann noch knapp drei Prozent der Befragten erkennen. Insgesamt zeigt sich also eine klare Konzentration auf die Kern- und/oder Herkunftsfamilie an. Befragte mit migrantischem Hintergrund neigen stärker dazu, auch die Verwandtschaft als relevanten Lebensbereich anzusehen; 56 Prozent von ihnen empfinden sie als wichtigen oder sehr wichtigen Teil ihres Lebens.

Das gilt auch für die Nachbarschaft im unmittelbaren sozialen Nahraum: Als sehr wichtig sieht nur eine sehr kleine Gruppe der Befragten die eigene Nachbarschaft an, für eher wichtig halten diese gut 22 Prozent. Ein gutes Drittel schreibt der Nachbarschaft in Teilen eine Relevanz für das eigene Leben zu, aber fast 29 Prozent nehmen dies als eher unwichtigen und weitere gut 12 Prozent als sehr unwichtigen Part ihres Lebens wahr, was möglicherweise an ihrem eigenen (noch) transitorischen biographischen Status liegt. Eine wirkliche Verankerung gelingt offensichtlich eher selten – das dürfte angesichts der oben festgestellten ansonsten überaus differenzierten Kontaktstrukturen kaum ein Problem darstellen. Sind während der Förderphase Kinder vorhanden, wird Nachbarschaft tendenziell positiver bewertet – vermutlich auch als Teil eines Betreuungsnetzwerkes.

Bleibt ein letzter Bereich, der wenig überraschend eine geringe Relevanz für die Befragten aufweist: Religion und Kirche spielen für das Leben nur sehr weniger Befragte eine wichtige oder eher wichtige Rolle (jeweils 2 Prozent). Für mehr als vier Fünftel ist dieser Lebensbereich völlig unwichtig, für weitere neun Prozent eher unwichtig und nur knappe sechs Prozent erkennen eine partielle Relevanz. Diejenigen mit Kindern bereits zur Zeit der Förderung sind hier bei gleicher globaler Tendenz signifikant weniger ablehnend gestimmt.

Insgesamt zeigt sich eine Dominanz von Lebensbereichen, in denen die Person der/des Befragten im Mittelpunkt steht: persönliche Netzwerke, der Beruf und die eigene Freizeit sind subjektiv zu besetzende Felder, denen gleichwohl eine hohe kollektive Qualität beizumessen ist. Es folgen sozial-kulturelle Lebensbereiche und Herkunfts- und/oder Kernfamilie. Erweiterte Familienstrukturen und Nachbarschaft spielen demgegenüber eine deutlich geringere Rolle, während religiöse Vergemeinschaftung in weiten Teilen irrelevant

ist. Das weckt Assoziationen einer großstädtisch geprägten Lebensform, die ja immer auch Teil des Lebens von Studierenden ist. Es scheint aber auch eine traditionell linke Einstellung gegenüber Religion, aber auch den traditionaleren Vergemeinschaftungsformen Verwandtschaft und Nachbarschaft durch.

8.2 POLITISCHE POSITIONIERUNGEN

Wie sieht es vor diesem Hintergrund mit der politischen Selbstverortung der Befragten auf dem Links-Rechts-Spektrum aus? Um diesbezüglich Erkenntnisse zu gewinnen, wurden die Teilnehmer gebeten, sich auf einer zehnstufigen Skala selbst zu verorten:

Sehr stark links orientiert	2	3	4	5	6	7	8	9	Sehr stark rechts orientiert
37	37	21	4	1	0	0	0	0	0

Tab. 9: Links-Rechts-Selbsteinstufung (in %)

Über ein Drittel – knapp 37 Prozent – umschreibt die eigene politische Position als sehr stark links orientiert, eine nochmals marginal größere Gruppe (über 37 Prozent) verortet sich einen Platz daneben auf dem Links-Rechts-Kontinuum. Damit bezeichnen sich fast drei Viertel der Befragten als stark oder sehr stark links orientiert. Eine weitere große Gruppe – über ein Fünftel der Befragten – befindet sich mit ihrer Positionierung im der Mitte der linken Hälfte der Skala, während fast 5 Prozent eine stärkere Tendenz in Richtung Mitte-Links ausweisen. Kein Protagonist steht rechts des Balancepunkts des Kontinuums.

Die stark linke Positionierung wird auch in der Frage nach der Aktivität in Parteien deutlich (ohne Abb.): Von den befragten Ehemaligen sind fast 21 Prozent in Parteien aktiv – ein hoher Prozentsatz, wenn man den allgemeinen Bevölkerungsanteil als Vergleichsmaßstab nimmt. Fast alle davon (19,7 Prozent) sind in der LINKEN aktiv, Einzelne bei SPD oder Bündnis90/Grüne oder in anderen linken Parteien. Fast acht Prozent der Befragten bekleiden ein politisches Amt in oder ein Mandat für die LINKE (aber kein/e Befragte/r für eine andere Partei). Nur eine Person ist zudem in einer parteinahen Stiftung aktiv, auf Landesebene sind es zwei Prozent aller Befragten.

Die Mitarbeit in Parteien ist aber natürlich nicht die einzige Möglichkeit, sich gesellschaftlich zu engagieren – vielmehr bestehen eine ausdifferenzierte Gelegenheitsstrukturen auch jenseits des parteipolitischen Feldes (ohne Abb.): In der Radikalen Linken sind knapp 28 Prozent aktiv (diejenigen mit Kindern signifikant geringer: 14 Prozent), in Nichtregierungsorganisationen ein weiteres knappes Viertel der Befragten, in den Gewerkschaften fast 17 Prozent und in den zivilgesellschaftlichen Bürgerbewegungen gut 11 Prozent. Ein politisches Mandat in parteiunabhängigen Organisationen und Netzwerken haben fast sieben Prozent inne, in anderen Zusammenhängen gilt dies noch für weitere zwei Prozent.

Ehemalige, die sich in der Radikalen Linken verorten, formulieren zum Teil auch dezidierte Kritik an der Rosa-Luxemburg-Stiftung und der LINKEN als konstitutiver Teil des zu verändernden Gesellschaftssystems. Ein/e ProtagonistIn einer Gruppendiskussion formuliert diesbezüglich eine prononciert antistaatliche Position:

«Also ich habe da im Prinzip ein gleiches Verhältnis zu den zu den Parteien oder zu der Linken Partei oder zu irgendwelchen anderen- aber dieses- Also letztendlich von der politischen Theorie her, denk ich, ist die Stiftung da, den- den Staat zu erhalten und zu konsolidieren, halt von der linken Seite. Der braucht das auch. Bindet viele äh- Proteste und so, ordnet die ein und bringt diese Meinung auch in den politischen Meinungsprozess ein und so. Einfach so, wie es im Parteiengesetz steht. Die Parteien sind dazu da, den Willensprozess zu formulieren und in die Gesetzgebung einfließen zu lassen. Ja und das ist halt nicht meine politische Ansicht, dass ich mit sozusagen letztendlich Gesetze machen will, sondern eher auf so ein selbstbestimmte- eher- demokratischere Gesellschaft eher mein Ziel wäre und da jetzt auch tatsächlich sozusagen politische Differenzen von der Grundausrichtung her sind mit der Stiftung.»

Diese institutionenkritische Haltung wird auch als Maßstab der Bewertung der Arbeit des Studienwerks herangezogen. So führt die gleiche Person weiter aus:

«Und im Studienwerk kam mir das öfter so rüber, dass die so eins zu eins die Forderung von dem Geldgebenden Ministerium für Erziehung und Forschung und sowas an uns durchgereicht haben und dass jetzt ich mir immer gedacht habe: Hä und wo bleibt da jetzt der Moment, dass ihr jetzt da als Linke sagt: Wir finden Elitenförderung doof. Wo ihr auch mal irgendwann irgendein Ansatz zeigt davon, dass ihr das, was von dem Ministerium verlangt wird, damit wir die Kohlen ausgezahlt bekommen, irgendwie mal reflektiert wird (*lacht*) und irgendwie mal eine Kritik zu der anderen Seite zurück kommt und nicht immer nur: Das Ministerium hat gesagt, die Berichte müssen jetzt so und so sein. Na dann müsst ihr die jetzt so und so machen. Oder was auch immer da noch für Details dann halt ähm durchgegeben wurden. Das fand ich irgendwie- war mir unklar. Die einzige Erklärung ist halt. Die waren scharf drauf, sich zu etablieren als seriöser politischer Player, der genauso seriös ist, wie die anderen Stiftungen. Und von daher, mit dieser Ambition, sich zu etablieren als- nicht mehr wegschiebbare Institution- auch so als seriöser Partner eben, dann ziehen die alle Forderungen durch- ohne- das ist halt so das logische Ziel von ihnen, dass da irgendwie diese ´ne Distanzierung da nicht reinpasst.»

In einem anderen Gruppeninterview wird eine ähnliche, wenn auch nicht so grundsätzlich vorgetragene Kritik am politischen Wirken des Studienwerks laut, die sich am Verhältnis zum Ministerium entzündet:

«Ich hab das auch noch so wahrgenommen und dann auch immer im Spannungsverhältnis der Vertretung der Stips. Naja wo es die letzten 2 Jahre nochmal viel um Umgestaltung der Prozesse ging und ich

da das Studienwerk schon immer sehr institutionsstark empfunden habe. Statt auch mal zu signalisieren oder zu überlegen, wir finden das auch. Lass uns mal nach Strategien gucken, wie das anderes geht. Rechtlich sieht es von der Ministeriumsseite aber so aus, wie können wir da kleines Team, nicht kleines Team, Dinge tun. Und da haben sie sich glaub ich nicht getraut, oder nicht gekümmert. Andererseits ist es glaub ich auch schwer zu durchschauen, wer sich da wo an welchen Stellen, darum kümmert. Das macht jetzt wahrscheinlich das Studienwerk, sondern auch einzelne Leute aus dem Vorstand selber und der ist ja sehr heterogen aufgestellt und auch da gibt es unterschiedliche Einschätzungen was so ein Studienwerk kann und soll. Insofern gibt's glaub ich stiftungsintern im Vorstand bei den Stips, im Studienwerk weiß ich es nicht, gibt halt so viele Richtungen.»

Auch in diesem Beispiel geht die politische Orientierung in Richtung einer Alternative zum Bestehenden, die die Rosa-Luxemburg-Stiftung insgesamt stärker bedienen möge. Letztlich wird in diesen Statements die in der Linken verhandelte Utopie antibürgerlichen Verhaltens eingefordert und es wird moniert, dass die Stiftung diese aus den Augen verliere oder zu verlieren drohe. Die angeführten ProtagonistInnen zeigen sich damit radikaler als die Stiftung bzw. das Studienwerk, anerkennen aber in gewissen Bahnen eine gewisse Gefangenschaft der Institution.

8.3 LEITENDE LEBENS-VORSTELLUNGEN/ SELBSTWIRKSAMKEIT

Jenseits der politischen Positionierung ist politisches wie soziales oder kulturelles Engagement auch durch leitende Lebensvorstellungen konturiert, die das Grundgerüst des Denkens und Handelns bilden. In diesem Zusammenhang wurden die Teilnehmer aufgefordert, die Bedeutung unterschiedliche Vorstellungen für sich selbst auf einer zehnstufigen Skala (von 1 sehr unwichtig bis 10 sehr wichtig) zu bewerten:

Leitende Lebensvorstellungen	Median	Mittelwert
Gesetz und Ordnung respektieren	4	4.16
Hohen Lebensstandard haben	6	5.66
Macht und Einfluss haben	5	4.85
Phantasie und Kreativität entwickeln	8	8.25
Nach Sicherheit streben	6	6.10
Sozial Benachteiligten und gesellschaftlichen Randgruppen helfen	8	8.27
Sich und seine Bedürfnisse gegen andere durchsetzen	4	4.47
Fleißig und ehrgeizig sein	6	5.80
Auch solche Meinungen tolerieren, denen man eigentlich nicht zustimmen kann	6	6.08
Sich politisch engagieren	9	8.19
Die guten Dinge des Lebens in vollen Zügen genießen	8	7.89
An Gott glauben	1	1.88
Etwas im Beruf leisten	8	7.04
Sich selbst verwirklichen	9	8.63

Tab. 10: Leitende Lebensvorstellungen (Median & Mittelwert)

Der Median (= am häufigsten genannter Skalenwert für jedes Item) markiert für jedes der 14 abgefragten Lebensvorstellungen den relativen Schwerpunkt des Antwortverhaltens: Gesetz und Ordnung zu respektieren ist den linkorientierten ehemaligen StipendiatInnen

Weise signifikant: Ehemalige PromotionsstipendiatInnen gewichten dies etwas niedriger (Mittelwert 8,3) als ihr Pendant (Mittelwert 8,7).

Die Daten wurden einer Faktorenanalyse unterzogen und lassen sich in vier Faktoren komprimieren:

Leitende Lebensvorstellungen	Faktor 1	Faktor 2	Faktor 3	Faktor 4
Etwas im Beruf leisten	,682			
Fleißig und ehrgeizig sein	,664	,498		
Gesetz und Ordnung respektieren	,644			
Auch solche Meinungen tolerieren, denen man eigentlich nicht zustimmen kann	,636			
An Gott glauben	,500			
Hohen Lebensstandard haben		,752		
Macht und Einfluss haben		,697		
Nach Sicherheit streben	,384	,655		
Sich und seine Bedürfnisse gegen Andere durchsetzen		,525		
Phantasie u. Kreativität entwickeln			,774	
Sich selbst verwirklichen			,745	
Die guten Dinge des Lebens in vollen Zügen genießen			,639	
Sich politisch engagieren				,831
Sozial Benachteiligten und gesellschaftlichen Randgruppen helfen				,741

eher unwichtig, auch Macht und Einfluss zu besitzen erscheint wenig erstrebenswert und an Gott zu glauben erst recht. Moderatere Abwehr besteht hinsichtlich den Positionen, «sich und seine Bedürfnisse gegen andere durchzusetzen» bzw. «auch solche Meinungen zu tolerieren, denen man eigentlich nicht zustimmen kann». Noch etwas breiter gestreut, aber in der Tendenz ablehnend sind die Perspektiven darauf, «fleißig und ehrgeizig zu sein», «etwas im Beruf leisten zu wollen», «nach Sicherheit zu streben» oder «einen hohen Lebensstandard anzustreben». Letzteres ist tendenziell Befragten mit migrantischem Hintergrund wichtiger als ihrer Vergleichsgruppe – womöglich ein Effekt unterschiedlicher Ausgangslagen, ohne dass dies aber anhand der Daten überprüft werden kann. «Kreativität und Phantasie zu entwickeln», «sich selbst zu verwirklichen», die «guten Dinge des Lebens in vollen Zügen zu genießen», bzw. sich politisch zu engagieren sind demgegenüber von den Befragten weithin geteilt, wenn auch nicht einheitlich ausgeprägte Sichtweisen. Stark und sehr einheitlich ausgeprägt ist auch die Vorstellung, «sozial Benachteiligten und gesellschaftlichen Randgruppen helfen» zu wollen: Die ersten drei Skalenwerte der Antwortkategorie sind bei dieser Frage nicht besetzt, fast drei Viertel aller Befragten wählen die obersten drei Skalenwerte.

Signifikante Differenzen zwischen Studien- und Promotionsstipendiatinnen zeigen sich bei folgenden Items (ohne Abb.): Sich in seinen Bedürfnissen gegen andere durchzusetzen ist unter ehemaligen PromotionsstipendiatInnen (Mittelwert 3,9) signifikant stärker verankert als bei ehemaligen StudienstipendiatInnen (Mittelwert 4,7). Das könnte auf mit der Qualifikation einhergehende erhöhte Konkurrenz im Job hindeuten, kann aber nicht gesichert festgestellt werden. Auch in Bezug auf das Item zur Selbstverwirklichung unterschieden sich die beiden Genusgruppen in gleicher

- KMO: .648; Bartlett-Test auf Sphärizität ist höchstsignifikant
- Erklärungskraft der Faktoren und Reliabilitätsfaktor α :
 - Faktor 1: 23% Varianzaufklärung, Cronbachs α = .69
 - Faktor 2: 13% Varianzaufklärung, Cronbachs α = .65
 - Faktor 3: 10% Varianzaufklärung, Cronbachs α = .58
 - Faktor 4: 9% Varianzaufklärung, Cronbachs α = .58

Tab. 11: Faktorenanalyse Leitende Lebensvorstellungen

In den ersten Faktor «Bürgerlicher Lebensentwurf», der in Teilen eine Abbildung der bekannten Weberschen Begrifflichkeit der «Protestantischen Ethik» transportiert, gehen Vorstellungen davon ein, etwas im Beruf zu leisten, fleißig und ehrgeizig zu sein, Gesetz und Ordnung zu respektieren, tolerant gegenüber anderen Meinungen zu sein, an Gott zu glauben und nach Sicherheit zu streben ein. Der zweite Faktor «Status und Einfluss» bildet sich aus den Items fleißig und ehrgeizig sein, hohen Lebensstandard haben, Macht und Einfluss besitzen, nach Sicherheit streben sowie sich und seine Bedürfnisse gegen andere durchzusetzen. Der dritte Faktor «Selbstverwirklichung» umfasst die Inhalte Phantasie und Kreativität entwickeln, sich selbst verwirklichen und die guten Dinge des Lebens in vollen Zügen genießen. In den letzten Faktor «Soziales Engagement» gehen die Items sich politisch engagieren und sozial Benachteiligten/Randgruppen helfen ein.

Die Verteilung der Orientierungen der Befragten bezüglich dieser Faktoren ist wie folgt:

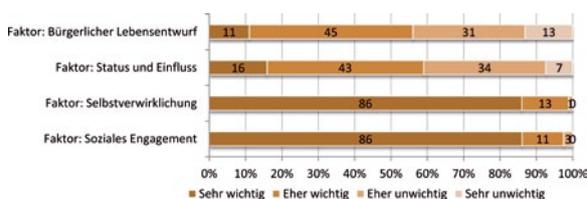


Abb. 87: Verteilung der Faktoren zu Leitenden Lebensvorstellungen (in %)

Ein «Bürgerlicher Lebensentwurf» ist als Muster nur bei einer Minderheit von 11 Prozent ein sehr wichtiger Wertekanon, weitere 45 Prozent halten die damit verbundenen Einstellungen für eher wichtig – zugleich schreiben aber fast 31 Prozent die Stoßrichtung des Faktors eher geringe Bedeutung zu und für über 13 Prozent sind die Wertekonstellation insgesamt eher unwichtig. Die um eine Offenheit und Toleranz erweiterten klassischen Sekundärtugenden verfangen somit bei mehr als der Hälfte der Befragten positiv – dahinter lässt sich eine Art linker Bürgerlichkeit vermuten.

Status und Einfluss zu sichern ist fast 16 Prozent sehr wichtig, weiteren gut 43 Prozent urteilen etwas moderater. Eher skeptisch in Bezug auf die damit verbundenen Werte wie Fleiß, sicherer hoher Lebensstandard und Macht/Einfluss sind knapp 34 Prozent der Teilnehmenden, für weitere gut sieben Prozent ist das alles eher unwichtig für ihren Lebensentwurf. Sind bei den beiden bisherigen Faktoren doch geteilte Welten sichtbar, so hebt sich diese unsichtbare Grenze in Bezug auf die beiden folgenden Faktoren auf: Selbstverwirklichung durch Phantasie und Kreativität und die Fähigkeit, die guten Dinge des Lebens zu genießen, sind allgemein geteilte Einstellung der Befragten – ebenso wie das soziale Engagement. Die damit offensichtliche Verschränkung scheinbar divergenter Werte entspricht den aktuellen Vorstellungen von Wertesymbiosen, die keine antagonistischen Abgrenzungen mehr zulassen. Die ehemaligen Studien- bzw. PromotionsstipendiatInnen zeigen sich damit als linksorientierte Kinder ihrer Zeit, denen im Hinblick auf einen Wertekanon offensichtlich ein eher pragmatischer Zug im Sinne eines Crossovers eigen ist. Hohe Zustimmungsraten zu sozialem Engagement und Selbstverwirklichung schließen sich darin eben nicht aus, sondern können sich als Gleichgewicht etablieren. Status und Einfluss sind dabei weniger als in Vorgängergenerationen stigmatisiert, sondern erscheinen als wichtiges Instrument zur Gestaltung des eigenen Lebens und ggf. der eigenen Umwelt. Dazu auch in linken Kreisen gelegentlich als bürgerliche Tugenden verschrieene Eigenschaften und Einstellungen einzubringen, wird zwar nicht von der Mehrheit goutiert, ist aber auch kein Verdachtsmoment gegenüber dem Links-Sein mehr. So gesehen sind es relative zivile Bahnen, in denen sich vielleicht weniger radikale, wohl aber real-utopische Projekte angehen lassen.

Zugleich trifft diese spezifische Wertekonstellation auf eine zunehmend prekarierte Arbeitswelt, die eine Realisation des Wertekanons mit nahendem Ende der Bildungslaufbahn vor ganz praktische Probleme stellt, wie das folgende Statement aus einer Gruppendiskussion dokumentiert:

«Aber- ich meine, umso weiter das bei mir irgendwie jetzt auch so in den letzten Jahren, ich halt eben mit dem Studium fertig wurde, man eventuell drüber nachdenkt: Ja hm Promotion ok, kommt jetzt näher. Äh- ja und was will man denn dann danach vielleicht damit anfangen und wie will man es beruflich so machen? Wo ich dann eben auch denke: Ja weißte, aber

so im Hochschulbetrieb- also a die Arbeitsbedingungen werden äh nicht besser. Also die werden eigentlich schlechter. Ähm- also da hatte ich vor kurzem mal irgendwie in so einer Reportersendung, ich glaube, von ARD oder ZDF, ich weiß nicht- abends zufällig mal so ein Bericht gesehen, wo zum Beispiel ein junger Philosoph, der promoviert und habilitiert war. Der war irgendwo auf ner oder ist irgendwo auf einer außerplanmäßigen Professur. Der hat 1.000 Euro im Monat und muss sich ansonsten mit einem Weinversand, den er selbst betreibt, da um die Runden bringen, wo ich gedacht hab- Ich meine, was sind das für Bedingungen? Ansonsten halten sich die Hochschulen ähm- ja, also die Finanzierungen werden immer schlechter. Es werden hauptsächlich äh die Betreuungsverhältnisse werden immer schlechter, weil Stellen abgebaut werden. Ansonsten es gibt immer mehr Lehrbeauftragte, die aber auch scheiße bezahlt sind.[...] Ja, also das finde ich schon ziemlich ekelig, was da passiert. Also dass da halt eben auch ähm- ja, also ich- also da finde ich es- das finde ich schon, das finde ich schon schwierig. Und ich weiß dann halt nicht, ob ich mich dem- ausliefern möchte, ob ich mir dann nicht lieber vielleicht andere Strukturen äh suchen könnte, in den ich vielleicht äh in Sachen Wissenschaft und Forschung aktiv bleiben kann. Also- ich find das- ich finde das schon schwierig. Und ja, gebe ich dir Recht. Ich weiß nicht, ob ich mich diesem Druck halt eben auch ständig aussetzen möchte. Also- äh das ist dem- Also in- ins Burnout will ich mich auch nicht herein äh- äh bringen. Das ist dann- Und das ist halt eben was, was in der Wissenschaft einfach zunimmt.»

Die Perspektiven auf die entstehende berufliche Laufbahn changieren zwischen Druck, Anpassung und eigener Gestaltung. Der Eintritt in die Berufsphase erscheint mit Zumutungen belastet, die eine Entscheidung für den einen oder anderen Weg erschweren – aber letztlich doch erzwingen.

8.4 NUTZUNGSWEISEN LINKER MEDIEN

Zum Selbstverständnis linker Orientierungen gehört auch der Bezug auf linke Printmedien als einem der Zugänge zum Erfassen der Welt und ihrer Entwicklungen, auch unter dem Aspekt, dort eine lebensphasenspezifische Sichtweise angeboten zu bekommen. (Angebote aus dem Bereich der elektronischen Medien, die vermutlich eine wichtige Rolle für die Befragten spielen, konnten aufgrund ihrer Vielfalt in der Befragung nicht erfasst werden.) Die Lektüre dient damit immer auch der Selbstvergewisserung – und kann andersherum als Ausweis bestimmter politischer Positionen verstanden werden (vgl. Ullrich 2008). Anregungen aus dem Beitrag der vorliegenden Studie haben auch diesen Aspekt der Lebenswirklichkeit der ehemaligen Promotions- und StudienstipendiatInnen zum Gegenstand der Untersuchung werden lassen. Die TeilnehmerInnen wurden nach ihren Lesegewohnheiten anhand der Vorlage spezifischer Zeitschriften und Zeitungstitel befragt. Diese werden in Abbildung 88 ausgewiesen.

Mit der TAZ wird eine dem alternativen Spektrum erwachsene Zeitung am häufigsten rezipiert, mit einigem Abstand gefolgt von der liberalen Süddeutschen Zeitung. Von jeweils deutlich mehr als einem Drittel werden zudem noch der FREITAG und die junglewold mindestens gelegentlich gelesen, letztere augenscheinlich als Medium einer relativ jungen Generation. Ein knappes Drittel nennt mit der Analyse & Kritik eine theorieorientierte Publikation. Im unteren Mittelfeld der abgefragten Medien finden sich das Neue Deutschland und die Junge Welt wieder, beide parteipolitisch nahe an der LINKEN platziert. Die sozialdemokratisch-gewerkschaftlich orientierte Frankfurter Rundschau findet mit einigem Abstand nur bei einem Fünftel der Befragten Widerhall, ebenso das nicht minder altherwürdige Magazin konkret. Die aufgeführten weiteren abgefragten Medien spielen in absoluten Zahlen nur eine marginale Rolle, sind aber in der politischen Auseinandersetzung innerhalb des linken politischen Spektrums bisweilen Zentren der Positionierung.

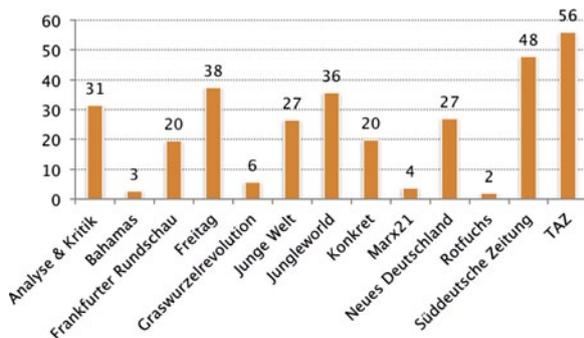


Abb. 88: Zeitschriften – Mindestens gelegentliche Lektüre (Zustimmung in %)

Auf Anregung des Beirats der Studie wurde mit Fokussierung auf die linksorientierten Printmedien jenseits von TAZ, SZ und FR untersucht, welche «Medienmilieus» sich innerhalb dieses Spektrums abbilden lassen. Dazu wurde eine Faktorenanalyse durchgeführt:

Zeitschriftenlektüre	Faktor 1	Faktor 2	Faktor 3	Faktor 4
Junglewold	,789			
Konkret	,670			
Analyse & Kritik	,591	,415		
Graswurzelrevolution	,377			
Junge Welt		,731		
Neues Deutschland		,692		
Freitag	,429	,550		-,349
Rotfuchs			,849	
Bahamas			,543	
Marx21				,877

- KMO: ,621; Bartlett-Test auf Sphärizität ist höchstsignifikant
- Erklärungskraft der Faktoren und Reliabilitätsfaktor α :
 - Faktor 1: 21 % Varianzaufklärung, Cronbachs $\alpha = ,55$
 - Faktor 2: 15 % Varianzaufklärung, Cronbachs $\alpha = ,49$
 - Faktor 3: 11 % Varianzaufklärung, Cronbachs $\alpha = -(,22)$
 - Faktor 4: 10 % Varianzaufklärung, Cronbachs $\alpha = -$

Tab. 12: Faktorenanalyse Zeitschriftenlektüre

Bezogen auf die explizit linken Zeitschriften und Zeitungen ergeben sich vier Faktoren, die gelegentliches Leseverhalten in Bezug auf unterschiedliche Lektüreangebote abbilden: Faktor 1 (radikale Lektüre) repräsentiert dabei junglewold und konkret (sowie mit relativ schwacher Ladung⁵ als hybride Platzierung die Zeitschrift Analyse und Kritik) – Publikationen, die in eher radikaleren, durchaus theoretisch ambitionierten Diskursen Verbreitung finden. In den zweiten Faktor (relative Massenblätter) gehen die Junge Welt und das ND (und mit schwacher Ladung auch der Freitag) ein – mithin in erheblicher Breite in der linken Öffentlichkeit wirksame Blätter, die über ein engeres Verständnis von linker Positionierung in Bezug auf Lagerbildung zum Teil grenzüberschreitend bis hinein in sozialdemokratische oder grüne Bereiche wirken. Faktor 3 umfasst mit RotFuchs eine ideologiekritische (kommunistisch orientierte) Veröffentlichung sowie mit schwacher Ladung die (in antideutscher Perspektive) ideologiekritische Bahamas. Marx 21 schließlich bildet einen eigenen Fixpunkt im vorliegenden Spektrum.

Die – zumindest gelegentliche – Rezeption der Zeitschriften fällt partiell unterschiedlich aus, je nachdem, ob während der Förderphase und/oder danach ein parteipolitisches Engagement bei der LINKEN bestand oder nicht (ohne Abb.). Von den nicht parteipolitisch Engagierten lasen ein gutes Drittel die Zeitschrift Analyse und Kritik, ein Fünftel die Junge Welt, zwei Fünftel die junglewold und fast ein Fünftel das Neue Deutschland (1 Prozent gab die Marx 21 an). Demgegenüber lasen die parteipolitisch Engagierten zu einem Fünftel Analyse und Kritik, gut zwei Fünftel von ihnen die Junge Welt, ein Viertel die junglewold, gut zehn Prozent die Marx 21 und 47 Prozent das Neue Deutschland. Junglewold und Analyse & Kritik stehen demnach bei nicht parteipolitisch Engagierten relativ hoch im Kurs, während es bei den in der Partei Aktiven vor allem das ND als sozialistische Tageszeitung und die Junge Welt sind.

⁵ «Schwache Ladung»: 0,5–0,6; Ladungen unter 0,5 werden im Folgenden ganz ausgeklammert.

9 SCHLUSS: DISKUSSIONSANREGUNGEN

Insgesamt zeichnen die Befunde der Befragung ehemaliger Studien- und PromotionsstipendiatInnen ein positives Gesamtbild von der Arbeit des Studienwerks der Rosa-Luxemburg-Stiftung. Die «objektiven» Daten zu Studien- bzw. Promotionsdauer und Abschlussnoten, zur weiteren beruflichen Entwicklung nach Ende der Förderung, aber auch im Hinblick auf Art und Ausmaß gesellschaftspolitischen Engagements der StipendiatInnen während und nach der Förderphase zeigen, dass zentrale Förderziele des Studienwerks der Rosa-Luxemburg-Stiftung in hohem Maße realisiert werden. Die retrospektiven Einschätzungen der Befragten im Hinblick auf die Betreuung im Rahmen der ideellen Förderung verweisen – bei aller «Kritik auf hohem Niveau», die die Befragten zu einzelnen Aspekten formulieren – auf eine gute und umfassende Betreuung der MitarbeiterInnen des Studienwerks ebenso wie der VertrauensdozentInnen und weiterer involvierter Externer.

Das heißt aber natürlich nicht, dass es keine weiteren Entwicklungspotenziale für die Arbeit des Studienwerks mehr gäbe. Diese zu definieren, kann nicht Aufgabe des vorliegenden Berichts sein. Gleichwohl sollen abschließend einige Hinweise auf Aspekte gegeben werden, die die Autoren des Berichts als mögliche Ansatzpunkte einer solchen internen Diskussion erachten.

Die quantitative Befragung zeigt auf, dass unter den ehemaligen StipendiatInnen zu gut drei Fünfteln Kinder aus Akademikerhaushalten vertreten sind; bei knapp zwei Fünfteln haben sogar beide Elternteile einen Hochschulabschluss. Nur knapp 40 Prozent der Geförderten entstammen nicht-akademischen Haushalten. Diese Genusgruppe könnte aber von einer Förderung vermutlich besonders profitieren. Hier wäre zum einen zu fragen, ob das den Förderzielen entspricht, und wenn ja, wäre weiter zu fragen, ob die Förderziele im stiftungspolitischen Sinne wünschenswert sind. Zum anderen steht in Frage, ob die Auswahlmodalitäten möglicherweise Einfluss auf die «schiefe» Verteilung die Bildungsherkunft der StipendiatInnen nimmt.

Die Auswahl von BewerberInnen ist immer davon abhängig, wer sich überhaupt bewirbt. Die qualitativen Interviews, in denen der individuelle Weg zum Stipendium thematisiert wurde, zeigen, dass das Wissen um die Möglichkeiten eines Studienstipendium bei der Rosa-Luxemburg-Stiftung – PromotionsstipendiatInnen wissen dagegen für gewöhnlich um die Optionen einer Promotionsförderung durch die politischen Stiftungen – recht eng an eigene Aktivitäten in der LINKEN und/oder der Rosa-Luxemburg-Stiftung oder aber an persönliche Bekanntschaft mit Personen aus diesem Umfeld gekoppelt ist. Ein Kontext, in dem solche Bekanntschaften auch ohne Aktivität in der LINKEN oder der Stiftung neu geknüpft werden können,

sind lokale Rosa-Luxemburg-Clubs. Wie hoch der Bekanntheitsgrad der Förderangebote bei jenen eher partei- und stiftungsfernen Studierenden ist, die aufgrund ihrer politischen Orientierungen und gesellschaftspolitischen Engagements ebenfalls im engeren Sinne zur Zielgruppe der Rosa-Luxemburg-Stiftung gehören, kann auf Grundlage der vorliegenden Daten nicht zuverlässig eingeschätzt werden. Es steht aber zu vermuten, dass hier noch BewerberInnenpotenziale brach liegen. Zu fragen wäre dann, wie die Werbung des Studienwerks bei dieser Zielgruppe weiter intensiviert werden könnte.

In den qualitativen Interviews wird deutlich, dass die Studien- bzw. Promotionsförderung der Rosa-Luxemburg-Stiftung für viele StipendiatInnen zum Bewerbungszeitpunkt eine Option unter mehreren darstellte. Es ist also nicht davon auszugehen, dass bereits eine feste Bindung an die von der Stiftung vertretenen politischen Werte besteht. Daraus lassen sich zwei Schlussfolgerungen ziehen:

Zum Einen gilt es, für diesen Kreis entsprechend «offene» inhaltliche Angebote im Rahmen der ideellen Förderung zu machen, die eine selbständige Entwicklung der eigenen politischen Position ermöglichen. Zudem scheint eine weitere, allerdings unsystematische, informelle Struktur unter den StipendiatInnen, die dies ebenso befördern wie behindern kann, bereits vorhanden zu sein: Insbesondere in von den StipendiatInnen selbst organisierten Arbeitskreisen etc., aber zum Teil auch auf Seminaren mit bestimmter thematischer Ausrichtung, ergeben sich Inner-Circle-Strukturen bzw. – Debatten, die neu Hinzukommenden ermöglichen, sich zu assoziieren und im Rahmen der Peer Group eigene Orientierungen zu entwickeln – oder gerade in Abgrenzung dazu eigene Positionen zu entwickeln.

Zum Anderen resultiert aus der zumindest anfänglich nur losen Wertbindung der StipendiatInnen, dass die Erwartungshaltung des Studienwerks im Hinblick auf die Prägung der Wertorientierungen seiner StipendiatInnen nicht allzu hoch angesetzt werden sollte. Eine Reflexion dieses Sachverhalts hilft auch, eigene Enttäuschungen zu vermeiden.

Zudem bietet die Rosa-Luxemburg-Stiftung ein Dach für plurale und untereinander teils sehr heterogene linke Positionen, die an anderer Stelle mit dem Begriff der «Mosaik-Linken» treffend gefasst worden sind. Aus Sicht eines Teils der StipendiatInnen ist die Stiftung unabänderlich zu «parteilastig»; und «Ver-einnahmungsversuche» von Partei wie Stiftung werden kritisch beäugt und abgewehrt. Anderen ist dies kein Anlass zur Kritik. Aus dieser Spannung speist sich demnach die Bandbreite von Bewertungen einzelner inhaltlicher Formate, für die allerdings kaum ein geeigneter *one best way* zu formulieren wäre – es scheint produktiver, diese Spannungen auszuhalten und sie als Impuls für weitere Veranstaltungen zu nutzen.

Auch geht die Selbsteinschätzung der StipendiatInnen ganz überwiegend dahin, dass die ideelle Förderung die eigene politische Kompetenz nur wenig beeinflusst hat. Nun könnte argumentiert werden, dass es sich um eine systematische Fehleinschätzung der StipendiatInnen handelt. Eine andere Interpretation scheint allerdings plausibler:

In Konjunktion mit der Tatsache, dass die meisten StipendiatInnen während des Förderzeitraums politisch in umfassendem Maße politisch aktiv waren – also auch und gerade außerhalb des Studienwerks –, erweist sich diese Einschätzung der geringen unmittelbaren Beeinflussung zunächst als plausibel. (Auch daraus leitet sich der Schluss ab, dass Eigenerwartungen des Studienwerks verfehlt wären, die StipendiatInnen in Bezug auf ihre politischen Kompetenzen unmittelbar fördern zu können.)

In einem weitergehenden Sinne verweisen die qualitativen Interviews aber auf eine andere Qualität des Einflusses der Stiftung (und relativieren die Aussagekraft der auf wenige Einschätzungsfragen bezüglich der direkten Wirkung der ideellen Förderung verkürzten Befragung). Die ideelle Förderung dient den StipendiatInnen als ermöglichende Struktur und als Impulsgeber für eine überwiegend eigenständig und in politischen Praxiskontexten außerhalb der Stiftung betriebene politische Positionierung – und sie stößt die Vernetzung der StipendiatInnen untereinander an, so dass wiederum Verknüpfungen zu den externen politischen Netzwerken der anderen StipendiatInnen ermöglicht werden.

Aber auch die Reichweite dieser Wirkungsweise ist nicht unbegrenzt: Viele StipendiatInnen sind schon zu Förderbeginn relativ fest in gesellschaftspolitische Kreise eingebunden, und es ist davon auszugehen, dass ihre weitere politische Entwicklung sich hier in relativ hohem Maße eigenlogisch weiter vollzieht. Diese StipendiatInnen bringen aber ihrerseits ihre politischen Positionen und Praxen auch in die Stiftung und die StipendiatInnenschaft mit ein. Insgesamt bildet die sich im Förderzeitraum weiter entwickelnde Identität als Linke in der Bandbreite der Mosaiklinken die Grundlage für unterschiedliche Qualitäten der Bindung an die Rosa-Luxemburg-Stiftung.

Die weitere Entwicklung des gesellschaftspolitischen Engagements unterliegt ebenfalls einer fortlaufenden Dynamik, die nach dem Berufseintritt durch die Anforderungen der Erwerbsarbeit belastet wird. Innerhalb des Förderzeitraums ergibt sich eine Mehrfachbeanspruchung durch Studium bzw. Promotion, ge-

sellschaftspolitische Aktivitäten, (teils verpflichtende) Angeboten der ideellen Förderung des Studienwerks und ggf. familiale Aufgaben.

Aus dieser Konstellation ergibt sich, dass die Angebote der ideellen Förderung von den StipendiatInnen zwar generell begrüßt, aber auf Grund zeitlicher Belastung (die teils durch weite Anreisedistanzen deutlich erhöht wird) nur selektiv wahrgenommen werden. StipendiatInnen mit Migrationshintergrund nutzen die Strukturen des Studienwerks und der Stiftung stärker als Instrument der Vernetzung – dies verweist auf einen besonderen Bedarf dieser Genusgruppe, den es genauer zu eruieren gilt.

Eher abgelehnt werden von den StipendiatInnen Veranstaltungen mit verpflichtendem Charakter. Häufig kritisiert wird in den qualitativen Interviews von den geographisch «peripheren» StipendiatInnen die starke Berlinzentrierung des Studienwerks. Begrüßt werden erkennbare Tendenzen einer Regionalisierung der Angebotsstruktur, die aber einer entsprechenden organisatorischen Unterfütterung bedürfte. Ob hier Möglichkeiten zu einer infrastrukturellen und personellen Kopplung mit den Landesstiftungen gibt, wäre zu prüfen.

Eine sehr hohe Anerkennung unter den StipendiatInnen und starke Nachfrage findet die Förderung von Auslandssemestern. Wertgeschätzt wird insbesondere die ermöglichende Haltung des Studienwerks für entsprechende Bedürfnisse der StipendiatInnen. Hohe Anerkennung erfahren auch die soziale wie fachliche Kompetenz und Engagement der MitarbeiterInnen des Studienwerks. Parteipolitisch aktive Geförderte sind in ihren Einschätzungen zur Qualität der ideellen Förderung tendenziell etwas kritischer, was möglicherweise in einer anders gelagerten Erwartungshaltung an die Stiftung als Dienstleister der Partei begründet liegt.

Ebenfalls in hohem Maße begrüßt werden von den Befragten die Alumni-Arbeit des Studienwerks und von ROSAalumni sowie berufsorientierende Angebote des Studienwerks. Beide Strukturen befinden sich noch in der Entwicklung und sollten kontinuierlich weiter ausgebaut werden. Die positive Bezugnahme auf berufsorientierende Angebote zeigt, dass eine unvermeidliche Ambivalenz der StipendiatInnen, die zwar als politische Subjekte die instrumentelle Bezugnahme auf die eigenen Kompetenzen im Rahmen eines neoliberalen Arbeitsmarktregimes kritisieren mögen, zugleich aber in Arbeitskraftperspektive nicht umhin können, sich unter den herrschenden Bedingungen zu vermarkten.

ANGEFÜHRTE LITERATUR

E

Enders, Jürgen (2005): Promovieren als Prozess – Die Förderung von Promovierenden durch die Hans-Böckler-Stiftung. Düsseldorf: HBS

F

Frohbieter, Dana/Kühne, Mike/Lenz, Karl/Wolter, André (2009): Die etwas andere Bildungselite. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt

H

Hany, Ernst (2010): Begleitende Evaluierung der ideellen Fördermaßnahmen der Begabtenförderwerke im Hochschulbereich – werksspezifische Auswertungen für die Rosa-Luxemburg-Stiftung (Manuskript)

U

Ullrich, Peter (2008): Die Linke, Israel und Palästina. Nahostdiskurse in Großbritannien und Deutschland. Berlin: Dietz